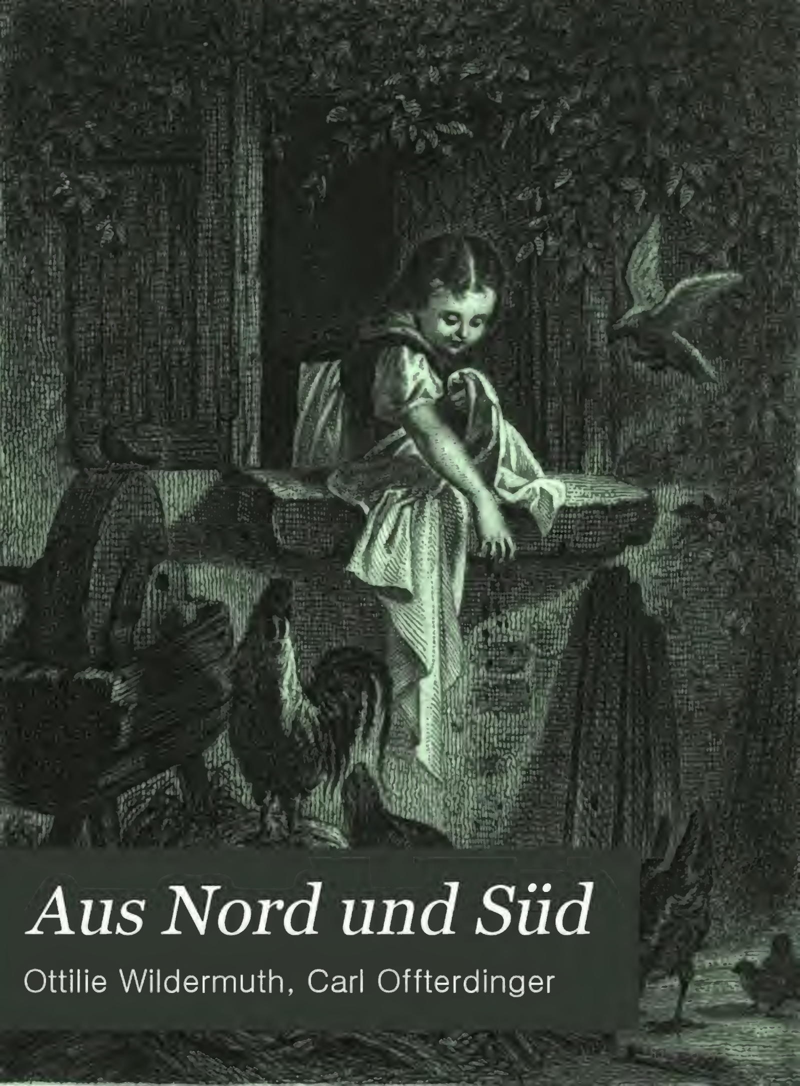
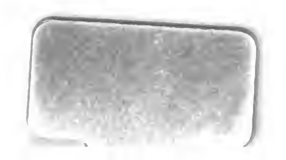


Aus Nord und Süd

Ottilie Wildermuth, Carl Offterdinger




TAYLOR · INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA




TAYLOR · INSTITUTION
DOMI NUS ILLU
MINA TIO MEA



Aus Nord und Süd.

Erzählungen

der deutschen Jugend geboten

von

Ottilie Wildermuth.

Mit sechs Stahlstichen

von

C. Offterdinger.

Stuttgart.
Verlag von A. Kröner.



Druck von Gebrüder Mäntler in Stuttgart.

Vorwort.

Das Geschichtenerzählen habe ich in jungen Tagen schon gelernt und geübt unter meinen Brüdern und kleinen Schulfreundinnen. In späteren Jahren hatte ich noch viel mehr zu erzählen für meine eigenen Kinder, und nun, da auch noch die Enkelkinder Geschichten wissen wollen, bin ich fast zu alt geworden zum Erzählen.

Da hat nun eine meiner Töchter, die das Erzählen unter ihren eigenen Kindern gelernt, diesmal ein paar Geschichten mit eingeschoben; meine scharfsinnigen jungen Leser dürfen errathen, welche von der Mutter, und welche von der Tochter sind.

Den Stoff zu der Erzählung „Schwarze Treue" habe ich einer englischen Geschichte, „Die Kindlein im Korbe", entnommen, und habe später erst erfahren, daß diese bereits vor Jahren in

einer norddeutschen Jugendschrift übersetzt erschienen ist. Ich glaubte sie aber doch behalten zu dürfen, da ich sie frei erzählt habe und da die Geschichte, die auf Wahrheit beruht, mich sehr angesprochen hat.

Meinen herzlichen Gruß an die Jugendwelt, mit der ich nun seit zwanzig Jahren schon verkehre!

Ottilie Wildermuth.

Inhalt.



Sammelt die Brosamen.

Geburtstagsvisite.

Warum sind denn heute Vormittag ein paar kleine Mädchen nach der Schule so eifrig und so geheimnißvoll zu Herrn Schmauder dem alten Schulmeister gekommen und haben sich Vakanz erbeten von der Nachmittagsschule? Warum läuft denn Kommissärs Marie am hellen lichten Werktag in ihrem blauen Zizkleidchen herum und in dem seidnen Schürzchen, das sie sich selbst aus einem alten, geerbten Halstuch ihrer seligen Großmutter verfertigt hat? Und warum ist Minna Stein mit Klärchen Müller zum Krämer gewandert, Jede mit einem halben Gulden und haben einen niedlichen Taschenspiegel eingekauft und eine kleine Schäferin von Porzellan? — Ja, das will ich Euch sagen: Heut ist der Geburtstag der Ida Reinhard, und da gibt's ein Visitle!

Immer war es etwas Schönes, wenn Geburtstag gefeiert wurde bei einem der sechs kleinen Mädchen, die als gute Kamerädinnen zusammen in die Schule giengen; es war schön bei Julie Werner, deren Geburtstag im Januar war, wo man noch Lebkuchen bekam von Weihnacht her und zum Schluß den Christbaum anzündete, es war nett bei Klärchen, im Mai, wo man immer zum Schluß des Festes noch in's Wäldchen spazierte und Maiblumen suchte; selbst zu der Karoline Kloz giengen sie gern, obgleich da nicht viel

zu spielen war: ihre Mutter war eine Wirthin, der war's eine besondere Ehre, daß die vornehmen Jungferleins zu ihrer Karline kamen, so backte sie ihnen allemal einen Gugelhopfen, fast so groß wie ein kleines Gartenhaus und einen Apfelkuchen wie ein Mühlrad, da durften die kleinen Mädchen so reichlich schmausen, daß ihnen fast ein Bischen übel war, wenn sie Abends heim kamen; sie freuten sich aber doch alle Jahre wieder auf den Gugelhopfen und auf den riesigen Apfelkuchen, die jedesmal mit einem „Ah" der Verwunderung empfangen wurden.

Ida Reinhard's Geburtstag der war aber doch ein ganz andrer und wichtiger als all' die fünf andern zusammen. Ida's Vater, ein sehr reicher Fabrikant, der nach dem frühen Tode seiner Frau sein Geschäft verkauft hatte und erst vor einigen Jahren hieher gezogen war, der bewohnte nicht nur so das Stockwerk eines Hauses wie andre, wo man die kleinen Mädchen dann ermahnte: „Seid nicht so laut, daß es den kranken Herrn oben nicht stört!" oder „tanzen dürft ihr nicht, das kann die alte Frau Doktorin unten nicht hören!" Nein, er hatte ein altes Gebäude gekauft, das Schlößle genannt, das außen vor der Stadt auf einem Hügel stand, er hatte dies abgerissen und sich ein schönes Landhaus erbaut.

Da hatte Ida ein eigen niedliches Schlafzimmer mit Mousselinvorhängen, rosenroth und weiß, vor ihrem Bett, und daneben noch ein Spielzimmer, darin nicht nur eine Puppenstube stand, wie sie Andre auch haben, nein, ein ganzes Puppenhaus, davon man das Dach abheben konnte und dann Schlafzimmer, Wohnstube, Salons und Küche fand, für das kleine Volk, fast so reizend wie im Puppenland, auch Bilderbücher und andre Spielsachen aller Art waren da, so reichlich, wie keines der andern Kinder sie besaß.

Ida gieng nicht zur Schule wie ihre Freundinnen, sie hatte eine Gouvernante, zu der die Mädchen mit großem Respekt aufblickten, aber ihr Vater hatte gern, wenn sie mit Kindern ihres

Alters umgieng, da sie keine Schwester hatte und ihre Mutter früh an der Auszehrung gestorben war. Auch war Ida gar nicht stolz und nicht geizig mit ihren schönen Sachen, sie wurde erst recht vergnügt, wenn die Andern sich daran erfreuten, drum war es kein Wunder, daß ihr Geburtstag so wichtig war und die Mädchen sich darauf freuten, fast wie auf den Christtag.

Um zwei Uhr war auch schon die ganze kleine Gesellschaft versammelt im besten Staat, um auf die Villa zu ziehen. Ihr Geschenk trug Jede im Körbchen und sagte ja nicht was es war, nur Klärchen und Mina wußten's von einander, Jede dachte in der Stille, das ihrige werde Ida doch am meisten freuen. Marie Kohler allein war etwas still, da sie wohl wußte, daß sie nicht so schöne Sachen hatte einkaufen können, wie die Andern.

Am profitlichsten sah Karoline aus, die ihr Präsent in einer Tasche trug; sie war auch gar schön geputzt in einem so hellrothen Kleid, daß man's schon von weitem sah, nur schade, daß sie ein himmelblaues Halstuch und eine grüne Schürze dazu trug!

Höchst vergnügt wandelten sie denn hinauf zum Schlößchen, wo ihnen Ida schon an dem eisernen Gitterthor entgegen kam und sie die breiten Treppen hinauf führte in den schönen Garten, wo im Pavillon ihre Geburtstagsgeschenke ausgestellt waren.

Ja, da waren die Freundinnen wohl kaum so keck, noch ihre Gaben auszupacken! Da stand ein prächtiges Puppentheater mit rothseidenem Vorhang, hinter dem gewiß die schönsten Figuren waren, ein ganzes Kistchen nagelneuer Püppchen in's Puppenhaus, ein neues Kleid für Ida von lichtem Mousselin mit Rosenknospen, schon fertig gemacht, hieng auch da, sogar eine richtige, kleine, goldne Taschenuhr, die pikte und wirklich gieng, in einem zierlichen Gestell daneben. Nur schüchtern zog Bertha Stark, des Stadtpfarrers Töchterlein, das kleine Buch mit Bildern und Geschichten heraus, das der Vater ihr für Ida gegeben. Karoline die holte mit lächelndem Angesicht eine große Schachtel aus ihrer Tasche, darauf Rosen

und Vergißmeinnicht gemalt waren und aus der Schachtel noch ein großes Kollier und Kreuz von gelben Steinen, war ja freilich nicht echt, aber es glitzerte doch prächtig. Nun hatte Klärchen und Minna eher den Muth, mit ihren Geschenken zu kommen, auch Julchen Werner mit einem rosenrothen Schälchen aus ihres Vaters Laden. Ida freute sich über alles, wenn sie auch viel schönere Sachen bereits besaß, und dankte ihnen freundlich. „Hat die gar nichts?" wisperten leise die Mädchen und schauten mitleidig, daneben doch auch etwas geringschätzig auf Marie, die bereits in aller Stille ihre kleinen Geschenke auf den reichen Tisch gelegt hatte. Es war ein niedliches Körbchen aus grünen Klebbinsen geflochten, die sie freilich mit vieler Mühe hatte suchen müssen, da sie selten wachsen, mit ganz kleinwunzigen Feldblümchen gefüllt, so zierlich geordnet, daß es wie ein besonderes Kunstwerk aussah, dazu noch zwei Steppdecken auf Puppenbetten aus allerlei kleinen bunten Fleckchen von Kattun, Seide und Sammt gar nett und passend zusammengesetzt und fein genäht.

Ida freute sich an dem Körbchen, über die Bettdecken aber jubelte sie laut auf: „nun, das ist aber nett! Das ist's gerade, was ich mir gewünscht habe, heut, als ich meine Puppenschlafstube eingeräumt habe! Da sind nur Federdecken auf den Bettchen und doch hat man im Sommer jetzt leichte Steppdecken. Fräulein Laney sagte aber: auf Puppenbetten sei das ja nicht nöthig. Jetzt sollen gleich die niedlichen Decken auf meine Gastbetten! ich dank' dir recht, Marie, und du hast's so nett genäht!"

„Ja die Marie, die kann's doch allemal am Besten und wenn sie gar nichts hat!" sagten verwundert, doch ohne Neid, die Mädchen, während Marie ganz roth wurde vor lauter Glück, daß sie Ida doch erfreut hatte mit der Arbeit aus Fleckchen, die sie nach und nach gesammelt und sich aufgespart hatte.

Nun aber gieng's in's Zimmer hinauf, wo schon die zierlichen vergoldeten Tassen bereit standen und eine so große Chocoladekanne,

daß sie wohl sechsmal daraus gefüllt werden konnten und ein Korb mit Zuckerbretzeln, so reichlich, daß selbst die dicke Karoline, der's immer so wohl schmeckte, nicht mit ihrer Portion fertig werden konnte.

Sie fanden's alle für gut, die Festfräulein, sich nach der Chocolade ein wenig im Garten umzutreiben, ehe es an die schöne Torte kam, die, mit feinen Früchten geschmückt, gar lockend auf dem Tisch im Nebenzimmer bereit stand.

„Eins zwei drei für mich, wollen wir spielen, dann kann man nachher wieder gut essen!“ schlug Minna vor, „wo ist Marie?“ Ja Marie die stand draußen und fütterte die Hühner mit den Brocken, die von den guten Zuckerbretzeln auf dem Tisch herumlagen, sie hatten sie so gedauert, nun freute sie sich, wie da Hühner und Hahnen, alte und junge zusammen trippelten und flatterten, wie sogar die große, schwarze Henne ihre Küchlein mit lautem Gakern zusammenberief zu diesem Festmahl, obgleich die Hühner auf Herrn Reinhard's Hof auch sonst keinen Hunger leiden durften. Die letzten Brosamen vom Tisch, die zu klein waren für die Hühner zum aufpicken, die hatte Marie auf den Fenstersims gestreut für die Vöglein. „Brösamlesmarie, Brösamlesmarie!“ riefen lustig neckend die Mädchen, als diese nun herbei sprang; sie freuten sich aber doch auch zu sehen, wie allerlei Vöglein, schüchterne Schwarzköpfchen und freche Spatzen an's Fenster flogen und die Brosamen pickten, die sonst verloren gegangen wären.

„Ein altbackenes Ding ist die Marie doch,“ sagte Karoline leise zu Mina, als sie sich zum Spiel sammelten, „wer denkt denn auch dran, die Brosamen aufzulesen? Bei uns, da kommen ganze Stücke Brod auf den Düngerhaufen, wer wird so nach allem sehen?“ War den kleinen Mädchen gerade nicht übel zu nehmen, daß sie noch nicht alle daran dachten Brosamen zu sammeln. Marie die war so zufällig darauf gekommen, da ihre Eltern in einem Hinterhaus wohnten, das auf den Hühnerhof des Hausbesitzers gieng, da

hatte sie's gern gesehen, wie die Hühner herbeiliefen, wenn sie das Tischtuch ausschüttelte, sie hatte probiert, noch ein Bischen von ihrer Frühstückssemmel auf den Sims zu bröseln, und so lernte sie nach und nach auf allerlei kleine Dinge achten, an die sonst Kinder wohl noch nicht denken.

Gar zu lang dauerte das Spiel der Mädchen im Garten nicht, sie meinten, es schon mit der Torte aufnehmen zu können, als man ihnen rief, und sie schmausten wirklich so unverzagt, daß man kaum hätte glauben sollen, wie reichlich sie schon Chocolade genossen hatten. Nachher wurde das neue Theater eröffnet und Marie, obschon die Karoline sie „altbacken" genannt, konnte ihnen recht nett darauf vorspielen; man machte sich dann an's Puppenhaus, ernannte Ida zur Frau, Klärchen zur Jungfer, Minna zur Kindsmagd und Karoline zur Köchin bei der Puppenfamilie, die andern sollten dann mit einem Theil der geputzten Püppchen zu Besuch kommen; es wollte aber nicht so recht gehen, da Jede gern die neuen Puppen wollte, und nur Marie allein vergnüglich Schule hielt mit den verachteten alten; man ließ Stube, Küche und Salon ziemlich vergrustet liegen und probierte es mit andern Spielen, die ja reichlich da waren; zuletzt spielte in dem kleinen Salon sogar Fräulein Laney noch einen Walzer und die Festlichkeit endete mit einem lustigen kleinen Ball, wobei Ida's Bruder der einzige Kavalier war, weil sonst Eine übrig geblieben wäre; wie ihm aber Fräulein Laney sagte, er müsse auch galant sein gegen seine kleine Dame, da sprang er davon und ließ sie stehen.

Geschmaust wurde dazwischen immer wieder allerlei: Backwerk, Nüsse, Aepfel. Herr Reinhard hatte der Haushälterin aufgetragen, sie solle es den Kindern ja an nichts fehlen lassen, sie brachte ihnen denn auch so viel, daß sie zuletzt mit dem besten Willen nicht mehr konnten.

Abendgesellschaft.

Es war schon Abend und Minna, die älteste der kleinen Gesellschaft, sprach vom Heimgehen, da zupfte Marie leise die Festkönigin Ida am Aermel:

„Ida," sagte sie, „nicht wahr, was man uns heut aufgewartet, das hätten wir alles essen dürfen?" „Freilich," sagte Ida, „ist dumm, daß sie's nicht gewollt haben." „Dann darfst du's auch verschenken?" „Natürlich, aber wer wird's wollen? unsere Leute haben selbst genug."

„Nun sieh," sagte Marie, „da kommen gerade so arme, barfüßige Kinder aus dem Wald; wie wär's, wenn wir es denen noch austheilten?"

Es war nämlich heute Holztag: ein Tag, an dem armen Leuten gestattet war, im nahen Wäldchen Holz aufzulesen und der Weg vom Walde führte gerade an dem Landhaus vorbei, da hatte Marie gesehen, wie eben die ärmlich gekleideten Kinder, größere, kleinere, mit schweren Holzbürden oder auch mit kleinen Schiebkarren oben herunter kamen. Der Ida, die ein gutmüthiges Mädchen war, gefiel Marien's Vorschlag; „kommt Mädchen," rief sie, „nehmt alles was noch Gutes auf dem Tisch steht, wir wollen eine Nachvisite halten!"

Eifrig packten die Mädchen auf, was sie tragen konnten; langsam, müde und hungrig kamen nach einander die armen Kinder den steinigen Weg herunter und sahen wohl etwas neidisch auf die geputzten Kinder an der Thür des schönen Gartens. Wie verwundert waren sie, als Ida plötzlich kommandirte: „Halt! setzt euch!"

Bald war die ganze kleine Schaar an dem grünen Rain am Wege gelagert und die trübseligen Gesichter, die erst noch etwas trutzig herumgeglotzt, wurden bald hell, als all die geputzten Jungferlein mit der noch übrigen Geburtstags-Aufwartung: Nüssen, Aepfeln, Butterbrod und Kuchenresten eifrig herbeieilten und sie unter Marie's Anleitung emsig und gewissenhaft vertheilten.

So ganz gleich konnte man's nun freilich nicht machen, aber es reichte doch für Alle und kam den armen, hungrigen Kindern so gar unerwartet und so gar willkommen, daß sie, weniger als sie sonst vielleicht gethan hätten, neidisch auf einander blickten; sie schmausten alle mit höchstem Vergnügen und bald tönte helles Lachen und Plaudern, wo man vorher geglaubt hatte, Keines könne mehr den Mund aufthun.

„Was habt ihr denn da für eine Bagage?" fragte Herr Reinhardt, der zufällig dazu kam, zuerst etwas ärgerlich, als ihm aber Ida erklärte, wie das nur die Ueberreste von ihrem Festmahl seien und als er in die fröhlich glitzernden, immer noch erstaunten Augen sah, mit denen die armen Kinder aufblickten, da freute er sich selbst dran und ließ einen Krug Apfelmost holen, von dem Jedes der kleinen Kompagnie noch einen Becher voll bekam, so daß sie höchst glücklich und aufgeheitert abzogen mit ihrer Holzbürde; einige der gebildeteren unter ihnen stimmten sogar den Gesang an:

Wir sitzen so fröhlich beisammen
Und haben einander so lieb,

obgleich sie nicht mehr saßen, sondern heimtrottelten und auch das ‚einander lieb haben' oft sehr zweifelhaft war.

Auch die Mädchen brachen auf, es war fast dunkel geworden; Marie hatte sich noch erboten, Ida aufräumen zu helfen, da Puppen, Kochgeschirr und Theaterfiguren traurig untereinander lagen. „Ach nein," sagte Ida, „das räumt schon unser Stubenmädchen auf, wenn du aber die alten Dinger aus der Puppenstube mitnehmen willst, so kannst du, die mag ich jetzt nicht mehr."

Marie nahm das gerne an, wenn sie auch daheim gerade nicht viel zum Spielen kam, sie nahm's auch nicht übel, als Julchen lachend sagte: „so, Brösamlesmarie, hast wieder etwas aufgelesen?" und Karoline etwas geringschätzig meinte: „na, das möcht' ich gerade nicht, was der Ida nicht mehr gut genug ist!" „Mir gefallen

meine Sachen daheim gar nicht mehr," klagte Minna, „wenn ich das schöne Spielzeug der Ida gesehen habe." „O, wir können das alles auch kaufen," rühmte Karoline, „wir haben nur als keine Zeit dazu; wenn meine Mutter wieder nach Stuttgart fährt, so muß sie mir Puppen in meine Stube mitbringen, gerade zweimal so groß, als der Ida ihre!"

„Dummes Ding, dann rutschen sie ja von deinem Sopha herunter und können nicht auf deinen Stühlen sitzen!" rief Klärchen mit Lachen und es hätte fast noch Händel gegeben; Marie war nicht gerade betrübt worden durch Karolinen's Spott, sie wußte, daß sie die alten Püppchen nicht für sich selbst brauchte und sie mußte immer an die vergnügten kleinen Holzleser denken, die, trotz ihrer frühern Ermüdung, jetzt weit vor den Mädchen vorausgesprungen waren, um daheim zu verkündigen, wie gut es ihnen gegangen war. Und manche trübselige Stube wurde aufgehellt durch die fröhliche Botschaft der Kinder, mancher trotzige Mann, manch abgeschafftes Weib, die vorher gemurrt und geseufzt: „ja, die Reichen haben's gut, wir müssen uns schinden auf der Welt!" wurde nun doch milder gestimmt und sagte: „na, 's gibt doch noch gute Leut' und ist auch recht, daß noch Reiche da sind, 's könnt ja sonst Niemand mehr etwas herschenken."

Mariens Eltern daheim, der Herr Kommissär Kohler und seine Frau, waren zuerst etwas ärgerlich, daß sie so spät heimkam; aber als sie die vergnügliche Geschichte von den Holzlesern erzählte, da freuten sie sich auch darüber. „Mein Mariele," meinte die Mutter, „die hat doch alleweil noch etwas zu verschenken!"

„Ja, wie der heilige Crispin," brummte der Vater.

„Ei nein, Papa," rief Marie eifrig, „der heilige Crispin, der hat Leder gestohlen und den armen Leuten Schuhe draus gemacht, ich aber stehle nicht, ich habe nur gebeten."

„Man muß auch nicht zu viel bitten, und wenn's gleich für Andere ist," sagte der Vater, „sonst entleidet man's den Leuten."

Mariechen wollte sich's merken; sie hatte ja heute nicht gebettelt, nur die Brosamen gesammelt!

Fast zugleich mit den Kindern war ein bleicher Herr vom Wäldchen herabgestiegen. Es war ein junger kranker Prediger, der sein Amt hatte für eine Weile aufgeben müssen und vor Kurzem in das Städtchen gezogen war, weil da die Luft gesund und das Leben nicht theuer war. Er hatte, gerade weil er selbst sich so matt fühlte, herzlich Mitleid gehabt mit den müden Kindern und hätte ihnen gerne etwas zur Auffrischung gegeben. Aber, — die kleine Münze, die er in der Tasche hatte, die hätte lang nicht für Alle gereicht, dann wären die Andern nur neidisch geworden. So war er denn hinter ihnen hergegangen, ganz betrübt, daß er nicht einmal so ein Häuflein armer Kinder erfreuen könne, ganz langsam, weil er lieber nicht zugleich mit ihnen gehen wollte.

Wie hatte der sich gefreut, als er um die Ecke kam und da auf einmal das ermattete kleine Volk in fröhlichem Schmaus sitzen sah! Er sah nun, daß der liebe Gott auch im Kleinsten immer wieder Mittel und Wege findet zu helfen, wo wir nicht können. Und er war getrost heimgekehrt und hatte sich so mit gelabt an den Brosamen, die die kleine Marie gesammelt hatte.

Brösamlesmarie.

Marien's Eltern waren gar nicht reich, der Vater konnte wegen eines schweren Augenleidens sein Amt nicht mehr versehen, und sie hielten kein Dienstmädchen, da mußte die Kleine früh mit angreifen, mußte Morgens Späne bringen zum Feueranzünden, mußte das kleine Becherlein voll Kaffeebohnen mahlen zu dem Kaffee, von dem sie erst nichts bekam, da die Mutter die lautere Milch für Kinder

so viel gesünder fand, sie mußte vor oder nach der Schule die nöthigen Ausgänge machen, das gespaltene Holz auf den Boden tragen und so noch allerlei.

Sie that es willig, Kinder mögen gern so ein Bischen herumschäffeln, doch war sie gerade kein leibhaftiger Engel; mitunter wäre sie viel lieber mit den andern Kindern herumgesprungen, als daß sie der Mutter half, wenn gleich der Vater meinte, bei den häuslichen Arbeiten habe sie viel gesundere Bewegung und bekomme schönere rothe Backen, als von so unnöthigem Herumrasen.

Es war aber ihr Leben nicht lauter Mühe und Arbeit, sie hatte auch ihre heimlichen Freuden, vielleicht mehr, als manch reichere Kinder. Unten in dem alten Hause, wo ihre Eltern ein paar Zimmer bewohnten, war ein etwas trübseliges Kämmerlein, das Badestübchen genannt, in dem aber schon lang Niemand mehr badete, es stand nur die große Hausmange darin. Da war auch ein Wandschrank mit vielen Fächern, und die Hausbesitzerin, die ihn nicht benutzte, hatte der kleinen Marie, die ihr schon manchen Gefallen gethan, gestattet, darin ihre Vorrathskammer anzulegen. War ganz erstaunlich, was die Brösamlesmarie da nicht alles nach und nach zusammentrug! Da war in einem Fach eine Art Puppenstube, bevölkert mit den ausgeschossenen Püppchen der Ida, die Marie mit allerlei Fleckchen wieder ordentlich hergekleidet hatte, in einem andern Fach hatte sie mit alten Porzellanscherben, Nußschalen und leeren Schneckenhäusern eine Art von Kaufladen eingerichtet, wieder in einem etwas wie einen kleinen Buchladen, darein sie Blätter gesammelt mit Bildern, wie sie oft in Kaufläden als Tüten oder Umschlagpapier hergegeben oder sonst auf die Straße geworfen werden, die hatte sie zu ganz netten Bilderbüchern zusammengestochen, in denen sich sogar oft etwas fand, daraus sie dem Vater vorlesen konnte, der nicht die Mittel hatte, sich Zeitschriften anzuschaffen.

Da Marie hübsch zu spielen verstand, so geruhten die andern Mädchen manchmal in einer freien Stunde bei ihr einzukehren,

wenn sie auch daheim viel feinere Spielsachen hatten, Marie wußte es so unterhaltend zu machen, daß sogar die dicke Karoline oft angezogen kam mit dem neuen Puppenkram, den ihr die Mutter um viel Geld in Stuttgart gekauft hatte. „Du, Marie, spiel' mir auch mit meinen Docken, ich weiß gerad nicht viel damit zu thun.“ Bei Ida, die unter all ihren schönen Sachen manchmal Langeweile hatte, war sie allezeit sehr willkommen, nur hatte sie nicht oft Zeit, den weiten Weg zu machen.

Noch ein anderes und ein sehr dankbares Publikum hatte sie an den Kindern des ‚Wasserweibes‘. Das war nun keine geheimnißvolle Meerfee mit feuchten Haaren und lichtem, blauem Gewande, wie sie in Liedern und Märchen erscheinen, die aus den Wellen stieg und die Menschen in die Fluthen lockte; ach nein, es war ein blutarmes Weib vom Städtchen, die alle Morgen und alle Abend der Frau Kommissärin das nöthige Wasser in die Küche trug, ihre zwei Kleinen, ein Bube und ein Mädchen, die sie nicht allein daheim lassen konnte, hiengen ihr allezeit an der Schürze, oder wälzten sich unmüßig und unartig auf der Hausstaffel herum, bis Judith, die Magd der Hausbesitzerin, sie wegjagte. Die kleine Marie, wie sie so allmählich größer wurde, sammelte nicht nur Brosamen für die Vöglein, sie lernte achten auf kleine Menschenkinder, die da unbeachtet und verwahrlost am Wege liegen. Sie rief den unmüßigen Luile und sein heuliges Schwesterlein in ihr Vorrathskämmerlein und denen kam es nun wirklich wie die lautere Pracht vor, was die größern Mädchen nur so etwas mitleidig anschauten. Marie hatte nun freilich nicht viel Zeit mit ihnen zu spielen und die schönen Püppchen durfte sie nur als seltene Sonntagsfreude genießen, aber sie hatte auch Spielsachen zweiten Ranges für sie: abgebrochene Pferdeköpfe, Brettchen von zerbrochenen Wägelchen, daran noch ein paar Räder waren, die konnte sie ihnen schon anvertrauen und sie lehrte sie in ihren Scherben und Nußschalen ein ganz nettes Kaufmannsgeschäft mit Sand und Kieselsteinen eröffnen oder auch allerlei

schöne Gerichte kochen von Ziegelmehl und die Kleinen waren so vergnügt und zufrieden dabei, daß die gestrenge Judith sie gutwillig duldete.

Geizig war Marie überhaupt nicht mit ihren Vorräthen, sie versorgte ihre kleinen Schützlinge, als sie zuerst in die Schule sollten mit Griffelstümpchen und mit anständigen Schiefertafelscherben, auf die man schon noch schreiben konnte, sie hatte ein Büchslein mit farbigen Seidenfädchen, aus dem sie immer aushelfen konnte, wenn es um ein Zeichen in den Strickstrumpf fehlte und wie sie so allmählich immer mehr kleine Kunden bekam, die gern etwas von ihr wollten, so wurde auch ganz unvermerkt ihre Vorrathskammer erweitert.

Marie hatte ihres Vaters Ermahnung wohl beachtet und sich gehütet, den Leuten mit Bitten beschwerlich zu fallen, wenn sie's auch manchmal gelüstete nach Dingen, die bei Andern entbehrlich schienen; nicht für sich selbst, aber für ihre kleinen Gäste, denn zum Luile und seinem Schwesterlein gesellten sich auch oft noch die Kinder der Wäscherinnen, die bei der Hauswirthin Fr. Braun zur großen Wäsche kamen; die Kleinen hatten gehört, daß das Jungferle so schön spielen könne und allerlei nette Sachen habe; gern hätte ihnen Marie oft mehr gegeben, als Scherben und Bruchstücke.

Sie hatte für Julchen Werner auf ihre Bitte eine Puppendecke gemacht, die noch schöner ausgefallen war, als die der Ida, weil ihr Julchen lauter schöne, neue Restchen aus dem Laden dazu gebracht hatte. Julchen's Mutter hatte solche Freude an Marien's kleinem Kunstwerk gehabt, daß sie ihr von nun an viel von den kleinen Zeugresten schenkte, die im Laden entbehrlich wurden, das gab denn nicht nur Puppenkleider, es waren oft so große darunter, daß sie einmal sogar unter der Mutter Anleitung ein Jäckchen machen konnte für das allerkleinste Kindchen, das bei der Wasserfrau ankam, ein Taschentüchlein für Luile und ein paar kleine Schürzen für Rikele, seine Schwester, und für ein Töchterlein der

Wäscherin. Das rosenfarbene Jäckchen hatte zwar etwas dunklere Aermel und die blauen Schürzchen eine braune Garnierung, weil sonst die Flecke nicht gereicht hätten, das war aber nur um so flotter. Herr Wichtelmaier, der einzige Buchhändler der kleinen Stadt, hatte Marie einmal zugeschaut, wie sie so kunstreich ein paar Bilder aus zerrissenen illustrirten Blättern ausgeschnitten hatte und sie in ein altes Büchlein gepappt; „na, Kleine, solchen Pafel kannst genug von mir haben!“ sagte er großmüthig, und sie bekam nun ganze ausgeschossene Hefte, alte Druckbogen und dergleichen von ihm, daß selbst der Herr Kommissär ganz stolz wurde auf die kleine Bibliothek seiner Marie und sie manch armes Kind mit ausgeschnittenen Bildern erfreuen konnte.

Viele Leute haben nicht Zeit und Geduld, nicht den Sinn, auf das Kleine zu achten, und doch haben sie ein böses Gewissen dabei, wenn etwas zu Grunde geht; da sind sie denn oft froh, wenn sie Jemand finden, der es noch zu Nutze macht; man hört manchmal die Leute ganz großmüthig sagen: „mit dem Ding da kann ich auch gar nichts mehr anfangen, wenn ich nur Jemand wüßt', dem ich eine rechte Ehr' damit anthun könnte!“ So kam's, daß Marie, als ihre guten Bekannten so allmählich erfuhren, wie nett sie verstand, die Brosamen aller Art zu nützen, die da und dort zur Erde fallen, auch von vielerlei Seiten Zuschuß bekam zu ihren kleinen Vorräthen.

„Fällt so oft was ab, was noch gut wäre und was mir die Mägde in Schweinkübel werfen,“ sagte einmal die Wirthin, Karolinen's Mutter, zu ihr, „aber das Bettelvolk kann ich nicht im Hause leiden, arme Leute stehlen so gern! wenn du's holen willst, Marie, und ihnen austheilen, so kannst allerlei haben.“

Marie schämte sich nicht, hie und da Abends ein Körbchen mit Brodstücken, ein Töpfchen mit Speiseresten bei der gutmüthigen, aber unbekümmerlichen Frau zu holen, die armen Kinder und die Wasserfrau haben gar manchmal noch reichlich satt daran gegessen.

Ein neuer Lehrer.

Nun dürft ihr aber nicht denken, Marie habe nichts gethan als Brosamen gesammelt, Vöglein und Hühner gefüttert und arme Kinder unterhalten. O nein, es gab genug sonst zu thun für sie, immer mehr, je mehr sie aus einem kleinen ein größeres Mädchen wurde und der Zeit der Konfirmation näher kam. Ihr Vater war fast ganz erblindet, sie und die Mutter hatte stets mit seiner Pflege zu thun, und Marie mußte mehr und mehr für Vieles sorgen, von dem andere Mädchen ihres Alters kaum wissen; Morgens machte sie das Frühstück und wenn sie um elf Uhr nach Haus kam, mußte sie die Küchenschürze vorbinden und das Mittagessen, das die Mutter zugesetzt hatte, vollends fertig kochen. War zwar eine einfache Küche bei Kommissärs, der jungen Köchin wurde es aber oft recht heiß dabei; ist kein Spaß, wenn so das Feuer brennt und man soll sorgen, daß das Fleisch nicht überkocht und das Gemüse nicht anbrennt und doch die Kartoffeln fertig sieden! Sie hatte meist glühend rothe Wangen, wenn sie ihre Mahlzeit auftrug, aber sie freute sich auch, wenn der Vater ihr Werk lobte und beifällig zur Mutter sagte: „sie kann doch kochen wie ein Altes!" und es bekümmerte sie nicht, wenn die Mutter halblaut zu ihm sagte: „nun, ich habe ja alles zugerichtet! brauchst das Mädchen nicht eitel zu machen." Eitel wurde sie gewiß nicht, sie wußte am besten, wie viel sie Aengsten ausgestanden hatte, wie manches kleine Ungeschick ihr begegnet war bei ihrer Kocherei! Aber sie wurde unternehmend in ihrem Fach; von Ida, die sie besonders gern hatte, wurde sie manchmal zum Essen geladen, da ließ sie sich von der alten Köchin dort Anweisung zu allerlei neuen Speislein geben, mit denen sie den kranken Vater überraschte, dem die gewöhnlichen Speisen nicht immer mundeten.

„Was bringst denn da wieder, Mädchen?" fragte die Mutter wohl, wenn Marie mit ganz pfiffigem Lächeln ein verdecktes Teller-

chen brachte, „Omelette soufflée, Mama, nur eine ganz kleine Portion,“ sagte entschuldigend Marie, „nur gerade für den Vater!“

„Ach was, suffloh!“ sagte die Mutter, anscheinend ärgerlich; „ich hab' keine Körbe voll Eier, wie sie's droben haben bei Reinhards, du verputzst mir alles auf einmal!“ Sie war aber nicht ernstlich böse, es freute sie heimlich, daß ihre Marie so geschickt war, so ein kleines Mädchen! und daß es dem Vater so wohl schmeckte. „Ja, ja,“ sagte sie besänftigt, „mußt eben einmal Schloßköchin werden! dann kannst Sufflöh kochen und feine Speislein, und Eier verbrauchen, so viel du nur willst.“

Schloßköchin zu werden, darauf stand nun Marien's Sinn ganz und gar nicht. Sie hätte lieber lernen mögen, schöne Sachen, wie sie Ida bei ihrer Gouvernante lernte, Französisch und Geographie an dem ungeheuren Globus droben und nach dem schönen großen Atlas! Herr Reinhard hätte wohl auch gern zugegeben, daß sie Ida's Stunden getheilt hätte, aber, aus der Schule sollte sie nicht treten vor der Zeit und der Weg auf's Schlößchen war weit; so lange hätte die Mutter sie nicht entbehren können, auch konnte sie nicht spät Abends den weiten Weg allein machen.

So begnügte sich denn Marie, da und dort Brosamen des Wissens zu sammeln, wenn sie zufällig bei Ida zu einer Lehrstunde kam, oder diese ihr ein Buch lieh; die Mutter meinte, sie habe ja auch nicht mehr gelernt, als was der Herr Schmauder sie gelehrt, und es sei genug gewesen.

Das Wasserweib kam nur Morgens und Abends; frisches Trinkwasser holte Marie selbst von dem Pumpbrunnen, der im Hofe stand: einmal fand sie da Herrn Emmerich, den kranken Kandidaten, der in einem Nachbarhaus wohnte, auch mit seinem Wasserkrug, den er füllen wollte. Er kam aber nicht recht damit zu Stande, zugleich zu pumpen und den Krug unterzuhalten; Marie die wußte schon Bescheid, sie holte ein Brettchen, auf das sie den Krug stellte, so gieng's prächtig, obgleich sie viel kleiner war, als der bleiche Herr.

„Ich will Ihnen alle Mittag Ihren Wasserkrug füllen," erbot sie sich, „Sie dürfen ihn nur herstellen." Der Kandidat nahm das dankbar an; er hatte in Marie die Kleine wieder erkannt, die damals bei der Armenspeisung die geschäftigste gewesen war und unterhielt sich gern mit ihr, denn er hatte, ohne daß sie es wußte, ihr schon manchmal zugesehen.

Er konnte noch kein Predigtamt annehmen, obgleich er in der milden Luft des Städtchens nach und nach etwas erstarkt war; er verdiente gerade so viel, als er hier brauchte, durch schriftliche Arbeiten, aber er hätte gern auch etwas für Andere gethan.

All' sein Leben lang, seit er als ein armer, verwaister Knabe von fremder Barmherzigkeit oder Unbarmherzigkeit war in der Welt herumgestoßen worden, war seines Herzens tiefstes Verlangen, Armen, zumal armen Kindern helfen zu können, und es machte ihm viel stilles Herzweh, daß es nicht gelingen wollte. Er hatte schon allerlei probiert: er gab Almosen so viel oder mehr, als er konnte, und freute sich, wenn er durch seine Gabe ein trutziges Gesicht aufhellte, bald aber liefen ihm auf allen Wegen und Stegen arme Kinder nach: „Herr, schenken Sie uns auch ein Kreuzerle!" und seine Hauswirthin verwarnte ihn: „Thun Sie's nicht, Herr Emmerich, Sie haben nichts übrig und das knüze (keinüze) kleine Volk kauft sich Zuckerwerk, die Größern gar Cigarren, da verderben Sie mehr, als Sie gut machen."

Er versuchte einige der Kinder, so viel er gerad' hatte, in der Nähe kennen zu lernen, Sonntag Abend auf seine Stube kommen zu lassen, um sie zu unterrichten; Viele davon blieben aber bald wieder weg, ‚weil man doch nichts kriege'; Einige kamen noch und hörten ihm ordentlich zu, aber er merkte bald, daß sie oft Langeweile hatten und froh waren, wenn er aufhörte.

Zufällig hatte er bemerkt, daß eine andere Sonntagsschule in der Nähe der seinigen gewaltigen Eintrag that; das war freilich keine regelmäßige und konnte nur bei schönem Wetter stattfinden.

In dem trübseligen, kleinen Hof hinter ihrer Wohnung hatte sich Marie so nach und nach ein kleines Gärtchen angelegt mit Erde aus alten Blumentöpfen, die da waren beiseite gestellt worden; Karoline hatte ihr reichlichen Beitrag geliefert: „weißt,“ sagte sie, „zum Geburtstag geben wir als einander Blumenstöcke, weil's so schön aussieht, aber zum Verpflegen haben wir nicht Zeit; man wirft sie eben weg und kauft andere; wir haben's ja!“

Brösamlesmarie hatte ihr Gärtchen nach und nach bepflanzt mit Waldblumen, mit Ablegern, die sie da und dort bekommen, mit den Blumenzwiebeln von Karolinen's Geburtstagshyazinthen, mit Samen, die ihr Herr Reinhard's Gärtner gegeben, sie hatte fast zu jeder Jahreszeit ein paar Blümchen darin; die gestrenge Judith, die zuerst gewaltig geschimpft hatte über „dui unnöthig' Grustlerei“, ließ es nach und nach ungestört passiren und Frau Braun selbst hatte eine heimliche Freude daran und spendete ihr hie und da ein wohlfeiles Blumenstöckchen darein.

Hier versammelten sich an Sonntagabenden Marien's kleine Freunde: die Kinder des Wasserweibes, die Töchterlein der Wäscherinnen, kamen auch sonst noch ein paar kleine Nachbarskinder dazu, die gehört hatten, wie's da so nett sei.

Mit Verwunderung, beinahe mit leisem Neid sah Emmerich zu, wie nett das junge Mädchen, die es Niemand gelehrt, mit den Kindern umgehen konnte. Das Unterrichten war gerade nicht ihre Stärke, doch sang sie zuerst einen Liedervers mit ihnen, wie es die Größern in der Schule gelernt hatten und die Kleinern andächtig nachsangen; Herr Emmerich hätte oft gern nachgeholfen, denn es tönte manchmal ein Bischen falsch, — Mariechen war keine Sängerin, — klang aber doch herzbeweglich von den jungen Stimmchen und brachte ihm stets das Psalmwort zu Sinn: „aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du dir ein Lob zubereitet.“ Die größeren Kinder zeigten ihr mit Stolz ihre Schulhefte oder sagten Sprüche und Liederverse her, die leichteren davon durften

die Kleinen nachsagen, wer's am Besten wußte, der erhielt ein Prämium. Das war nun freilich ein bescheidnes: ein Endchen farbig Seidenband zu einem Buchzeichen, ein ausgeschnittenes Bildchen, ein glänzender Knopf, oder was Brösamlesmarie sonst da und dort ersammelt hatte, war aber doch alle Zeit ein großes Vergnügen. Sie las ihnen auch das Evangelium vom Sonntag vor und erzählte es den Kleinen, die es nicht immer verstehen konnten, in ihrer einfachen Weise. Dann war die Schulstunde geschlossen und sie durften spielen, Ringereihe oder Versteckens, aber nicht zu laut wegen der gestrengen Judith, oft auch mit den Säcklein aus Marien's Vorrathskammer, die aber alle sorgfältig wieder beigebracht und eingeräumt werden mußten.

Wenn die Abendglocke läutete, so wurde auch das Betglockengebet gesprochen und die kleinen Sonntagsgäste trottelten heim. Gelernt, was man just so lernen heißt, und was ja auch sehr nöthig ist, hatten sie gerade nicht viel, aber sie nahmen einen Lichtblick mit in ihr trübseliges Leben, sie lernten achten auf die kleinen Freuden, die auch auf ihrem kümmerlichen Wege lagen und sie fühlten, daß sich Jemand freundlich um sie kümmerte, — das war doch schon viel.

Durch den Wasserkrug wurde Emmerich mit seiner kleinen Freundin besser bekannt und besuchte auch ihre Eltern, solcher Besuch war eine große Wohlthat für den fast blinden Mann, der Kandidat erzählte ihm, las ihm vor, redete mit ihm über Welt und Zeit; gar gern hörte es auch der Vater, wenn er seine brave Marie lobte.

„Ja, wär' ein ganz gescheidtes Mädchen!“ seufzte der Kommissär, „sie hätte den Kopf zu allem, aber wir können sie nichts lernen lassen, als was der Herr Schmauder selbst weiß, und das ist nicht gar viel!“

Es war für die Eltern und für Marie selbst eine Herzensfreude, als Herr Emmerich sich nun erbot, ihr Stunden zu geben,

da es ihm selbst lieb sei, eine kleine Abwechslung in seine stille Arbeit zu bringen. Die Mutter, die zuerst gemeint, dazu habe ihre Marie keine Zeit, beruhigte sich, sie saß mit dem Strickzeug daneben und horchte andächtig zu, machte wohl auch ein klein Schläfchen dazwischen und freute sich, daß ihre Marie jetzt so gescheidt werde. Dem kranken Vater war es eine liebe Unterhaltung, zuzuhören, wie seine Marie Französisch, Geschichte und Geographie lernen durfte, was er selbst seit seinen Schuljahren nicht mehr hatte betreiben können, da er alsbald als Schreiber in die Lehre gekommen war. Ganz umsonst durfte es Herr Emmerich auch nicht thun, er wurde nach und nach der regelmäßige Gast bei dem einfachen Abendessen der Familie und das war so viel gemüthlicher, als früher das Glas Bier, das er einsam auf seinem Stübchen getrunken hatte, Frau Kommissärin sah ein Bischen nach seiner Wäsche und Marie durfte ihre ersten Flickstudien an seinem Weißzeug machen, — fiel immer noch schöner aus, als die Karpfenschnäuzchen, die früher die alte Wäscherdore zusammengezogen hatte.

Herr Emmerich kam zuerst als Gast, nach und nach regelmäßig in Marien's Sonntagsschule, zu der sich allmählich mehr Kinder sammelten. Er hatte manches von des Mädchens einfacher Weise gelernt, in der sie mit den Kindern verkehrte, jetzt lernte sie von ihm, wie er so schön und verständlich auch für die Kleinen das Gotteswort auslegte.

Die Frau Kommissärin gestattete nun sogar, daß die Kleinen, wenn's kalt war, oder an Regentagen in ihre Stube kommen durften, und gestattete ihr lieber als sonst, nachher doch noch mit den Kleinen ihr Spielstündchen zu halten.

Abschiedsgesellschaft.

Wie die Mädchen so nach und nach heranwuchsen, so kamen sie nicht mehr so viel zusammen, besonders als mit der Konfirmation die Schulzeit vorüber war.

Ida kam selten in's Städtchen, und Marie, die ihr die liebste ihrer Gespielinnen blieb, konnte nicht so oft, als sie gern gewollt hätte, zu ihr auf's Schlößchen kommen.

Auch der Kandidat war abgereist; er hatte durch einen Freund eine Predigerstelle bei einer deutschen Gemeinde im südlichen Frankreich bekommen, wo man hoffen durfte, daß seine Gesundheit vollends erstarke. So hatten nun Marien's Lehrstunden aufgehört, doch mit den Büchern, die Herr Emmerich ihr dagelassen und denen, die ihr Ida's Gouvernante mittheilte, suchte sie in ihren wenigen freien Stunden zu erhalten, was sie gelernt.

Eine Freude war's ihr, in ihrem stillen, oft schon recht mühevollen Leben, so oft sie Ida besuchen durfte, auszuruhen in diesen schönen, hellen Räumen, in dem sonnigen, blumenreichen Garten, von dem man so schön hinunter blicken konnte in das liebliche Thal. So herzlich sie sich aber freute, Ida so nah zu stehen, so bekümmerte sie's doch, daß die andern Mädchen sich verkürzt vorkamen, und es war zumeist auf ihre Bitte, daß Ida zu ihrem sechszehnten Geburtstag noch einmal all' die alten Schulfreundinnen einlud, ehe sie auf lange, vielleicht auf immer scheiden sollte, von ihrer freundlichen Jugendheimath.

* * *

Nicht so gar eilig und emsig, aber noch viel schöner geputzt, als damals die zehnjährigen Mädchen, sammelten sich jetzt die angehenden Fräulein vor Ida's Gartenpforte, die Gefährtinnen, die nun bald für einige Zeit wenigstens, aus einandergeweht werden sollten, und so freundlich Ida sie auch empfieng, Einige von ihnen meinten doch, „sie mache einen vornehmen Kopf hin.“

Das Puppenhaus stand nun freilich schon lange auf dem Dachboden, auch das kleine Theater, doch ließen die jungen Fräulein sich Chocolade und Kuchen fast noch so gut schmecken wie früher, ehe sie sich sammelten zum fröhlichen Spiel auf dem Rasen.

Nachher saßen sie um den Theetisch zusammen und plauderten davon, wie sich die nächste Zukunft für sie gestalte, denn es war jetzt Zeit, wo die Mädchen zu ihrer weiteren Ausbildung hinaus sollten.

„Ich weiß gar nicht gewiß, wenn ich wieder komme," sagte Ida, die zu einem wunderschönen Mädchen herangeblüht war, „Papa führt mich nun in eine Pension am Genfer See, wenn's ihm dort gefällt, so verpachtet er das Gut hier und siedelt sich in der Schweiz an; verkaufen soll er's nicht, daß ich doch wieder kommen kann, wenn ich will."

„Ich komme auch fort," sagte Karoline, eifrig, ja nicht zurückzubleiben; „ich lerne Kochen im allerersten Gasthof in Stuttgart, wo eigentlich blos die Prinzen einkehren, nur daß ich's einmal unserer Köchin ein wenig angeben kann, dann aber komm' ich auch in eine Pension nach Frankreich, da ist's noch viel vornehmer und auch viel theurer, als in der Schweiz. Da lern' ich dann alles: Singen, Sopran und Kantaten und 's Pinanimospielen (sollte Pianino heißen), — das ist jetzt neumodischer als Klavier, und Bildung und Fransenstricken und Englisch und Amerikanisch; Französisch, das lernt man ja ganz von selber, wenn man in Frankreich ist. Wenn ich wiederkomme, das weiß ich noch gar nicht; wir haben auch einen Koffer bestellt, wie ein Eisenbahnwagen so groß, ich nehme wohl nicht zu viel mit, aber, wisset ihr, aus Frankreich da muß man so viel neumodische Kleider mit heimbringen . . ." Die Mädchen waren nun schon zu manierlich, um über Karolinen's Großsprecherei laut zu lachen, wie sie wohl früher gethan hätten, aber sie redeten jetzt erst viel herzhafter von ihren einfacheren Aussichten für die nächste Zeit. Bertha's Vater war in eine größere Stadt als Geistlicher ernannt, das war ihr vorläufig schon Wechsel

genug und sie wußte noch nicht, was weiter werden würde, Minna und Klärchen, die zwei Unzertrennlichen, sollten ihre bescheidneren Studien in Stuttgart machen, wo sie zu den Fräulein Mayer in Pension kamen, und Julchen durfte zu ihrer Tante nach Straßburg, worauf sie sich schon lange gefreut, da sie sich unter Straßburg eine gar wunderbar schöne und große Stadt dachte.

Marie war sehr still, während die jungen Mädchen untereinander plauderten über ihre Plane und Erwartungen; — sie hatte keine Erwartung, als daß sie jetzt, wenn die Schule vorüber war, noch tüchtiger angreifen müsse im Haushalt daheim, und später vielleicht draußen. Ihr Vater war gestorben vor einem Jahr, sie wußte noch nicht, ob sie bei der Mutter bleiben sollte, die auch viel leidend war, oder suchen, in einer Stelle auswärts etwas zu verdienen.

So war sie denn stille dazu und suchte allein mit sich fertig zu werden; Ida hatte ihr als Abschiedsgeschenk viel schöne Bücher bestimmt und allerlei Gaben, mit denen sie ihre Armen erfreuen und unterstützen konnte. Sie beruhigte sich, während die Andern noch Plane machten mit dem getrosten Glauben, den das alte Lied ausspricht:

Es kann mir nichts geschehen,
Als was mir Gott ersehen
Und was mir selig ist.
Ich nehm' es wie Er's giebet,
Was Ihm von mir beliebet,
Das hab' ich auch getrost erkiest.

Und sie konnte wieder heiter spielen und plaudern mit den Andern, freute sich auch auf den Schluß der Geburtstagsfeier, an den die Andern nicht dachten.

Es war heute nicht Holzlesetag, wie an Ida's Geburtstag vor sechs Jahren, aber Herr Reinhard und Ida hatten sich an jenem Tag an den kleinen Holzträgern so gefreut, daß jedesmal die kleine Gesellschaft von damals an Ida's Geburtstag im Hof oder in der

Hausflur gespeist wurde und das gab noch eine recht heitere Nachfeier. „Wir sollten's eigentlich Marienfest heißen," sagte Ida lächelnd zu Marie, „du bist doch schuldig mit deinen Brösamlein damals, daß die jetzt so schmausen dürfen!" Das ließ nun Marie nicht gelten, aber doch zog sie vergnügt und getrost mit den Mädchen heim und sorgte zunächst nicht weiter. Nur der Abschied von Ida, den sie wenig Tage nachher zu nehmen hatte, der that ihr bitterlich weh, es schied mit ihr ein heller Sonnenschein aus ihrem Leben.

Stillleben.

Und recht still wurde es nach und nach in diesem Leben. Die Freundinnen aus der Schulzeit kamen nie wieder so Alle zusammen, wie bei dem Abschiedsfest bei Ida.

Das Schlößchen wurde an einen reichen jüdischen Banquier verpachtet, der es sehr schön im Stande hielt, aber nicht oft dort wohnte, so war es meist abgeschlossen. Ida schrieb Marien noch hie und da aus Genf, später aus Paris, sie sandte ihr noch einen schönen Ring als Andenken, ehe sie sich vermählte mit einem reichen Grafen von Kattwiz aus Ungarn, — die Leute in Breitenthal behaupteten gar, sie sei eine Prinzessin geworden. — Ida hatte öfters in ihren Briefen versprochen, sie komme nun bald einmal wieder auf ihr liebes Schlößchen; daraus war nichts geworden, und die Briefe hatten nach und nach aufgehört.

Marie wäre gerade nicht ungern eine Weile in eine auswärtige Stelle gegangen, um für sich und die Mutter etwas zu erwerben. „Hinauskommen," das hat für ein junges Gemüth immer einen Reiz, auch wenn es in Dienstbarkeit ist. Die Mutter war aber so kränklich, daß sie sie nicht hätte verlassen können.

Sie hatten ausziehen müssen aus der alten Wohnung bei Frau Braun, hatten aber zwei helle, luftige Zimmer bei einem

Werkmeister, der die emsige, freundliche Marie gar gern leiden mochte.

Mutter und Tochter lebten zusammen in emsiger Arbeit, doch nicht in Sorge und Mangel. Marie hatte treulich alle Brosamen zusammengehalten von kleinem Erwerb, von kleinem Besitz; neben der Pflege der Mutter hatte sie Zeit gefunden, Unterricht zu geben in Handarbeiten, sie war Geheimeräthin, wo es galt, eine Aussteuer anzufertigen für eine Braut oder für ein klein Kindlein, obgleich sie ihre Nähstudien nur bei der Mutter gemacht und ihre Kenntnisse in diesem Fach erweitert hatte durch den klugen, aufmerksamen Blick, mit dem sie sich alles angeschaut, — sie half umsonst bei Armen und Kranken wo sie konnte, aber sie nahm's auch dankbar an, wenn die Wohlhabenden und Reichen zum Danke ihrer Mutter eine Erquickung, eine kleine Ueberraschung zuwandten. „Das Segenskästchen" nannte die Mutter einen kleinen Wandschrank, der nah an der Thüre ihres Wohnstübchens angebracht war. Das war ein wunderbares Kästchen, das nie leer wurde: Kaffee, Zucker, auch Chocolade oder ein Fläschchen guter Wein zur Stärkung für die Frau Kommissärin fanden sich immer wieder drinn, und sie konnten es mit gutem Gewissen behalten, denn, die es gebracht, das waren gute Freunde, denen Marie Dienste geleistet, die sich nicht mit Geld bezahlen lassen. Marien's fleißige Hand hatte über die Möbeln, die, wie Frau Kommissärin meinte, „der Zahn der Zeit angefressen hatte," hübsche neue Ueberzüge gehäkelt und sie schön rein erhalten; so sah es stets nett aus in ihrem Stübchen und die Mutter hatte, trotz ihren sehr bescheidenen Mitteln, nie Mangel leiden dürfen, und hatte das Leben noch lieb, wenn sie auch gern „ihrem Mariele" noch ein besser Loos hätte wünschen mögen.

Ganz regelmäßig konnte Marie ihre Nähstunden nicht geben, da sie sonst überall so gar viel auszuhelfen hatte, aber die kleinen Mädchen giengen so gar gern zur Tante Marie, und waren so glücklich, wenn sie manchmal all' ihre kleinen Raritäten sehen durften!

Auch hatte Marie, arm wie sie war, doch stets noch etwas zum erfreuen und zum verschenken. Das Hofgärtlein hatte sie mit der frühern Wohnung freilich verloren, der Werkmeister hatte ihr aber ihr eigen, klein Theil in seinem Garten angewiesen, wo sie an schönen Tagen noch immer kleine Sonntagsschüler bei sich versammelte.

So war ihr Leben nicht arm und nicht leer, aber gar manchmal auf einem stillen Abendspaziergang wandelte sie den Pfad, der zum Schlößchen führte und dachte der alten Freude und der Freundin, die ihr nun so ferne gerückt war.

Alte Bekannte.

Einmal aber sollte Marie doch ihre Ida wiedersehen!

Es hatte einigen Rumor im Städtchen gegeben, als man eines Tags vernahm, Herr Reinhard sei im Ausland gestorben, der Pacht des Schlößchens sei aufgesagt, es werde aber nicht verkauft, die Frau Gräfin von Kattwiz werde für einige Zeit es beziehen. Auch Marien's Herz hatte es mächtig bewegt, als sie hörte, die alte Freundin, von der sie so lange nichts gehört, sei wirklich wieder eingezogen draußen auf der Villa; sie war zu bescheiden, sie aufzusuchen und doch mußte sie Tag und Nacht nun an ihre Ida denken.

Die Frau Kommissärin war eine demüthige Frau, aber ein Bischen stolz wurde sie doch, als, wenig Tage nach der Ankunft der Gräfin, ein flotter Diener, den die Schuljugend von Breitenthal für den Herrn Grafen selbst gehalten hatte, in ihr Stübchen heraufstieg und ihrer Marie eine freundliche Einladung der Frau Gräfin brachte, sie am nächsten Tage zu besuchen. Er hatte sogar gefragt, ob man Fräulein Kohler den Wagen schicken dürfe? und die Mutter hätte es nicht ungern gesehen, wenn man ihr Mariele in der Kutsche abgeholt hätte. Das aber hatte Marie dankend abgelehnt; ganz in der Stille wandelte sie den nächsten Tag den alten, wohlbekannten Pfad zu dem lange verschlossenen Schlößchen.

Zwölf Jahre waren es, seit die sechs Mädchen zum letzten Mal zusammen die Treppen heruntergehüpft waren, und wunderbar war's Marie zu Muth, als sie zum ersten Mal wieder in der Nähe hineinschaute in den Garten, der ihr immer als das schönste erschienen war, in dem fast dieselben Blümchen blühten, die schon ihr Kinderauge entzückt hatten. Die alte Zeit wurde ihr lebendig, wie schon lange nicht mehr, und sie mußte der Reihe nach an all die Freundinnen denken, die vor Jahren so fröhlich in ihren Festkleidchen mit ihr hinaufgezogen waren zu Ida, die sie nach so langer Zeit erst wieder sehen sollte.

Nur Eine von den damaligen Schulfreundinnen war noch in Breitenthal geblieben: Julchen Werner, sie hatte einen Vetter geheirathet, der ihres Vaters Laden, wo man früher Zucker und Kaffee, Schuhnägel und Wichse, daneben auch Seidenband und Kleiderzeug kaufen konnte, zu einem schönen Modewaarenlager erweitert hatte, also daß die Frauen von Breitenthal gar nicht mehr nöthig hatten, ihren Staat aus Stuttgart kommen zu lassen. Sie war gut Freund geblieben mit Marie, ihre zwei kleinen Töchterlein waren Mariens Pathchen und nannten sie Tante und noch oft erfreute sie der Freundin Herz mit allerlei Zeugresten für ihren Armenkorb, der dieser fast noch lieber war, als das „Segenskästchen“.

Die dicke Karline, die hatte sehr jung geheirathet, bald nachdem sie Bildung und Amerikanisch gelernt, einen Wirth, der zuerst ihres Vaters Gasthof, die goldne Krone, übernahm, das war ihr aber nicht vornehm genug gewesen, sie waren zuerst nach Stuttgart gezogen, hatten noch ein paar Mal ihr Geschäft verändert und waren jetzt an einer Eisenbahnrestauration. Die Karoline war, wie Marie gehört, noch viel dicker geworden, da sie sich gerade um nichts viel bemühte und im Essen allezeit ihr eigner bester Kunde war, auch trug sie die allerschönsten Kleider, Tunika's, Schlampröcke und Schwänze, aufgerafft, frisiert und garniert, so daß man nicht wußte, was vorn und was hinten war, Chignons und fremde Zöpfe auf dem

Kopf, ein paar Pfund schwer und hoch, auf dem Giebel Hütchen mit Federn und Blumen; durch eine gewöhnliche Thür konnte die Frau Karoline, wenn sie in ihrem höchsten Putz war, gar nicht hindurch schreiten. Man fürchtete aber, daß die Herrlichkeit nicht lange mehr dauern werde, da Herr Raigé, ihr Mann, der eigentlich Roigel hieß, schlimm in Schulden stecke und sein Etablissement schlecht gehe, weil es allenthalben an Ordnung und Reinlichkeit fehle. Ordnung halten hatte Karoline nicht gelernt, sie hatte nie die Brosamen gesammelt, nie etwas zu Rathe gehalten, schon die alte Küchenmagd daheim hatte ihr nichts Gutes prophezeiht: „Karline, Karline, sie versündigt sich! wer das Brod wegwirft und verderben läßt, dem wird's einmal zu Stein, der ihn zusammendrückt." Ob Karoline jetzt manchmal daran dachte? Es schien nicht so. Bertha Stark war Frau Pfarrerin geworden, und gieng ihr gut, sie hatte ihre alte Schulfreundin schon manchmal freundlich eingeladen, aber Marie hatte erst einmal Zeit gefunden, sie zu besuchen. Klärchen Stern, die auch inzwischen Waise geworden war, war nun Gehilfin der Fräulein Mayer, in deren Pension sie einst gewesen, Minna, die war gar über's Meer gezogen, nach Amerika zu einem Bruder, und die Freundinnen wußten lange nichts mehr von ihr.

Während Marie so all' ihre Jugendgespielen an sich vorübergehen ließ, war ein Herr aus dem Wäldchen herabgekommen und hatte sich neben sie gesetzt. Ein Fremder, wie sie dachte, als sie aber seinen höflichen Gruß erwiederte und ihm dabei in's Gesicht sah, da rief sie überrascht: „Herr Pfarrer Emmerich!" Ob auch er sogleich in der gereiften Jungfrau seine junge Schülerin wieder erkannt hätte, weiß ich nicht, an ihrer Stimme aber erkannte er sie und begrüßte sie mit herzlicher Freude. Er sah gesunder und kräftiger aus als damals, wenn auch sein Haar anfieng zu ergrauen. „Sind Sie auf einer Reise hier aus Genf?" fragte Marie.

„Nein, ich bin dort fertig," sagte er; „meine Stelle ist an einen deutschen Schweizer vergeben, der sich eifrig darum be-

worden, ich habe sie nicht ungern aufgegeben, da das Predigen mir immer noch schwer wird, meiner Brust wegen, obwohl meine Gesundheit recht erstarkt ist in der milden Luft."

„Und haben Sie nun bei uns eine Stelle angenommen?"

„Noch nicht," erwiederte Emmerich, „eine Stelle als Prediger kann ich wohl nicht versehen, so will ich mir eine Lehrstelle suchen, vielleicht an einem Waisenhaus, da es mir doch nie im Leben möglich wird, den liebsten Traum meiner Jugend auszuführen und eine Heimath zu gründen für Verlassene und Heimathlose, denn dazu reichen meine Mittel nicht, wenn ich auch nicht so arm mehr bin, wie ich gegangen. Nun erzählen Sie mir, wie es Ihnen gegangen?"

Marie erzählte ihm ihre einfachen Erlebnisse, wie es ihr auch jetzt, wo sie allein stehe, nicht an Freunden und nicht an Freuden fehle, und wie sie immer viel mehr zu thun habe, als sie nur fertig bringen könne. „Ja, Sie haben's gut," sagte Emmerich mit wehmüthigem Lächeln, „Sie haben die glückliche Natur der Vögelein, die da fröhlich sind mit den Brosamen, wo ihnen nicht volle Ernte beschieden ist. Ich will von Ihnen lernen, nicht nur für mich, auch für Andre, nicht mehr zu begehren, als der liebe Gott mir gestattet, aber schade ist's auch für Sie, liebe Marie, daß Sie eine Kraft, die so weithin nützen könnte, so zersplittern müssen in kleinen Dingen!"

Darüber besann sich Marie nun nicht, sie verabschiedete sich eilig, weil sie sich nun schon ziemlich verspätet hatte und läutete an der Pforte, durch die sie als Kind so oft fröhlich gehüpft war.

Wiedersehen.

Es war überall still im Schlößchen und Marie schritt geräuschlos, von der Kammerjungfer geführt, durch die teppichbelegten Zimmer bis in Ida's altes Schlafgemach, wo die gnädige Frau Gräfin, müde wie sie immer war, im schneeweißen Morgenkleide auf dem Ruhebette lag. Sie begrüßte Marie mit alter Herzlichkeit, der aber kamen Thränen in die Augen, als sie ihre einst so fröhliche, lustige Ida so bleich und so matt daliegen sah. Eine schöne Frau war sie noch immer, lieblich und freundlich, aber Marie war schon an viel Krankenbetten gestanden, sie wußte, wie die scharf abgezirkelte Röthe auf dem schneeweißen Gesicht und der besondere Glanz dieser schönen, blauen Augen kein gutes Zeichen war. „Grüß dich Gott, Marie, du meine gute, alte Marie," sagte Ida immer auf's Neue, „o wie freut mich's, daß ich einmal wieder hier bin und dich wieder sehe! nicht wahr, du hast's nicht geglaubt, daß ich dich noch lieb habe, da ich dir ja so gar nicht mehr geschrieben? ach, ich habe zu nichts mehr Zeit gehabt in den vielen Jahren! bin auch immer herumgereist und herumgezogen, aber an dich gedacht habe ich doch oft und an unsere Kindertage, und in der letzten Zeit mehr als je; mußt mir nun alles sagen, wo unsere andern Mädchen sind von dazumal? und wie dir's geht und was du treibst? du alte, gute Brösamlesmarie!"

„Bist du allein hier?" fragte Marie, der zuerst bange gewesen war, sie müsse Frau Gräfin und Sie sagen zu ihrer alten Kamerädin, und nun recht froh war, daß Ida's herzlicher Ton das nicht begehrte.

„Ganz allein," sagte diese wehmüthig, „meine zwei Kindlein sind ja gestorben, mein lieber Mann mußte auf seine Güter reisen nach Ungarn, er wollte mich vorher nach Montreux bringen; auf den Herbst wollen mich die Aerzte noch gar nach Aegypten schicken,

weil da die beste Luft sein soll für kranke Lungen, ich aber glaube, daß ich vorher schon hier gesund werde; seit Monaten habe ich eine Sehnsucht nach dem Schlößchen, es fiel mir ein in den herrlichsten Palästen; auf all' den prächtigen Seen mußte ich an unsere Kahnfahrten denken auf dem kleinen Flüßchen drunten, in dem reichsten Salon an dich, du liebe alte Marie und an dein Raritätenkästchen; weiß nicht, wie das gekommen!"

Marie erzählte nun, um die aufgeregte Frau ruhiger zu machen, von den alten Schulfreundinnen, von sich selbst und ihrem stillen und doch so bewegten Leben; Ida mußte herzlich lachen, als die dicke Karoline ihr wieder einfiel und freute sich an allem, was Marie ihr mittheilte. Sie mußte Chocolade mit ihr trinken zur Erinnerung an die Geburtstagsvisiten, ja, sie sollte ganz auf dem Schlößchen wohnen, Ida wollte sie gar nicht wieder von sich lassen; ihr ruhiges, friedevolles Wesen that der aufgeregten und doch müden Frau so wohl.

Ganz dableiben wollte und konnte Marie nun nicht, aber sie versprach, recht bald wieder zu kommen, als sie mit tiefer Wehmuth Abschied nahm von Ida, die nach der ersten Aufregung ganz matt und todtenbleich dalag.

Gar oft wandelte Marie seither den Weg zum Landhause und wenn die Leute sie nicht so lieb gehabt hätten, so wären sie wohl etwas ärgerlich und neidisch geworden, daß die Marie, in ihrem schlichten, grauen Kleide, die Einzige war von ganz Breitenthal, die zu der Frau Gräfin kam, deren liebliche, zarte Gestalt man nur hie und da an recht sonnigen Tagen auf der Gartenbank ruhen sah.

Marie blieb der Kranken der liebste Umgang und die umsichtigste Pflegerin; Ida vertraute ihr all' ihr Herz und Leben und Marie konnte bald verstehen, wie es gekommen, daß das einst so blühende, wenn auch zarte Mädchen nun als kranke, hinsiechende Frau wiederkehren mußte.

Ida war keine unglückliche Frau gewesen, wie man das so oft annimmt von Frauen höherer Stände, als ob die Armen oder in beschränkten Verhältnissen Lebenden vorweg alle tugendhaft und edel sein müßten. Sie hatte einen Mann, der sie sehr lieb hatte, der stolz war auf seine schöne Frau und ihr alle Genüsse bieten wollte, nach denen ihr Herz verlangte; nur zu viel.

Der Reichthum, schöne Kleider und bequemes Leben hatten Ida nicht verdorben; sie war daran gewöhnt, sie dachte gar nichts Besonderes dabei und legte keinen Werth darauf. Aber ihr Vater hatte sie in Stille aufwachsen lassen, da er immer fürchtete, sie könnte die zarte Natur ihrer Mutter erben. Theater, Bälle und Konzerte, all' die Pracht und die Sehenswürdigkeiten großer Städte waren ihr fast ganz fremd geblieben.

Da hatte ihr denn der gute Graf alle Herrlichkeit der Welt auf einmal wollen zu Füßen legen, er hatte sie im Triumph nach allen großen Städten geführt, ihr immer wieder Neues und Schönes gezeigt, prachtvolle Gewänder und glänzende Feste für sie ausgesucht.

„Es ist mir zu gut gegangen," gestand Ida, „ich habe mich ergötzt bis zum Uebermaß an reichen und vollen Genüssen; die kleinen Freuden des Lebens, die Brosamen, die habe ich in den Staub geworfen und am Wege liegen lassen. Und wie ich selbst nicht mehr verstand, mich an Kleinem zu erfreuen, so verstand ich's auch nicht mehr, an das zu denken, was Andern wohlthun konnte; wenn wir auch große Summen an Armenvereine gaben, — ich habe keine Freude und keinen Segen davon gehabt.

„Als meine beiden Kindlein starben, — Ada ganz klein, Ellen ist fast zwei Jahr alt geworden, da fühlte ich tiefes Herzeleid, auch Reue, daß ich nicht mehr meinen Kindern gelebt hatte. Ich sollte immer so geschont werden, sie hatten eine Kinderpflegerin Nurse und eine Obernurse, — wir lebten damals in England, weil wir gehört hatten, kleine Kinder werden dort so gut aufgezogen, — und sie wurden uns nur zum Nachtisch gebracht, wenn sie recht geputzt und nied-

lich waren. Nach ihrem Tode meinte mein guter Mann, er könne mir nicht genug Abwechslung und Genuß verschaffen, daß ich mich recht aufheitern und zerstreuen solle. Es ist nicht gelungen, ich bin jetzt herzlich satt und müde; als auch mein Vater starb, da wachte mir erst recht ein Heimweh nach meinem alten Schlößchen auf, da bin ich nun, und will hier nichts als ausruhen und wieder gesund werden.

„Dann soll aber auch alles anders werden!“ fuhr sie heiterer wieder fort, „und du mußt mir helfen, du gute, alte Brösamlesmarie. Wir wollen mit einander allerlei Gutes thun und Leute erfreuen; ich lebe dann ganz in der Stille hier oder auf meines Mannes Gütern und will erst lernen, den rechten Segen des Reichthums finden!“

Marie konnte nicht viel eingehen in Ida's Zukunftsplane, das Herz wurde ihr immer schwer dabei, aber sie erfreute sie jetzt schon mit der Kunde von allerlei Gutem, das sie in ihrem Namen Armen zubrachte, nur sachte und vorsichtig, denn Marie hatte schon so viel Erfahrung, daß sie wußte, daß die mildthätige Schloßfrau bald von verschämten und unverschämten Armen überlaufen würde, wenn bekannt wurde, wie geneigt sie war zum Geben. Ida blieb in der Stille oben, nur ein paar Mal war auch Frau Julchen, als alte Schulfreundin, noch zu ihr gebeten worden und Pfarrer Emmerich, der in Breitenthal blieb, bis er eine passende Anstellung gefunden, wurde ein willkommener Gast bei ihr.

* * *

Nur einmal verließ Ida die Wohnstätte ihrer Jugend wieder und das war, als an einem sonnigen Herbstmorgen, mit den allerherrlichsten Blumen bedeckt, der Sarg der schönen jungen Frau hinunter getragen wurde auf den schöngelegenen Kirchhof der kleinen Stadt.

Sie hatte noch gewußt, daß sie bald sterben werde, hatte mit ganzer Seele den Trost des seligen Glaubens in sich aufgenommen, den Emmerich ihr auf's Neue nahe gebracht; ihr Mann war noch vor ihrem Tode berufen worden und geleitete sie mit tiefer Trauer zu Grabe. Mit noch tieferem Leid fast sah Marie sich die Pforten des Landhauses schließen; es war ihrem sonst so einfachen, wenn auch bewegten Leben eine neue Welt aufgegangen in der Freundin, die sich ihr so herzlich und vertrauensvoll angeschlossen, sie hatte sich's auch so schön gedacht, wenn sie nun vereint mit Ida, mit so reichen Mitteln hätte dürfen so viel Gutes thun. Das war nun alles vorüber. Sie dachte sich alles noch recht durch, alle alte und neue Liebe, die sie von Ida erfahren, als sie in den nächsten Abenden nach ihrem Tod noch stille hinaufstieg, nur bis an die Gartenpforte und sie summte wehmüthig vor sich hin:

Behüt' dich Gott, es wär' zu schön gewesen,
Behüt' dich Gott, es hat nicht sollen sein.

Das Erbe.

Das Landhaus und die fröhliche Ida mit der ganzen schönen, farbigen Welt von Freuden und Blumen und Spielen, die sie umgab, war ein Lichtpunkt in Marien's einfachen Kindertagen gewesen, es hatte auf's Neue einen schönen, wehmüthigen Glanz in ihr stilles Mädchenleben geworfen, als seine Pforte sich ihr zum zweiten Mal aufgethan, — nun war sie geschlossen für immer.

Marie war hoch erstaunt, und ihre Mutter schlüpfte fast in den Boden vor Respekt, als der Herr Graf selbst, ein durch und durch wahrhaft vornehmer Mann, acht Tage, nachdem sie Ida begraben, vor seiner Abreise noch in ihr Stübchen trat. Er wolle ihr danken, sagte er, für alle Liebe und Treue, mit der sie seine geliebte Frau bis zum Ende gepflegt, und er bat sie, ein paar

werthvolle Andenken von ihr: ihre Uhr, eine Broche mit dem Bilde von Ida's Mutter, einige ihrer Lieblingsbücher, freundlich anzunehmen; zuletzt legte er mit einiger Feierlichkeit ein großes versiegeltes Couvert auf den Tisch. „Indem ich Ihnen, Fräulein Kohler, dies übergebe, erfülle ich den letzten Wunsch meiner theuren Ida, die die ihr so liebe Stätte ihrer Jugend in den besten Händen wissen wollte. Ich habe alles gerichtlich fest und sicher gemacht, da ich wohl nicht mehr hieher kommen werde; behalten und verwalten Sie es in treuem Gedenken an die Verklärte; ich wünsche Ihnen Gottes Segen dazu."

Marie war etwas betreten über die Rede, die sie nicht verstand, sie war so tief bewegt beim Anblick der Gegenstände, die sie von all' dem prächtigen Schmuck, den Ida besessen, am meisten bei ihr gesehen hatte, die Uhr, die sie so oft der armen Kranken gereicht, wenn ihr die schlaflosen Nächte so langsam hinschlichen, die Broche, die der Vater Ida zur Confirmation hatte fassen lassen, damals ein Wunder des kleinen Mädchenkreises! — sie konnte nur mit wenig Worten danken, als sie dem Grafen die Hand gab zum Abschiede, und saß noch lange mit den Andenken in der Hand, die ihr die alte und die neue Zeit so lebhaft zurückriefen.

Nicht gar zu lange; die Frau Werkmeister, neugierig von dem Besuch des hohen Herrn zu hören, kam bald herauf. „Na, Mariechen, Sie haben ja vornehmen Besuch gehabt! Ist viel von dem Herrn, der ja sonst keinen Seelenmenschen sehen und sprechen will! Wird Ihnen ein schönes Andenken gebracht haben? Ach so, die goldne Uhr! und die Broche! lieber Gott, die hab' ich ja an der Ida selig, der hochseligen Frau Gräfin, wollt' ich sagen, selber noch gesehen! Ist mir so arg, daß Kehrbesen und Kutterschaufel noch bei uns auf der Treppe gelegen sind, weil meine Greth, das dumme Ding, aus lauter Respekt davon gesprungen ist! Der Herr Graf wäre schier gar drüber gestolpert!

„Aber in dem Papier da," fuhr sie neugierig fort, „da ist

wohl noch das Allerbeste? Ja, der Herr Graf sind scheneröß, der Pfarrer Emmerich habe, wie ich gehört, zehn Karlin von ihm bekommen für den Zuspruch bei der Frau Gräfin in der letzten Zeit, und der ist doch nicht mal rechter, ordentlicher Pfarrer. Na, Ihnen darf er schon etwas Rechts geben, Sie haben ja in letzten Wochen fast alle Ihre Zeit der armen Frau gewidmet, und so viel Nachtwachen! sehen noch ganz bleich davon! nu, haben Sie's denn noch nicht einmal aufgemacht?"

Marien that das Geschwätz der Frau weh, es verletzte sie, zu denken, ihre Liebesdienste für Ida sollten ihr mit Geld bezahlt werden; um die Frau zu befriedigen, öffnete sie das Couvert.

War kein Papiergeld darin, wie die neugierige Wirthin meinte, wohl aber ein Schenkungsbrief, worin, nach dem Wunsch und Willen der hochseligen Frau Gräfin Ida von Kattwiz, das Landhaus derselben, „zum Schlößle" genannt, nebst dazu gehörigem Garten und Grundstücken der Fräulein Marie Kohler, Tochter des verstorbenen Kommissär Kohler, zum Eigenthum übertragen wurde. Es lag noch die Anweisung auf ein anständiges Kapital bei, zu Erhaltung oder Erweiterung der Gebäude, dessen Zinsen alljährlich bei einem Banquier in N. zu erheben waren.

Marien war es wie im Traume; sie konnte solch' Glück nicht fassen, nach dem sie nie im Traume verlangt hatte; es graute ihr fast davor und vor dem Tumult unter ihren Nachbarn, Freunden und Freundinnen, das diese unerwartete Schenkung erregte, und die Mutter, die wollte es gar nicht glauben. Erst nach und nach konnte sie sich darein finden und einsehen, was eigentlich Ida mit diesem überreichen Vermächtniß gewollt, und wie sie es nur anzusehen habe als ein anvertrautes Gut für Andere, und sie bat Gott um die rechte Weisheit dazu.

In Breitenthal war natürlich die Verwunderung groß, die solch' ein fast wunderbares Ereigniß hervorrief. Es war wohl kaum

Jemand, der es Marien mißgönnte, Viele, die sich herzlich darüber freuten, doch meinten die meisten: ein paar tausend Thaler hätt's auch gethan, ein ganzes Landgut hätt's gerade nicht sein müssen, für die altlechte (ältliche) Jungfer.

„Na, die Marie!“ meinte höchst erstaunt die dicke Karoline, als sie's vernahm, „die hat's hingedreht! hat Brösamlein gesammelt all' ihr Lebtag, nun ist's noch eine ganze Biskuittort, die ihr zugefallen! Gäb' ein Staatswirthshaus, wenn sie's uns zu billigem Pacht überlassen wollt.“

Schluß.

Ein Wirthshaus ist nun nicht aus dem Landhaus zum Schlößle geworden. Marie hat die Absicht ihrer frühe geschiedenen Freundin gar wohl verstanden, als sie ihr das schöne Besitzthum hinterließ, und es ist ihr keinen Augenblick eingefallen, es für sich allein zu behalten.

Jetzt galt es auch wieder Brosamen zu sammeln: arme, verlassene, versäumte Menschenkinder, so viel das Schlößlein fassen konnte; Marie that das nicht nur so in blauen Tag hinein, Pfarrer Emmerich half ihr getreulich und bald war das schöne Landhaus so mit Bewohnern gefüllt, wie nie zuvor. Was freilich der verstorbene Herr Reinhard gesagt hätte und der Gärtner des Herrn Banquier Rosenthal, die so viel auf die Schönheit des Gartens, auf seine Bepflanzung mit raren Blumen und kostbaren Topfgewächsen gehalten hatten, das weiß ich nicht.

Säuberlich und rein ist er gehalten, darauf hält Frau Marie, die Besitzerin, es sind Hände genug da, um Unkraut auszurupfen und Wege zu putzen, auch hat zum Ueberfluß noch ein kränklicher Gartenknecht Aufnahme im Schlößchen gefunden, der keinen strengen Dienst mehr versehen konnte, der aber noch sorgsam

hegt und pflegt, was von der alten Blumenpracht noch erhalten werden konnte, und neue Reseden, Nelken und Rosen in den Rabatten pflanzt. Aber in den meisten einst so schönen Rasenplätzen, Teppichrundellen, Blumenparterre's und wie sie alle heißen, werden eben leider nun Bohnen und Kohl, gelbe Wurzeln, Zwiebeln und was alles gebaut, denn es ist ein großer Haushalt, der davon gespeist werden muß. Aus dem schönen Bassin, auf der vordern Terrasse, daraus ein stattlicher Neptun mit Dreizack einen Wasserstrahl aufwärts spritzt, die Buben haben ihn den alten Gabelfritz getauft, da wird oft die Wäsche „aus dem Kalten" gewunden, ja, man sieht manchmal die Ceres und die Pomone („schöne Frauen," wie die Kinder zugeben), die sich da gegenüberstehen, jede mit einem Strick um den Hals, weil Waschleinen auf der luftigen Terrasse gezogen werden. Wird zwar immer nachher schön geputzt, aber 's kommt doch wieder und wieder vor.

* * *

Dem Landhaus selber ist's fast noch schlimmer gegangen; das schöne, kostbare Geräthe, die eleganten Möbel, die kostbaren Uhren und Vasen, die es geschmückt, daran Herr Reinhard seine Freude hatte und darein Herr Rosenthal seines Herzens Stolz setzte, die sind sammt und sonders verkauft worden, obgleich's Marien selbst leid gethan hat; nur ein paar schöne Bilder hängen noch an den Wänden und oben, wo der Ausblick am Schönsten ist, hat die Familie sich eine behagliche, gemüthliche Wohnstube, ein freundliches Schlafzimmer eingeräumt, mit dem Einfachsten aus der frühern prächtigen Einrichtung. Der Speisesaal hat seine Bestimmung beibehalten, und wenn auch sehr einfache Mahlzeiten servirt werden, ist es eine zahlreichere, wenn auch sehr gemischte Gesellschaft, die sich auf den Klang der helltönenden Glocke hier um zwölf Uhr einfindet; alte Weiblein, ein paar gebrechliche alte Mannen, Kinder allen

Alters, auch junge Mädchen, lauter einst Verlassene, Verarmte, Versäumte und Vergessene, die hier ihr täglich Brod, ihre gesunde Arbeit, — ihre Heimath gefunden.

Oben sind die Schul- und Arbeitssäle, darin die Kinder lernen und Nachmittags, wenn nicht Zeit und Wetter zur Garten- und Feldarbeit ist, sonst beschäftigt werden. Die Mädchen mit Nähen und Stricken; wenn sie zu feinerer Arbeit taugen, auch mit Zeichnen, mit Häkeln und Sticken; selbst die dickkopfigen Buben, die sonst in freien Stunden so langweilig, so unnütz und oft so unartig sich umtreiben, finden allerlei zu thun mit Buchbinderarbeit, mit Arbeit beim Schneider, beim Schuster, beim Schreiner, denn das Haus fertigt all' seine Bedürfnisse selbst und noch vieles zum Verkauf. — Wenn's dem alten Eigenthümer leid thäte um seinen schönen Besitz, freuen müßt' er sich am Ende doch, wenn er sähe, wie lustig in den Freistunden die kleine Schaar sich umtreibt im Hofraum, im Garten, wie glückselig die kleinen Mädchen jede ihr eigen Gärtlein, das ihr angewiesen ist, bepflanzen und glücklich sind, wenn sie „dem Vater" oder „der Mutter" etwas von ihren selbstgepflanzten Blumen oder Beeren bringen können, wie die alten Weiblein an Sommertagen so behaglich mit ihrer Arbeit: Spinnen, Fleckchenzupfen, Strümpfestopfen, Flicken rc. rc., auf der sonnigen Terrasse sitzen, wie die paar alten Mannen, die gar nichts mehr arbeiten können, sich wärmen in der Sonne, einander erzählen von bessern Tagen, wenn sie solche gehabt, und warten, bis der freundliche Hausvater oder eine der jungen Mädchen ihnen etwas vorliest aus ihrer alten Postille, oder ein bischen aus der Zeitung, damit sie doch auch wissen, wie's zugeht in der Welt draußen, — wenn er das alles sehen könnte, er wär's am Ende auch zufrieden.

Eine der ersten Bewohnerinnen, die mit den Hauseltern in das schöne Besitzthum eingezogen waren, war „das Wasserweib" gewesen, der das viele Wassertragen schon lange blutsauer geworden war, die aber noch gut taugte zum Scheuern und Putzen. Urfele,

ihr Mädchen, Marien's erste Schülerin, die als brauchbare Magd in Diensten stand, hatte am liebsten ihrer Fräulein Marie folgen wollen und war nun die tauglichste Gehilfin; der Luile, den seine Mutter leider hatte kein Handwerk lernen lassen können und der sich seither als „Posselbub", Holzspalter und allerlei umgetrieben hatte, wurde Oberknecht und Gehilfe in der Anstalt und war ein fleißiger Bursche. Weil sie zuerst mit eingezogen waren, sahen sie sich als eine Art von Mitregenten an und dienten mit Leib und Seele in Eifer und Treue in der neuen Armenheimath.

Werkmeister Strobel, nachdem er sein Bedauern überwunden, daß das schöne Schlößchen so „verschandirt" werden solle, hatte treulich mit Rath und That bei der neuen Einrichtung der Räume und der Erbauung von Nebengebäuden geholfen und ist der praktische Rathgeber in allen Nothfällen; er wundert sich selbst, wie viel Bewohner das Haus fassen konnte, in dem sonst so ein paar Leute „herumstolziert" hatten, wenn gleich seine Frau nie ganz schlucken konnte, daß alles nur für „Hudeleswaar" sein solle, wo es doch die Marie hätte haben können wie eine Prinzessin.

Auch die Frau Kommissär hatte sich schwer darein finden können, daß ihre Marie so „einen Randal" anfangen wolle; „zu ihrer Zeit habe man mit den armen Leuten keinen solchen Umstand gemacht, man habe sie eben in's Bettelhaus geschickt." Sie willigte nur ein, weil das Glück ihr doch sonst gar zu groß vorgekommen wäre.

Sie hat sich aber doch damit versöhnt, da sie in dem netten sonnigen Stübchen, das Marie ihr eingeräumt, von der Unruhe im Hause nichts zu leiden hatte, da sie bald sah, zu wie viel reichem, lebendigem Segen der Besitz in der Hand ihres Kindes wurde, und sich auch freute, daß ihre Marie einen so treuen und so glücklichen Gehilfen bei ihrem schönen Werke gefunden hatte.

Marie ist nun freilich die viel geplagte, aber doch die glückliche Herrin des schönen Besitzes, die Mutter des reichbelebten Hau-

ses; Frau Marie, denn, wie immer das Beste zuletzt kommt, muß ich euch noch sagen, daß sie Frau Pfarrer Emmerich geworden ist und daß der Pfarrer fast wieder jung und ganz gesund wurde aus Freuden, daß ihm nun über all sein Bitten und Hoffen der Traum und die Sehnsucht seines Lebens erfüllt worden ist, daß er eine Heimath öffnen konnte für Arme und Verlassene.

Bewohner hatten sich bald gefunden, da und dort, in das neu eröffnete Asyl; wenn aber Emmerich im Drange seines warmen Herzens gar zu eifrig ist, Alle aufzunehmen, die darum bitten, Allen es gut und behaglich zu machen, so steht ihm achtsam und vorsichtig seine getreue Brösamles-Marie zur Seite, die allezeit noch sorgt und hütet, daß nichts umkomme, daß man Zeit und Mittel treulich nütze, daß die armen Kinder in Fleiß, in Demuth und Genügsamkeit erhalten und nirgends verwöhnt werden.

Graf Kattwiz hat eine schöne Marmorbüste seiner Frau in die „Armenheimath“ gestiftet und das Plätzchen, wo sie steht, wird schön und rein gehalten mit grünem Rasen und lieblichen Rosengebüschen. An Ida's Geburtstag wird alljährlich den Kindern und Alten ein großes Fest gegeben, auf das sie sich freuen von einemmal zum andern, fast noch mehr, als früher die kleinen Mädchen auf das Chocoladevisitle. Marie braucht keines besondern Festtags, um ihrer Freundin zu gedenken, sie thut es mit Wehmuth und mit stiller Freude im Gedanken an die Worte: „Selig sind die Barmherzigen, denn sie werden Barmherzigkeit erlangen.“

* * *

Nun wollen wir aber ja nicht wünschen und begehren, daß all' die schönen Landhäuser und Villa's rings in den Landen zu Armenanstalten gemacht werden sollen. Wem ein schöner und ein reicher Besitz geworden, der darf sich sein freuen in Frieden

und Ehren und das Schöne pflegen und das Gute genießen, das ihm verliehen, wenn er daneben nicht vergißt, daß er des lieben Gottes Haushalter ist; nähren sich doch auch viel fleißige Hände von dem Schmucke des Lebens, der nun einmal nicht Allen beschieden ist. Wir müßten Hungers sterben, wenn man keine Aehren, kein Kraut, keine Bohnen und Kartoffeln pflanzte, aber die Erde wäre gar trübselig, wenn nicht auch Rosen und Nelken und blaue Kornblumen dazwischen wachsen würden.

Gar Mancher wird freilich sein Leben lang emsig arbeiten, sparen und auch Andre erfreuen, ohne daß ihm zuletzt noch ein Landgut zufällt. Es liegt in Gottes Hand, wie weit sein Segen schon auf Erden sichtbar werden soll, aber verheißen hat er seinen Segen denen, die da treu sind im Kleinen, und so wird es Keines von uns je bereuen, wenn es der Weisung gefolgt hat: „Sammelt die Brosamen, auf daß nichts umkomme.“



Die erste Seefahrt.

Meine Vaterstadt Ebendorf liegt mitten auf der flachen Marsch, wie ein Häuflein Salz auf einem Pfannkuchen. — So weit das Auge reicht, dehnen sich rings umher flach und eben die grünen Wiesen aus, auf denen große, bunte Kühe höchst vergnüglich weiden. Dazwischen liegen, von tiefen, schnurgeraden Gräben begrenzt, die üppigen Getreidefelder. Es gibt keine hohen Bäume in der Marsch, — außer in den Gärten bei den einzelnen Bauernhöfen, — kein fließendes Wasser, geschweige denn einen Berg. Nur nach Westen zu dehnt sich lang und gerade eine kleine Erhöhung am Horizonte hin; das ist der Deich. Unmittelbar dahinter liegt das Meer, das weite unendliche Meer, der Inbegriff alles Freien und Mächtigen, das, selbst ein großes Geheimniß, eine Welt von Geheimnissen in seinen Tiefen birgt.

Das Meer zeigt sich den Ebendorfern nicht in seiner größten Schönheit; der Strand ist flach und das Wasser seicht. Kommt man zur Ebbezeit an den Hafen, so sieht man nichts vor sich, als einen ungeheuren Sumpf; nur ganz in der Ferne schimmern, wie ein Silberstreifen, — die Wasser der See. Aber es ist doch die See, dieselbe See, die zu Eis erstarrt die Geheimnisse des Nordpols verbirgt, die uns fremde, unbekannte Welttheile erschließt. In meinen Freistunden gieng ich oft an den Deich mit einem Buch in der Tasche. Vom frischen Winde umspielt, las ich dann am Ufer des Meeres allerlei wundersame Seemannsgeschichten. Wie herrlich

mußte es doch sein, das Leben an Bord, das Leben auf dem freien Meere!

Seefahrer zu werden, war mein fester Entschluß; ob auch mein Vater lächelnd den Kopf dazu schüttelte und meine Mutter mir die Strapazen einer Seereise in den trübsten Farben ausmalte. — Ihr wißt nicht, gute Eltern, — dachte ich oft, — daß auch ein Knabe einen festen Willen haben kann. Trotz aller Mühen und Gefahren, die auf mich warten mögen, will ich Seemann werden. Ihr sollt Euch dann schon freuen, wenn ich in der schmucken Uniform vor Euch trete, und Euch von der Goldküste Afrikas und von den Gefilden Indiens allerlei kostbare und prächtige Dinge mitbringe.

Wer allein mich verstand und mit lebhaftem Interesse in meine Pläne eingieng, war meine Schwester Ingeborg. An manchem warmen Sommerabend, wenn die drei kleinern Geschwister im Garten spielten, gieng sie mit mir an den Deich. Dort lagerten wir uns an dem grünen Abhang und blickten mit einander in's Meer hinaus. Mit glänzenden Augen hörte sie dann meine abenteuerlichen Seemannsgeschichten mit an, oder ergieng sich mit mir in Plänen für die Zukunft. Sie wollte mich auf meinen Reisen begleiten und versicherte, zartgebaut wie sie war, allen Beschwerden einer Seereise gewachsen zu sein. Vielleicht entdeckten wir dann einmal eine Insel auf der Südsee, oder wir wurden König und Königin irgend eines wilden Stammes, — und das Leben auf dem Schiffe selbst konnten wir uns gar nicht schön genug ausmalen.

Im Hafen von Ebendorf lag nur ein Schiff zeitweise vor Anker. Es gehörte dem einzigen reichen Kaufmann der Stadt und versorgte dieselbe mit Steinkohlen. Ingeborg und ich besuchten das kleine Fahrzeug jedesmal, wenn es im Hafen lag. Es gab nur einen schwachen Begriff von jenen großen, schwimmenden Palästen, die den Ocean durchziehen, aber es war doch ein Schiff, das mit schwellenden Segeln in die weite See hinauszog, und darum interessirte es uns ungemein.

Der Sohn des Besitzers war mein Freund, oder richtiger gesagt, mein Gönner, denn er war schon sechzehn Jahre alt und eben Primaner geworden, während ich, vier Jahre jünger als er, noch in Tertia seufzte. Er belächelte herablassend unser Interesse an seinem Schiff, und führte uns gefällig in allen Ecken und Winkeln desselben herum. Er versprach mir, mich später zu seinem Kapitän machen zu wollen und meinte, er würde dann ein neues, viel größeres und schöneres Schiff bauen, das den Namen „Ingeborg" führen, und eine eigene, kleine Kajüte für meine Schwester haben sollte. Ingeborg's blaue Augen leuchteten wie zwei Sterne vor Freude über diese Aussicht, nur meinte sie, müßten wir dann weiter fahren, viel weiter als England, — wo das Schiff meines Freundes seine Steinkohlen holte.

„Franz Petersen," — sagte Karl Heinson, so hieß mein junger Gönner, — eines Abends zu mir, als er mir und Ingeborg auf unsrer Heimkehr vom Hafen begegnete — „Franz Petersen und Ingeborg, — wir haben morgen den ganzen Tag frei. Unser Reisender soll morgen früh mit unserm Wagen von Brunsbüttel geholt werden: wie wär's, wenn wir Drei mitführen?"

Das war einmal ein Vorschlag. Ich machte vor Freuden mitten auf der Chaussee einen Luftsprung, den man auf diesem flachen Lande meilenweit in die Runde sehen konnte.

„Nach Brunsbüttel! o Ingeborg, das ist herrlich! da liegen eine Masse Schiffe im Hafen, da gehen wir auf dem Elbdamm spazieren und können all' die großen Auswandrerschiffe vorüber fahren sehen!"

Ingeborg's ganzes Gesicht strahlte.

„Wie gut von dir, Karl, daß du uns mitnehmen willst; aber," fügte sie bedenklich hinzu, „wird Papa auch erlauben, daß ich mitgehe?"

„Warum sollte er das nicht?" rief Karl Heinson und warf stolz den braunen Lockenkopf zurück, „er kann dich mir ruhig

anvertrauen, Ingeborg, es ist mit dieser Tour nicht die mindeste Gefahr für dich verknüpft. Wir fahren Morgens um fünf Uhr von hier weg, um acht sind wir in Brunsbüttel; dort steigen wir im Wirthshaus am Hafen ab. Papa kennt den Wirth ganz gut, ich ihn auch. Nachher gehen wir auf dem Deich spazieren und sehen all' die Schiffe vorbeifahren. Um zehn Uhr kommt schon der Dampfer von Hamburg mit unserm Reisenden, dann können wir gleich nach Hause fahren, wenn wir wollen."

Karl Heinson ging mit uns nach Hause und bat unsern Papa so lange, bis er seine Erlaubniß zu dieser Lustfahrt ertheilte. Die Mutter schüttelte freilich den Kopf und meinte, es sei ein schrecklicher Leichtsinn, uns drei Kinder so allein in die Welt hinaus fahren zu lassen. Aber da Papa es uns erlaubt hatte, so ertheilte auch sie ihre Einwilligung.

So standen wir denn Dienstag Morgen in aller Frühe reisegerüstet da. Ingeborg in ihrem kornblumenblauen Kleidchen, das so hübsch zu ihren blonden Haaren paßte, ich in meinem nagelneuen Sonntagsanzug. Man gab uns noch eine Menge guter Rathschläge und legte mir wieder und wieder an's Herz, doch ja recht Acht auf meine kleine Schwester zu geben.

„Und kommt zur rechten Zeit wieder," schärfte Papa mir noch ein.

„Das versteht sich von selbst," erwiederte ich vorlaut, „Karls Reisender muß ja so schnell als möglich hier sein; wir werden uns leider zu kurz in Brunsbüttel aufhalten können."

„Das ist gut," entgegnete Papa, „denn du weißt, daß du deinen Aufsatz auf morgen noch nicht ganz fertig hast." —

* * *

Es ist langweilig, auf dem flachen Lande spazieren zu gehen, aber es ist schön, mit ein paar feurigen Pferden über die weite Ebene zu fahren. Wir drei Reisende saßen seelenvergnügt auf

unserm netten, offenen Wagen. Stolz sahen wir von unserm erhöhten Standpunkt aus in die unabsehbare grüne Ferne, die wir pfeilschnell, von keinem Hinderniß gehemmt, durchflogen. Als wir nach drei Stunden unser Ziel erreicht hatten, that es uns beinahe leid, schon aussteigen zu müssen.

Aber wie freuten wir uns, als wir, oben auf dem Deich angelangt, die Elbe groß und majestätisch vor uns liegen sahen. Ingeborg und ich konnten uns nicht satt sehen an den vielen Schiffen, die das Wasser belebten, wir hätten stundenlange dastehen können, ohne uns zu langweilen.

Karl war inzwischen in das Wirthshaus gegangen, das auf dem Deiche liegt. Mit verdrießlicher Miene kam er wieder.

„Denkt euch," sagte er, „soeben kommt eine Depesche, daß unser Reisender, eines wichtigen Geschäftes wegen, nicht mit der Germania, die um zehn Uhr Morgens hier anlangt, kommen kann, sondern erst heut Abend um fünf Uhr mit der Dithmarsia."

„Oh!" rief Ingeborg, „was werden sie zu Hause denken, wenn wir bis heute Mittag nicht da sind!"

„Sei ruhig, Ingeborg," tröstete sie Karl mit großer Ueberlegenheit, „ich habe bereits ein Telegramm an meinen Vater abgeschickt, der hat es gewiß gleich euren Eltern mitgetheilt. Es handelt sich nun darum, was wir den ganzen Tag hier, in diesem langweiligen Nest anfangen, wo gar nichts zu sehen ist, als die paar Schiffe?" —

„Seht!" unterbrach ihn Ingeborg, „da hält ein großes Dampfschiff, gar nicht weit von uns weg!"

„Das ist der Patriot," erklärte uns ein Schiffer, der sich, die Pfeife im Munde, zu uns gesellt hatte, — „er fährt nach Kuxhafen und nimmt Passagiere von hier mit."

„Wie lang dauert die Fahrt?" frug Karl.

„Zwei gute Stunden."

„Geht heute wieder ein Schiff zurück?"

„Die Concordia," glaube ich, „die von Helgoland kömmt, legt in Kuxhafen an, und ist ungefähr um drei Uhr Nachmittags hier."

„Wie wär's," rief Karl, „Franz und Ingeborg, wie wär's, wenn wir nach Kuxhafen führen? Wir hätten eine prächtige Wasserfahrt auf dem schönen Dampfer, und bei Kuxhafen fängt schon die offene See an; und Franz, du mußt ja bis morgen einen Aufsatz über Leuchtthürme machen, du kannst dir dann den Leuchtthurm von Kuxhafen genau besehen, das wird dir ungemein viel helfen."

„Aber," sagte Ingeborg bedenklich, „die Eltern haben uns nur erlaubt, hieher zu gehen."

„Ei was!" rief Karl, „ob ihr heute hier seid oder in Kuxhafen, ist einerlei; eure Eltern hätten's euch gewiß erlaubt, wenn sie es gewußt hätten. Ich halte euch natürlich frei. Kommt nur, es ist keine Zeit zu verlieren; das Boot stößt schon vom Lande." —

Rasch faßte er die widerstrebende Ingeborg bei der Hand und sprang mit ihr den Deich hinab. Ohne mich lang zu besinnen, folgte ich, und half Karl Ingeborg in das Boot heben, das uns an Bord des Dampfers bringen sollte, und das auf seinen Wink noch einen Augenblick auf uns gewartet hatte.

So ganz wohl war mir bei der Sache nicht, ich theilte im Stillen Ingeborg's Bedenken. Aber die Aussicht auf die Wasserfahrt war doch gar zu lockend, und so redete ich mir ein, daß Karl, der ja doch viel älter und verständiger war als ich, eigentlich ganz recht habe, — und stieg wohlgemuth, Ingeborg nach mir ziehend, die Treppe hinauf, die für uns vom Dampfer herabgelassen wurde.

Pfeilschnell trug uns das zierliche Schiff über die spiegelklare Fläche; weiter und weiter entfernten sich die Ufer zu beiden Seiten, und vor uns dehnte sich, strahlend im Sonnenschein, weit und unabsehbar die offene See aus.

Es waren nur wenige Passagiere an Bord: einige Herrn und Damen aus Hamburg, die eine Lustfahrt nach Kuxhafen machen

wollten und ein reisender Kaufmann waren mit uns auf dem ersten Platz. Drüben auf dem zweiten Platze saß zwischen roh aussehenden Männern einsam und verlassen ein kleines Mädchen von etwa drei Jahren. Niemand schien auf das Kind zu achten, es schien Keinem auf dem Schiffe anzugehören. Mit großen, dunkeln Augen sah es scheu und furchtsam umher, seine langen, blonden Locken hingen ungekämmt um das blasse, schmale Gesichtchen. Ingeborg sprach freundlich mit ihr; das Kind sah sie verwundert an und schmiegte sich dann zutraulich an sie.

„Wem gehört die Kleine?“ frug Karl den Schiffscapitän.

„Ich weiß es selbst nicht,“ antwortete dieser; „sie muß sich am Hamburger Hafen hieher verirrt haben; als wir schon eine ziemliche Strecke vom Lande weg waren, fanden wir sie schlafend unter einer Bank liegen; wenn wir morgen früh wieder zurückkommen, werden wir ihre Angehörigen schon ausfindig machen.“

Die Zeit auf dem Schiffe verging uns unglaublich schnell; ich besah mir alle Maschinen und Räumlichkeiten, und kannte den Dampfer bald so genau, daß ich hoffte, mir zu Hause ein kleines Modell davon anfertigen zu können.

Bald sahen wir den Leuchtthurm von Kuxhafen sich vom blauen Himmel abheben, dann konnte man nach und nach die Häuser unterscheiden, und unter dem Dampfen und Pfeifen der Maschine landeten wir endlich an dem Hafen der kleinen Stadt.

Als wir über die Landungsbrücke an's Ufer treten wollten, klammerte das fremde Kind sich fest an Ingeborg an.

„Ich will mit dir! ich will mit dir!“ rief es angstvoll weinend, „ich will ganz bei dir bleiben.“

Nur zögernd versuchte sie es, sich loszumachen; sie hatte selbst Thränen in den Augen, es war gar zu rührend, wie die kleinen Aermchen sich immer wieder krampfhaft um Ingeborg's Nacken schlangen.

„Wissen Sie was?“ sagte der Kapitän, der inzwischen hinzu-

getreten war, zu Karl, „nehmen Sie die Kleine mit. Sie fahren ja in ein paar Stunden wieder stromaufwärts nach Brunsbüttel. Das Kind fährt dann mit dem Schiff nach Hamburg weiter; dort findet sie gewiß ihre Eltern gleich wieder, die inzwischen am Hafen nach ihr gefragt haben werden.“

Man merkte es dem Kapitän an, daß es ihm eine große Erleichterung war, das Kind so bald als möglich los zu werden. Ingeborg war glückselig mit ihrer neuen, kleinen Freundin und Karl kam sich sehr wichtig vor, nun er ein Kind mehr zu beschützen hatte.

Er führte uns in ein nahe am Hafen gelegenes Hotel. Ein Kellner mit Frack und weißer Weste kam herbei und frug, sich verbeugend, was der gnädige Herr befehle?

„Was wollt Ihr denn haben?“ frug Karl uns in ziemlich herablassendem Tone.

Ich fand es sehr kindisch von Ingeborg, daß sie sich Pfannkuchen wünschte, obgleich ich gar zu gern auch welche gehabt hätte. Als Karl meinte: „Ich denke, du und ich essen ein Beefsteak,“ — so fand ich das viel nobler und würdiger.

Wir ließen uns unsern Imbiß auf die Terrasse bringen, von wo aus man eine schöne Aussicht über den Hafen und das Wasser hat. Ingeborg und das fremde Kind ließen sich ihre goldgelben Eierkuchen trefflich schmecken; ich glaube, sogar Karl hätte gerne getauscht, denn unsere Beefsteaks waren etwas zähe. Aber dafür wurden wir auch als rechte große Herren behandelt, das war schon ein hartes Beefsteak werth. Und nach Tisch ließ sich Karl sogar eine halbe Flasche Wein und eine Cigarre kommen. Rauchen konnte und durfte ich freilich noch nicht, aber ein Glas Wein konnte ich vor mich hinstellen und nach und nach austrinken. Dabei lehnte ich mich, gerade wie Karl, bequem in den Rohrstuhl zurück, und blickte auf die blinkende Wasserfläche hinaus, während ich die frische Seeluft einathmete. Wie war doch Alles hier so viel schöner und großartiger, als am Hafen zu Ebendorf.

Ingeborg saß mit ihrer kleinen Pflegetochter neben mir auf einem niedrigen Feldstuhl. Sie war nicht so leichtherzig wie ich.

„Was werden sie zu Hause sagen!“ flüsterte sie mir ängstlich zu.

Ich wurde recht ärgerlich auf sie. „Wer wird an einem so schönen Tage an's Haus denken!“ rief ich, und stieß mit Karl an.

„Auf das Seemannsleben!“ rief er aus.

„Hoch!“ erwiederte ich begeistert, und trank mein ganzes Glas leer.

„Aber wir wollten ja den Leuchtthurm besehen,“ — fiel mir nach einer Weile ein.

Nun war aber Karl der Bedenkliche.

„Es ist so eine Sache, meinte er, es ist jetzt zwölf Uhr, um Eins kommt das Schiff, es legt nur ganz kurz hier an; es wäre doch schlimm, wenn wir zu spät kämen und oben vom Leuchtthurm herunter zusehen müßten, wie das Schiff ohne uns davon fährt.“

„O laß uns lieber hier bleiben!“ rief Ingeborg ängstlich.

Ich sah auch ein, daß dies das Klügste war, obgleich den Leuchtthurm zu besehen der Hauptzweck unseres Hieherfahrens gewesen war. Nun, den Aufsatz konnte ich heute Abend schon noch fertig bringen, und von außen konnte man sich den Leuchtthurm ja ganz genau betrachten.

Eigentlich war es auch viel schöner am Strande auf und nieder zu gehen und sich das bunte Seemannstreiben am Hafen zu betrachten, der, wenn auch verhältnißmäßig klein und unbedeutend, doch viel, viel größer und besuchter als der Hafen zu Ebendorf ist. Die Sonne schien dabei so freundlich auf die Schiffe und Kähne und auf das klare Wasser; es war doch ein herrlicher Tag! Jauchzend warf ich meine Mütze in die Luft. Da stieß mich Karl aber mit sehr unzufriedener Miene an:

„Führ' dich doch nicht auf, wie ein kleiner Junge,“ flüsterte er mir ärgerlich zu. Dann warf er sich in die Brust, drehte an

seiner Cigarre und blickte mit einem recht vornehmen Ausdruck auf das Treiben um ihn herum, als hätte er alles längst schon gesehen, während es ihm doch eben so neu war, als mir. Ich mußte ihn voll Bewunderung anblicken. Ja, wer schon so den großen Herrn vorstellen könnte, wie er!

Ingeborg hatte sich unterdessen mit ihrem kleinen Schützling auf den Rasen gesetzt. Das Kind war ihr eigentlich recht hinderlich, denn seinetwegen konnte sie nicht gleichen Schritt mit uns halten, und hätte doch gewiß ebenso gern wie wir die Fahrzeuge in der Nähe besehen, und sich mit den verschiedenen Schiffern in ein Gespräch eingelassen. Aber sie ließ es die Kleine nicht entgelten, daß diese sie um einen so seltenen Genuß brachte; sie suchte geduldig ihre noch undeutliche Sprechweise zu entziffern, machte ihr Kränze von Maaßliebchen und Grashalmen und erzählte ihr von den eigenen, kleinen Geschwistern.

„Hast du auch Brüder und Schwestern?" frug sie das unbekannte, kleine Wesen.

Das Kind sah sie an und schüttelte den Kopf.

„Wo wohnen denn deine Eltern?"

Die Kleine schien sie nicht recht zu verstehen.

„Dein Papa und deine Mama, meine ich!"

Da fing das Kind plötzlich an zu weinen:

„Ich will zu meiner Mama! zu meiner Mama! ich mag den bösen Papa nicht leiden, ich will nicht wieder zu meinem Papa!"

Ingeborg nahm sie auf den Schooß und tröstete sie so gut sie konnte. Da hörte man plötzlich in der Ferne das Pfeifen des Dampfschiffes. Die Signalglocke ertönte, ein, zwei, drei Mal; — wir eilten so schnell wir konnten an den Landungsplatz.

Da kam er angeschwommen, groß und majestätisch, — das größte Schiff, das ich in der Nähe gesehen, — der stattliche Dampfer „Concordia". Das ganze Verdeck war voll eleganter Menschen, wahrscheinlich helgolander Badegäste.

„Rasch einsteigen!“ hieß es. Wir beeilten uns nach besten Kräften, ich nahm Ingeborg das Kind ab und trug es über die Landungsbrücke, sie folgte mir dicht auf dem Fuße. Karl, der uns vorangeeilt war, war vor uns auf dem Schiff.

„Wann mögen wir wohl in Brunsbüttel sein?“ hörte ich ihn herablassend einen vorbeieilenden Matrosen fragen.

„In Brunsbüttel! wo liegt das?“ frug dieser.

„Wie? Das wissen Sie nicht! Das Schiff legt doch dort an.“

„Nein, junger Herr, sagte der Kapitän, der inzwischen hinzugetreten war, wir legen nun nirgends mehr an, wir fahren direkt nach Hamburg.“

„Ja, aber wir müssen nach Brunsbüttel!“ rief Karl, dem nie in seinem Leben etwas gegen den Willen gegangen war, aufgeregt.

„Und wir müssen morgen früh zur Schule!“ fiel ich ein, unbekümmert um Karls strafenden Blick!

„Thut mir leid, meine jungen Herren,“ entgegnete der Kapitän mit empörender Gleichgültigkeit, — „wir können Ihretwegen die Maschine nicht stellen, wir können nicht in Brunsbüttel oder an sonst irgend einer Station vor Hamburg anlegen. Wenn Sie übrigens nun nicht mitfahren wollen, so müssen Sie sich beeilen an's Land zu kommen, wir stoßen gleich ab.“

Und eh' wir's uns versahen, standen wir vier, Karl und ich und Ingeborg mit dem fremden Kinde wieder auf dem grünen Rasen am Landungsplatze, und die Concordia schnaubte und dampfte mitten auf der breiten Elbe. Was nun beginnen? Karl tobte und wüthete, seiner Würde als junger Stutzer vergessend, und schimpfte in echten Schuljungens-Ausdrücken auf das dumme Schiff, das nicht seinetwegen in Brunsbüttel anlegen gewollt. Ich dachte mit Sorgen und Schrecken an den morgigen Tag, an den strengen Vater und an die strenge Schulordnung und an den unvollendeten Aufsatz über die Leuchtthürme. Ingeborg saß neben uns, das fremde Kind fest an sich gedrückt, sie war leichenblaß, große Thränen

liefen ihr über die Wangen herunter; ich wußte, daß sie mehr an die Angst dachte, die unser Ausbleiben den Eltern verursachen würde, als an die Strafe, die ihrer selbst wartete.

Was nun beginnen! Da standen wir vier Kinder an dem fremden Ort, wo wir keine Seele kannten, und zwischen uns und der Heimath lag der breite, breite Strom. Es war beinahe wie in einem Seeroman, nur lange nicht so amüsant.

Inzwischen hatten sich sämmtliche Schiffer, die gerade am Strande waren, um uns versammelt, und sahen mit mitleidigem Lächeln auf unsere Noth.

„Die jungen Herren müssen bis morgen bleiben," meinte der Eine, „morgen früh fährt der „Patriot" wieder stromaufwärts, der legt immer in Brunsbüttel an."

„Bis morgen früh können wir nicht warten, da müssen wir in der Schule sein, sonst werden wir relegirt!" rief Karl, seinen wirklichen Stand nun selbst verrathend, den er bisher so sorgfältig geheim gehalten.

„Wenn das so gar nothwendig ist," sagte einer der wettergebräunten Männer, „so fahre ich Sie in meinem Ever (kleines Segelschiff) nach Brunsbüttel hinüber!"

„Herrlich! herrlich!" rief Karl, indem er dem Retter aus der Noth die schwielige Hand drückte, — „wann können wir denn dort sein?"

„Es ist jetzt ein Uhr," sagte der Schiffer, „bei günstigem Wind dauert die Ueberfahrt etwa fünf Stunden."

„O wie schön!" riefen wir, „dann können wir doch jedenfalls noch vor Nacht nach Hause kommen! Auch fährt ja um sechs die Post von Brunsbüttel nach Ebendorf, die können wir benützen, wenn der Reisende schon weg wäre."

Die übrigen Schiffer sahen etwas bedenklich aus.

„Günstigen Wind müssen Sie haben," meinte der Eine, „und zwar eine tüchtige Brise. In fünf Stunden ist Ebbe, wenn Sie dann noch auf dem Wasser sind, so sitzen Sie fest."

Das half aber Alles nichts, fort mußten wir nun einmal, und waren wir nur erst auf dem Wasser, so fand sich gewiß auch der günstige Wind ein. Unser Fährmann befand sich bereits in seinem kleinen Schiffe, um es zur Abreise zu rüsten, Karl eilte in's Wirthshaus, um Proviant zu holen; ich wartete am Strande mit Ingeborg und dem fremden Kinde.

An die Kleine hatten wir gar nicht mehr gedacht in der Bestürzung. Hätten wir sie doch mit dem Dampfer Concordia nach Hamburg fahren lassen! Was nun mit ihr anfangen? Wir konnten sie vielleicht der Obhut des Wirths oder der eines Schiffers anvertrauen; dann hätte sie am andern Morgen mit dem Dampfschiffe nach Hamburg fahren können. Aber davon wollte sie nichts wissen.

„Ich will nicht wieder nach Hamburg zu meinem Papa, ich mag ihn nicht leiden; ich will bei dir bleiben!“ rief sie, indem sie sich weinend an Ingeborg anschmiegte, „du sollst mich zu meiner Mama bringen.“

„Wo wohnt deine Mama denn?“

„Ja,“ sagte die Kleine nachdenklich, „da wo das große Wasser ist und die grüne Wiese.“

„Wir meinen, wie der Ort heißt.“

Das Kind sah uns verwundert an, als verstehe es uns nicht recht.

„Weißt du denn auch nicht, wie deine Mama heißt?“

„Die heißt Mama,“ erwiederte das Kind sehr bestimmt.

Wir wußten nun so viel als vorher und standen rathlos bei dem kleinen Geschöpf, das fester und fester Ingeborg's Hals umklammerte.

„Laß uns das Kind mitnehmen!“ bat meine weichherzige Schwester, „Papa hat uns ja oft gesagt, daß in der Bibel stehe: ‚Wer eines von diesen Kleinen aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf.‘“

„Ja, aber Mama hat kleine Kinder genug," meinte ich bedenklich, „du weißt, wie viel Arbeit Karl und Gustav und Margarethe machen, und wie Mama oft darüber seufzt."

„Ich will des Morgens recht früh aufstehen!" rief Ingeborg entschlossen aus, „und die Kleine waschen und anziehen; nachher kann ich meine Geschwister doch noch fertig machen, ehe ich zur Schule gehe. Und sie soll immer die Hälfte meiner Frühstückssemmel abhaben, und mein Vesperbrod will ich auch mit ihr theilen, und ihre Kleider will ich selbst nähen und waschen und" —

Ingeborg konnte gar nicht mehr zu Athem kommen, ihre Augen glänzten und ihre Wangen glühten im neuen Pflichteifer. Sie wurde von Karl unterbrochen, der mit einem großen Packet voll Butterbrod und einer halben Flasche Wein herbeigelaufen kam.

„Es ist alles fertig!" rief er jubelnd aus, „wir werden eine prächtige Fahrt haben! Denkt euch, Franz und Ingeborg, so ganz allein auf einem eigenen Schiff zu fahren, auf der breiten Elbe, die hier ja wie das Meer ist! und um sechs Uhr sind wir gewiß in Brunsbüttel und kommen dann noch recht früh nach Hause. Nun kommt aber schnell, es ist keine Minute zu verlieren."

„Aber das Kind," warf ich bedenklich ein.

„Ei was! keine langen Umstände! nehmt das Ding mit, wir haben keine Zeit, noch lange nach einem Unterkommen für dasselbe zu suchen."

So nahmen wir denn in Gottes Namen das kleine Wesen mit an Bord unseres Fahrzeugs.

Ja, Karl hatte Recht, es war herrlich auf einem eigenen Schiff, einem rechten Segelschiffe, die blaue Fluth zu durchkreuzen! — Aber klein, sehr klein war unser Fahrzeug. Die Kajüte war so niedrig, daß ich nicht einmal aufrecht darin stehen konnte, auch sah sie keineswegs reinlich und einladend aus; in dem Bette, das in der Ecke stand, hätte ich um keinen Preis schlafen mögen. Auch führte vom Verdeck aus keine Treppe hinunter, sondern man mußte durch ein

Loch hinabspringen, was für Ingeborg doch nicht so ganz leicht war. Etwas tiefer als die Kajüte befand sich noch ein größerer, aber ganz dunkler Raum, um etwaige Waaren unterzubringen; „denn," versicherte uns der Eigenthümer des Schiffes mit Selbstgefühl, „ich bin schon in England gewesen mit meinem Ever."

Es war für uns im Ganzen einerlei, wie die untern Räume des Schiffes beschaffen waren, denn bei dem herrlichen Wetter hielten wir uns doch immer oben auf. Nur schlimm war es, daß das Verdeck keine Brüstung hatte, und wir uns darum ängstlich hüten mußten, nicht zu weit an den Rand des Schiffes vorzutreten, Karl und ich konnten uns schon in Acht nehmen, auch Ingeborg war ein vorsichtiges, kleines Mädchen; aber das fremde Kind mußte immer krampfhaft festgehalten werden, da ein einziger Fehltritt seiner kleinen, unsichern Füßchen, es rettungslos den Wellen preisgegeben hätte.

So schifften wir denn dahin auf der spiegelklaren Fluth; — leise, leise schwellte der Wind das weiße Segel; ein wettergebräunter Seemann lehnte am Mast, während ein anderer das Steuer lenkte. Karl und ich lagen auf dem Verdeck behaglich ausgestreckt, Ingeborg und das Kind saßen neben uns. Große, prächtige Schiffe, die nach allerlei fremden Welttheilen segelten, fuhren an uns vorbei, zahllose kleinere Fahrzeuge mit schneeweißen Segeln belebten noch außerdem das Wasser. Es war eine Fahrt, wie man sie sich nur wünschen konnte. Und wenn man zurücksah, wo die Elbe sich im Ocean verlor und man die unabsehbare Meeresfläche vor sich hatte, so konnte man sich vorstellen, man schiffe mitten auf der weiten See, irgend einem unbekannten Eilande zu.

„Es war doch ein herrlicher Gedanke von dir, Karl, mit uns nach Kuxhafen zu fahren und noch schöner war es, daß wir das Dampfschiff verfehlten; es ist doch viel besser auf einem eigenen Segelschiff, nicht wahr, Ingeborg?" —

„Ja, es ist recht schön hier," erwiederte diese, aber ihrem

Gesichte sah ich an, daß sie dies nur sagte, um uns nicht die Freude zu verderben, und daß sie eigentlich gerne hinzugesetzt hätte: „Wenn wir nur zur rechten Zeit nach Haus kommen!"

Ich ärgerte mich im Stillen darüber, und stimmte mit Karl ein lustiges Seemannslied an.

Wenn es aber nur nicht so entsetzlich heiß gewesen wäre! und man nur ein wenig Schatten auf dem Verdecke gehabt hätte! Wir standen auf und spazierten von einem Ende des Schiffes bis zum andern, aber das war keine lange Strecke. Das fremde Kind war eingeschlafen; Ingeborg deckte ihr Taschentuch über sein Gesicht und legte es nieder in der Nähe des Mastbaums, wo das Segel es doch ein wenig beschattete. Dieses hing nun ganz ruhig und schlaff nieder. Der Wind, der uns anfangs so günstig gewesen, hatte sich nun gelegt. Immer und immer noch sahen wir in der Ferne den Leuchtthurm von Kuxhafen, von dem wir uns Anfangs doch so schnell entfernt hatten. Zu unserm großen Schrecken mußten wir einander erst leise, dann lauter gestehen, daß wir fast gar nicht vorwärts kamen. Es wurde zwei, drei, vier Uhr, — unsere Fahrt ging immer langsamer und langsamer. Und die Sonne schien immer noch so heiß als möglich auf uns herab; wir flüchteten uns sogar in die Kajüte, aber um sie sofort wieder zu verlassen, es war da unten doch gar zu wenig einladend. Es blieb uns nichts übrig, als wieder und wieder auf dem kleinen Verdeck herum zu spazieren, oder uns an den Mast zu lehnen und uns mit unsern Taschentüchern Kühlung zuzufächeln.

Eine Zeit lang suchten wir uns auch mit unserm Kapitän zu unterhalten, und ließen uns von ihm seine Seeabenteuer erzählen. Aber wir merkten bald, daß er ganz entsetzlich log, so verging uns die Lust ihm zuzuhören. Die Schiffe, die an uns vorüberfuhren, waren uns auch nicht mehr so wichtig wie Anfangs; wir ärgerten uns nur, wenn sie so lustig und schnell den Strom hinunter fuhren, während wir, die wir so große Eile hatten, beinahe ganz still

liegen mußten. Ich hätte nie gedacht, daß eine Wasserfahrt so langweilig sein könnte! Wenn nur wenigstens ein ordentlicher Sturm gekommen wäre, aber dieser ewig blaue Himmel, und dies ruhige, klare Wasser, und diese brennende, erbarmungslose Sonne! — Das war auf die Länge gar nicht zum aushalten. Und dabei wurde es immer später und später. Karls Uhr zeigte schon fünf, und noch kamen wir nicht vorwärts. Das fremde Kind hatte glücklicherweise einen gesegneten Schlaf, es lag ruhig athmend auf dem Verdeck, aber Ingeborg wurde blässer und blässer. Ich dachte mit Sorge daran, wie dringend die Mutter mir meine jüngere Schwester anempfohlen hatte; — wenn sie nun krank würde in Folge meines Leichtsinns! Sie hatte in Brunsbüttel schon nicht mit uns wollen, und sie hatte Recht gehabt; unsere Eltern hatten uns nur erlaubt, bis Brunsbüttel zu fahren. Es wäre meine Pflicht gewesen, mit ihr dort zu bleiben. Wenn Karl auch noch so sehr in mich gedrungen, so war ich dadurch doch nicht berechtigt, ungehorsam zu sein und eigenmächtig zu handeln. Ach, wie gering erschien mir das Vergnügen des ganzen heutigen Tages gegen die Angst dieser Augenblicke! Auch Karl war sehr still geworden und schien sich im Geheimen Vorwürfe zu machen.

Wir gaben Ingeborg Wein zu trinken, das erfrischte sie etwas, sie nahm auch ein wenig Butterbrod. Wir waren recht froh, daß Karl Proviant mitgenommen, wir aßen fast alles nach und nach auf, denn es wurde später und später.

Die Sonne schien immer weniger heiß, der Wind wehte stärker, aber wir kamen doch nicht viel weiter, denn leise und langsam strömten die Wasser uns entgegen — die Ebbe war eingetreten.

Zwei lange, lange Stunden trieb unser Schifflein noch mühsam gegen die Wogen an. Zurück kamen wir nicht, weil uns der Wind nun günstig war, aber auch nicht viel vorwärts. Es wurde nun auch kühl. Von der Sonne hatten wir wenig mehr zu leiden, sie sank immer tiefer am Horizont. Es war prachtvoll anzusehen,

wie ihre untergehenden Strahlen Himmel und Meer in Purpurglut tauchten. Wir hatten alle kein Auge für dies großartige Schauspiel, wir dachten nur mit Angst und Sorge, daß es nun immer später wurde, und daß mehr und mehr die Möglichkeit schwand, noch vor Nacht das Ufer zu erreichen.

Das fremde Kind war inzwischen auch aufgewacht, es hatte geweint und nach seiner Mutter gerufen. Ingeborg beruhigte es, und gab ihm ein Stück Butterbrod. Es gab sich auch bald zufrieden und setzte sich neben seine treue Beschützerin, die still, mit gefalteten Händen, da saß. Die goldenen Strahlen der Abendsonne schienen auf ihr blondes Haar, — es sah aus wie ein Heiligenschein. Ich war zu ihr getreten und faltete auch meine Hände. Ich fühlte, es war in unserer jetzigen Lage der einzige Trost, daß wir wußten, wie der liebe Gott auch auf dem großen Wasser über uns wachte, und uns, wenn er wollte, sicher zu unsern Eltern führen konnte. — Ingeborg blickte mich mit leuchtenden Augen an, dann stand sie auf und flüsterte mir leise in's Ohr:

„Franz, wir kommen doch noch vor morgen früh nach Hause. Wir sind leichtsinnig und eigenmächtig gewesen, ich habe den lieben Gott auch um Verzeihung gebeten. Wir haben wohl eine Strafe verdient, aber ich bat, ob der liebe Gott nicht um unserer Eltern willen, die sich so um uns abängstigen werden, uns wieder glücklich zu ihnen führen wolle, so daß du und Karl morgen noch rechtzeitig zur Schule kommen könnt, — und ich glaube," fügte sie mit zuversichtlichem Lächeln etwas lauter hinzu, — „ich glaube, Er wird es thun, — und die kleine Marie findet ihre Eltern wieder, denn darum habe ich Ihn auch gebeten." —

Ich küßte meine liebe, kleine Schwester, die so sanft und demüthig einen Theil der Schuld auf sich nahm, die ich und Karl doch allein trugen; sie hätte alles Recht gehabt, uns Vorwürfe zu machen, nun betete sie noch für uns! Als ich aufblickte, sah ich Karl neben uns stehen. Ich erschrack, denn ich fürchtete

seinen Spott, mit dem er sonst gleich bei der Hand war, wenn vom Beten oder etwas Aehnlichem gesprochen wurde, nun schwieg er aber ganz still, und ich sah in seinen Augen helle Thränen glänzen.

Nun trat unser Fährmann auf uns zu; wir merkten gleich an seinen Mienen, daß er uns nichts Gutes brachte.

„Der Wind," sagte er, indem er sich bedenklich hinter den Ohren kratzte, — „hat sich nun gelegt, wir sitzen fest; vor heut' Nacht um zwölf Uhr können wir nicht weiter kommen, dann tritt die Fluth ein, und wir können bis ein, zwei Uhr in Brunsbüttel sein."

„Und wir," rief Karl erschrocken aus, „sollen so lange hier auf dem Schiffe bleiben!" —

„Sie können ja nach der Kajüte," tröstete uns der Herr des Schiffes, „da ist ein Bett, in dem Sie schlafen können."

Uns schauderte Allen bei dem Gedanken, noch vier bis sechs Stunden in einer solchen Kajüte, in einem solchen Bett zubringen zu sollen. Und doch, hier oben wurde es kälter und kälter; Ingeborg und das fremde Kind froren in ihren leichten Sommerkleidchen. Der Schiffer warf seinen Anker aus, damit die Ebbe uns nicht zurücktreibe; wir saßen nun vollkommen fest. O, welch' schreckliche Lage!

Karl's sonst so frischer Muth war nun völlig gebrochen, er starrte verzweiflungsvoll auf das klare Wasser; ich rang stumm die Hände, der Gedanke an die Eltern, an die Schule, an den Aufsatz, — machte mich fast wahnsinnig. Am meisten gefaßt war noch Ingeborg; sie blickte scharf nach der uns am nächsten liegenden Küste, der wir, ohne es zu wissen und zu wollen, langsam zugetrieben hatten.

„Dort," sagte sie zum Schiffer, „liegt ja das holsteinische Ufer, es scheint gar nicht weit zu sein, können Sie uns nicht hinüberrudern? Wir sind dann doch am Lande," fügte sie, sich

an Karl und mich wendend, hinzu, „und finden da gewiß ein Bauernhaus, wo wir einen Wagen nach Ebendorf bekommen können."

„Ingeborg, du bist ein Prachtmädchen!" rief Karl jubelnd aus, — „das ist ein Ausweg aus der Noth, geht es denn wirklich, Kapitän?"

„Es kann gehen," meinte dieser, indem er mit den Augen die Entfernung von der Küste maß, „in dreiviertel Stunden können wir drüben sein, wenn's gut geht. Das Dorf Neufelde liegt dort, da ist auch ein kleiner Hafen, wo wir bequem anlegen können."

So wurde denn das winzig kleine Rettungsboot, das an der Seite unseres Schiffes befestigt war, herabgelassen; kaum hatten wir Viere und der große, breitschultrige Schiffer darin Platz. Aber zur Noth ging es doch.

Das fremde Kind wurde ganz munter:

„Bringst du mich wieder zu meiner Mama?" frug es Ingeborg, die es auf den Schooß genommen hatte.

„Warum meinst du das?"

„Da ist ja die grüne Wiese," sagte die Kleine bestimmt, indem sie auf das flache, grüne Ufer deutete, das man an dem hellen Abend wohl unterscheiden konnte.

Armes Kind, das in jeder grünen Wiese seine Heimath zu sehen glaubte!

So saßen wir denn dicht zusammengedrängt in unserm kleinen Boot, das unser großer starker Fährmann doch nur mühsam vorwärts bringen konnte, so kräftig auch seine Ruderschläge waren. Aber vorwärts kamen wir doch, — immer sichtbarer wurde der grüne Damm des Ufers. Es schien mir beinahe, als steuerten wir, wie einst Robinson, einer fremden, unbekannten Insel zu.

Je mehr wir uns aber dem Lande näherten, desto seichter wurde das Wasser, desto langsamer und unsicherer wurden die Ruderschläge; unseres Fährmanns Arm ermüdete, die hellen Schweiß-

tropfen standen ihm auf dem Gesicht. Karl wollte ihn ablösen, er hatte ja ein eigenes kleines Boot im Hafen zu Ebendorf, in dem er Ingeborg und mich auch schon selbst gerudert hatte. Aber nun das kleine, überfüllte Fahrzeug in dem seichten Wasser gegen den Strom fortzubringen, war ihm nicht möglich. Dreiviertel Stunden mochten wir ungefähr in unserer Nußschale gefahren sein, — schon waren wir in den Hafen von Neufelde eingelaufen, aber doch noch eine gute Strecke vom Lande entfernt, — als unser Boot im Schlamm stecken blieb.

„Dat geit nich mehr," sagte der Schiffer gelassen, und legte die Ruder nieder.

Was nun beginnen? Sollten wir, so nah dem Ziele nochmals aufgehalten werden, — mußten wir hier in dem kleinen Boote die Fluthzeit abwarten? Da wären wir doch lieber im Schiffe geblieben! Dunkel wird es zwar nicht in den nordischen Sommernächten, die Luft war herrlich rein und klar; aber ein ziemlich rauher Seewind umwehte uns, der sich doppelt fühlbar machte, da wir uns auf dem kleinen Raume nicht rühren konnten. Ingeborg schauderte zusammen vor Kälte; diesmal trug sie freilich selbst die Schuld, sie hatte ja den Vorschlag mit dem Boote gemacht. Sie war aber ganz still und ruhig; das fremde Kind hielt sie fest im Arme, und suchte es, so gut sie konnte, gegen die Kälte zu schützen. Als sie meine bekümmerte Miene sah, sagte sie leise zu mir: „Sei nur ruhig, Franz, der liebe Gott hilft uns gewiß!" —

Da wir schon in die Hafenbucht eingelaufen waren, hatten wir auf beiden Seiten das Ufer ziemlich nahe. Es bestand hier wie überall in einem hohen Damm. Sonst war nichts zu sehen. Wir riefen um Beistand so laut wir konnten, aber kein Mensch ließ sich blicken.

„Es nützt nichts," sagte der Schiffer, der inzwischen seine Jacke angezogen und seine Pfeife angezündet hatte; „die Häuser sind noch zu weit weg; es hört uns Keiner hier."

Im selben Augenblicke ließ sich oben auf dem Deich eine hohe, weibliche Gestalt sehen. Sie war ganz schwarz gekleidet und ging mit langsamen Schritten vorwärts, unverwandt in's Wasser hinaus starrend. Freudig riefen wir ihr zu: „Hier! hier! wir sitzen fest! können Sie uns nicht ein paar Männer schicken?" Sie wandte wohl den Kopf um und sah starr nach uns hin, gab aber kein Zeichen, daß sie uns verstanden habe und uns helfen wolle. Wurde denn an diesem unbekannten Ort auch eine fremde Sprache geredet? Aber wenn sie unsere Worte auch nicht verstand, unsere traurige Lage mußte die Frau doch sehen. Doch regungslos blieb die schwarze Gestalt auf dem Deiche stehen, ihre Kleider flatterten im Winde; das Gesicht schien, so viel man in der Entfernung wahrnehmen konnte, uns zugewandt. Es wurde uns unheimlich zu Muthe: war es wirklich ein menschliches Wesen, das da stand, oder war es die böse Meerfrau, die den Schiffer in's Verderben lockt? Nun schien die Sache unserm Fährmann auch zu lange zu währen!

„So helft uns doch!" schrie er mit gewaltiger Stimme nach der unheimlichen Unbekannten hinüber.

„So helft uns doch!" wiederholten Karl und ich.

Da brach die Fremde in ein lautes, gellendes Lachen aus:

„Helfen!" rief sie uns zu, „helfen soll ich Euch? Wer hilft mir denn? Wer bringt mir mein Kind wieder?"

Kaum hatte die Kleine auf Ingeborg's Schooß den Ton der Stimme gehört, als sie sich aufrichtete und nach der Fremden, die sie bisher kaum bemerkt haben mochte, hinblickte. Sie streckte plötzlich die Aermchen nach ihr aus und rief mit lauter Stimme: „Mama! Mama!"

Bei diesen Worten schien ein elektrischer Strom den Körper der fremden Frau zu durchschauern; sie stieß einen lauten Freudenschrei aus:

„Mein Kind! mein Kind!" jubelte sie, und machte Miene den



Damm hinunterzuspringen. Plötzlich schien sie sich zu besinnen, sie wandte sich um und flog pfeilschnell dem Lande zu. „Mama kommt doch gleich wieder?" frug das fremde Kind, das sich wie schlaftrunken die Augen rieb.

Nach kurzer Zeit erschien die Fremde wieder mit sechs großen, starken Männern auf dem Damm, diese wateten durch den Schlamm so weit sie konnten, dann warfen sie uns ein Tau zu, das der Schiffer mittelst eines Hakens am Boote befestigte. Nun wurden wir mit aller Kraft an's Ufer gezogen. Unser Fährmann half mit dem Ruder nach; bald waren wir auf dem Trocknen. Die Fremde hatte, als wir kaum gelandet waren, Ingeborg das Kind aus den Armen gerissen, und war mit ihm davon geeilt.

Wie froh waren wir, nun endlich festen Boden unter den Füßen zu haben. Es war am Ende doch schöner am Lande, als auf dem Wasser! — Unsere Leiden sollten aber noch nicht zu Ende sein. Mit bekümmerter Miene trat Karl, der mit unserm Fährmann etwas zurück geblieben war, auf mich zu.

„Hast du Geld, Franz?" frug er mich.

Ja, einen Thaler hatte ich, den ich mir lange aus Schillingen, die ich hie und da bekommen, zusammengespart hatte; freudig bot ich ihn meinem Freunde hin. Der aber schüttelte traurig den Kopf.

„Das reicht lange nicht, guter Franz," sagte er, „der Schiffer will für die Ueberfahrt zehn Thaler haben, ich habe nur noch drei. Meine goldene Taschenuhr habe ich freilich auch, aber ich habe meinem Vater das feste Versprechen geben müssen, sie nie zu versetzen oder zu verkaufen. Was fangen wir nun aber an? Wenn wir nicht bezahlen können, so will der Kerl uns hier festhalten lassen; denk' dir diese Schande! und dann kommen wir heute Nacht erst nicht mehr heim!" —

Der arme Junge hatte Thränen in den Augen; als Sohn reicher Eltern war es ihm schrecklich, in Geldverlegenheit zu kommen. Ingeborg suchte ihn zu trösten.

„Der liebe Gott hilft dir gewiß, Karl, wie er uns heute immer geholfen," sagte sie, indem sie seine Hand faßte. Karl lächelte nicht, wie er sonst wohl gethan hätte, er sah Ingeborg freundlich an, und sagte: „Es kann ja sein, daß du recht hast, kleine Ingeborg, du hast heute ja immer Recht."

Inzwischen waren wir an den Häusern des kleinen Dorfes angekommen; sie sahen alle recht schmuck und stattlich aus. Gleich unten am Damm lag das größte und schönste derselben, vor dem zu unserer Ueberraschung das fremde Kind mit der schwarzgekleideten Frau saß. Als es uns erblickte, sprang es jubelnd auf uns zu, faßte Ingeborg bei der Hand und führte sie nach der Frau hin, die Ingeborg weinend in die Arme schloß und küßte, indem sie immerfort: „Dank, Dank, tausend Dank!" rief. — Karl und ich blieben verwundert stehen. Da kamen in demselben Augenblick ein sehr anständig gekleideter alter Mann und eine ältere Frau aus dem Hause, eilten auf uns zu, und eh' wir's uns versahen, saßen wir drinnen in der großen freundlichen Wohnstube, auf dem Ehrenplatz, dem schwarzgepolsterten Sopha. Nun mußten wir erzählen, wie wir das Kind gefunden und hergebracht hatten, dann wurden wir wieder und wieder mit Danksagungen überhäuft und erst nach und nach erfuhren wir in zusammenhängender Weise, was für eine Bewandtniß es eigentlich mit Ingeborg's kleinem Schützling habe.

„Sehen Sie, junger Herr," erzählte uns der alte Bauer, „ich habe hier einen großen schönen Hof und stehe mich recht gut. Ich habe nur eine einzige Tochter, und wollte, sie solle einen braven Bauern heirathen, der nach mir meinen Hof übernehmen könne. Aber ihr Sinn stand anderswo hin. Als Kind schon mochte sie am liebsten am Wasser spielen, und wie sie größer wurde, saß sie stundenlang am Deich und schaute auf die Elbe hinaus, dem Meere zu. Einen Bauern wollte sie nicht haben, aber einen Seemann, den sie auf seinen Reisen begleiten könne.

„Auf dem Brunsbüttler Markt lernte sie denn auch einen recht schmucken Seemann kennen, der zweiter Steuermann auf einem großen Dampfer war. Ich wollte lange meine Einwilligung nicht geben, ich merkte gleich, daß der Mensch dem Trunke ergeben war und daß es ihm überhaupt mehr um's Geld meiner Tochter zu thun war, als um sie selbst. Aber sie war immer ein eigensinniges, eigenwilliges Mädchen gewesen; was sie wollte, das mußte geschehen, ging's nicht im Guten, so ging's mit Gewalt. So kam ich dahinter, daß sie auch diesmal ihren Willen durchsetzen und sich von dem fremden Seemann entführen lassen wollte. Da sagte ich denn in Gottesnamen „Ja“ zu der Verbindung, um größeres Unglück zu vermeiden, und ließ mein einziges Kind mit dem unbekannten Manne auf's Meer hinaus ziehen.

„Sie mochte wohl vier Jahre weggewesen sein, wir hatten nur selten einen Brief von ihr erhalten, da klopfte es einmal mitten in der Nacht an unsere Thür; sie stand draußen mit einem Kind auf dem Arm. Sie war von ihrem Manne geflohen, dessen Schiff in Hamburg vor Anker lag. Er hatte sie schlecht behandelt, wie ich ja vorausgesehen hatte; nun suchte sie wieder Zuflucht bei den Eltern, die sie einst so leichtsinnig verlassen. Ihr Mann kam ihr bald nach, er wollte sie mit Gewalt zurückholen oder wenigstens das Kind mitnehmen. Er mußte unverrichteter Sache wieder abziehen.

„Kurze Zeit darauf war meine Tochter einmal allein zu Hause mit ihrem Kinde; meine Frau und ich waren zu Markt gefahren, die Dienstboten waren auf dem Felde. Da stürzten plötzlich zwei Männer in die Stube, knebelten meine Tochter und banden sie fest; dann rissen sie das schreiende Kind, das sie umklammert hielt, von ihr weg und fuhren mit ihm auf und davon.

„Trotz unserer Bemühungen gelang es uns nicht, das geraubte Kind wieder zu finden. Erst einige Wochen später erhielten wir einen Brief von seinem Vater, in dem dieser uns schrieb, daß er

die Kleine bei sich habe, zur Erziehung aber eine große Summe brauche, die wir ihm sofort schicken sollten, sonst müsse das Kind es entgelten. — Es wurde uns nun klar, daß der böse Mann das Kind nur geraubt habe, um von uns Geld zu erpressen. Es war uns ein schrecklicher Gedanke, das zarte, kleine Wesen in den Händen seines rohen Vaters zu wissen; doch konnten wir sie ihm nicht wieder entreißen. Daß er in Hamburg sei, hatte er uns geschrieben, seine genaue Adresse wußten wir aber nicht, da er sich das Geld poste restante schicken ließ. Er hatte sich und das Kind in der großen Stadt gut versteckt. Auf gerichtlichem Wege konnten wir ihm das Kind auch nicht abfordern, da er ja sein rechtmäßiger Vater ist. Meine arme Tochter verlor ganz den Verstand; seit dem Tage, wo das Kind ihr geraubt worden, zog sie nur schwarze Kleider an, und ging umher, ohne ein Wort zu sagen. Jeden Abend wanderte sie den Deich entlang und blickte stumm und starr auf's Meer hinaus. Heute Abend hörte ich sie zum erstenmal nach langer Zeit wieder sprechen, als sie den Damm entlang gelaufen kam, und laut nach Hülfe rief, für ein Boot, das im Schlamm stecken geblieben sei, und worin sich, wie sie sagte, ihr Kind befinde. Wir glaubten ihr erst nicht recht, nun hat sich aber doch bewiesen, daß sie die Wahrheit gesprochen. Seitdem ist sie mit einem Mal auch wieder ganz vernünftig, und spricht so nett und ruhig mit uns und mit dem Kinde, als wäre sie nie irrsinnig gewesen. Wir können den jungen Herrschaften nicht genug danken: hätten sie sich nicht des Kindes angenommen, so wäre es wieder in die Hände seines bösen Vaters gerathen, und meine arme Tochter wäre nicht wieder gesund geworden." Der alte Mann hatte Thränen in den Augen und drückte uns gerührt die Hand.

„Sie müssen uns nicht danken," sagte Karl, „sondern dem kleinen Mädchen da, — Ingeborg hat sich des Kindes allein angenommen, wäre sie nicht gewesen, so wäre die Kleine gar nicht mit uns gekommen." —

„Der liebe Gott hat es so gefügt," sagte Ingeborg leise.

Inzwischen hatte die alte Frau Moor den Tisch gedeckt, und brachte herbei, was Küche und Keller vermochte. Ihre Tochter, die das wiedergefundene Kind zu Bett gebracht hatte, setzte sich zu uns und Niemand merkte ihr an, daß sie vor so kurzer Zeit noch irrsinnig gewesen war. Wir ließen uns Schinken, Eier und Butterbrod trefflich schmecken, wir waren recht ausgehungert nach unserer langen Seefahrt. Plötzlich klopfte es heftig an die Thüre. Ohne das „Herein" abzuwarten, trat unser Fährmann in das Zimmer, und wandte sich mit den Worten: „Schall ik nun min Geld hebben?" ziemlich heftig an Karl. Ach! über der Freude, die wir durch Gottes Fügung in das Haus des guten Moor gebracht, hatten wir den Schiffer und das Geld und alles andere Unangenehme vergessen. Aber uns sollte auch bald geholfen werden. Der alte Moor hatte nicht so bald gehört, um was es sich handle, als er Karl auf eine recht freundliche Weise bat, ihm das Geld leihen zu dürfen. Es war eine harte Demüthigung für den stolzen Jungen, daß er, der Sohn des reichen Vaters, die Hülfe Anderer in Anspruch nehmen mußte; aber diese Demüthigung war ihm gewiß heilsam, und er hat sich vielleicht in späteren Zeiten manchmal daran erinnert, daß für den Reichsten und Angesehensten doch immer ein Fall kommen kann, wo er sich auf die Hülfe seines Nebenmenschen verlassen muß.

Inzwischen war es aber spät, sehr spät geworden. Unsere guten Wirthe wollten uns nöthigen, die Nacht bei ihnen zu bleiben, aber das ging nicht, wir mußten ja morgen zur Schule! auch wußte ich wohl, daß meine Eltern die ganze Nacht in banger Sorge auf uns warten würden. So ließ der alte Bauer denn seine beiden raschesten Pferde vor seinen kleinen Jagdwagen spannen, und im Fluge gieng es dahin in der hellen Sommernacht, der Heimath zu.

Die rosigen Wölkchen, die sich am östlichen Horizonte zeigten,

verkündeten schon den Sonnenaufgang, als der Wagen vor dem Hause meines Vaters hielt. Beide Eltern kamen uns entgegen, und schloßen uns lachend und weinend in die Arme. Ihre bleichen verwachten Mienen, die verweinten Augen meiner Mutter waren uns ein schwererer Vorwurf, als die härteste Strafe es hätte sein können. Zur Ruhe mußten wir noch, obgleich es bald Tag war; o wie herrlich war es auszuruhen im eigenen Bette nach dem Umtreiben in der wüsten Kajüte, nach dem Zusammenkauern im engen Boot!

Halb wie im Traume hörte ich eine Stunde später Vater und Mutter im anstoßenden Schlafzimmer reden: „Du mußt den Jungen wecken!“ sagte der Vater, „er muß zur Schule.“

„Laß ihn ausschlafen!“ bat die Mutter, „die Kinder kamen so gar müde, schreib' dem Lehrer, daß er diesen Morgen nicht kommen kann.“

„Na, meinetwegen,“ brummte der Vater, „aber so glatt geht's nicht ab, seine tüchtige Strafe muß der Junge haben für solchen Ungehorsam, daß das nicht wieder vorkommt.“

„Kommt nicht wieder vor,“ versicherte die sanfte Stimme der Mutter, „diesmal haben sie ohne uns die Strafe für den Ungehorsam empfunden, ich bin gewiß, daß Franz sich's zu Herzen nimmt, mehr als wenn du ihn noch strafen würdest.“ Der Vater sagte nichts mehr, ich schlief wieder ein; ich hatte das Gespräch nicht vergessen, als ich wieder erwachte und ich glaube, so weit ich konnte, habe ich mit Gottes Hilfe das Gelübde des Gehorsams gehalten, das ich mir in innerster Seele gethan.

Nachmittags in der Schule mußten wir dem Lehrer unsere Seefahrt berichten; es war aber diesmal kein Vergnügen, der Held einer Geschichte zu sein, wir wurden nur tüchtig ausgelacht und die Geschichte mit dem kleinen Mädchen, die eigentlich die einzige Begebenheit unserer Seereise war, die mochten wir nicht gerade erzählen.

„Na, mein junger Herr,“ sagte der Lehrer zu Karl, der auch ziemlich verstört aussah und mir zuflüsterte, daß sein Vater ihm die Kosten der Reise nach Cuxhafen am Taschengeld abziehen werde, „na, mein junger Herr, wir werden nicht so gleich wieder eine Seereise unternehmen?“

„Na, sehen Sie, Herr Petersen, ich dachte. . . .“ „Zu denken haben Jungen wie Sie zunächst gar nichts, als wie sie Gottes und ihrer Eltern Willen recht und gut erfüllen.“ „Aber, — es könnte ja doch besser sein. . . .“ „Nichts ist besser, was Ungehorsam ist,“ sagte der Lehrer, „wer da sterben sollte in redlichem Gehorsam, der könnte sterben mit ruhigem Herzen, und wer durch Ungehorsam sich könnte ein Königreich erwerben, der würde drin leben ohne Frieden und Freude.“

Nun, von einem Königreich war zunächst ja nicht die Rede gewesen, wenn wir hatten ein Bischen Seefahren wollen, aber behalten habe ich die Worte des Lehrers und habe sie wahr gefunden gar oft in meinem Leben, bei mir selbst und bei Andern.

Meine Lust, Seemann zu werden, ist mir nach dieser meiner ersten Fahrt vorderhand vergangen. Ich gehe wohl noch am Strande spazieren, aber nachdem ich so trübselige Stunden auf dem Wasser verlebt habe, hat dasselbe viel von seiner Anziehungskraft für mich verloren. Auch Ingeborg spricht nie mehr davon, wieder mit mir die Strapazen einer Seereise tragen zu wollen.

Das Kind, das der liebe Gott uns damals auf eine so wunderbare Weise zugeführt hatte, ist bei seiner Mutter geblieben. Sein unglücklicher Vater wurde, noch ehe er einen Versuch wagen konnte, es wieder an sich zu reißen, todt aus dem Hamburger Hafen gezogen; er hatte wohl in betrunkenem Zustand den rechten Weg verfehlt. — Die junge Frau blieb bei ihren Eltern und sucht nun, indem sie ihnen mit erneuter Pflichttreue dient, den Kummer, den ihr Leichtsinn ihnen bereitet, wieder gut zu machen.

Jedes Jahr in den Sommerferien kommt ein Wagen, der

Ingeborg nach Neufelde holt, wo sie dann acht Tage bei ihrem früheren Schützling zubringen muß. Es wird ihr dort alles Mögliche zu lieb gethan, sie kommt immer ganz frisch und rosig wieder und bringt der Mutter einen Topf voll Butter und einen Korb mit Eiern und uns Geschwistern ein großes Rosinenbrod mit.

Karl ist seit unserer gemeinsamen Wasserfahrt viel ernster geworden, als er früher war. Als ich neulich allein mit ihm am Strande saß, sagte er, der früher vom lieben Gott und vom Beten nichts wissen wollte, zu mir:

„Es war ein rechtes Glück, daß wir damals Ingeborg bei uns hatten; durch sie hat der liebe Gott unsere leichtsinnige Handlung noch gesegnet, daß durch uns das arme Kind wieder seiner Mutter zugeführt wurde, und diese gesund geworden ist. — Das war aber nur, weil Ingeborg beten konnte. Ich habe durch sie auch beten gelernt, Franz; ich weiß nun, daß all' mein Geld, auf das ich mir so viel einbildete, nichts nützt, und mich nicht vor Schaden bewahren kann, wenn der liebe Gott nicht seinen Segen dazu gibt, und ich weiß, daß keine Lage in der Welt so schwierig und traurig sein kann, ohne daß Er uns daraus erretten könnte, wenn wir Ihn nur darum bitten und demüthig unsere Schuld bekennen."

Vom armen Unstern.

Eine wahrhafte Geschichte.

Der erste Unfall.

Vom „Unstern, diesem guten Jungen," hat unser Dichter Uhland einmal ein ergötzliches Lied gesungen, das meine jungen Freunde vielleicht schon kennen; nun ist mir aber im Leben auch einmal so ein armer Unstern begegnet, und wenn gleich seine wahrhafte Geschichte nicht so vergnüglich ist und nicht so unterhaltend, wie manche erdichtete, so ist's doch vielleicht gut für ein junges Gemüth, aus seiner sorgenlosen Jugendheimath auch einmal hinein zu blicken in ein Geschick, bei dem frühe schon die Unfälle begannen, und dem's eben so ganz anders ergangen ist, als man sich's in jungen Jahren zu träumen und zu wünschen pflegt.

Zu Anfang hat's nicht so ausgesehen: unser kleiner Unstern war das zweite Söhnlein des Herrn Inspektor Fliedner, der nachher sogar den Titel als Oberamtmann bekam, und der als oberster Verwalter herzoglicher Güter in Schlesien eine angenehme und ausreichende Stelle hatte.

Das Knäblein war hochwillkommen, und wolle der Mama gar kein Name schön genug sein; „Ottokar" meinte sie endlich. „Ist mir fast gar zu schön," sagte der Vater, „ich denke, ein ehrlicher Friz oder Wilhelm hätt's auch gethan." „Ottokar klingt so schön, so ritterlich," sagte die Mutter. „Nun meinetwegen," bewilligte der Vater; „wenn er nun aber ein kleiner Knirps würde?"

„Unser Sohn wird kein kleiner Knirps!“ rief die Mutter; „das Knäblein ist jetzt schon groß und schön für sein Alter.“

So wurde er denn Ottokar getauft.

Der kleine Ottokar entwickelte sich frisch und gedeihlich wie andere Kinder, nur konnte die Mutter nicht, wie sie gewollt hätte, sich dem Kindlein widmen, ihr Gatte hatte gar viel Reisen zu machen und die entferntern Güter zu bestellen. Da mußte sie denn den Kleinen meist dem Kindermädchen übergeben.

Käthe, die Kindsmagd, galt auch für recht erfahren in ihrem Fach und versicherte, sie wolle ihr Herzblut für das Kindlein geben, was man zunächst nicht von ihr verlangte. Auch hütete und hätschelte und trug und führte sie das Knäblein recht ordentlich und er war mit einem halben Jahr schon ein kräftiger kleiner Bursch, aber — der Unstern begann: Käthe hatte ihn auf ein Kissen zum Waschen gelegt; nach Art unmüßiger Kinder sträubte sich der Kleine, Käthe mochte gerade nicht recht aufgemerkt haben, bis sie plötzlich den Kleinen vom Tisch fallen sah; ohne Bedenken packte sie ihn gerade noch am rechten Bein und riß ihn in die Höhe. Wäre bei den noch weichen Gliedern des Kindes minder gefährlich gewesen, wenn sie ihn hätte fallen lassen!

Solche Unfälle mit Kindern können auch einer Mutter begegnen, einer treuen, sorgsamen Mutter; eine Mutter aber hätte keine Ruhe gehabt, bis genau untersucht worden wäre, ob das Kind nicht verletzt sei, ob sein gar langes und klägliches Schreien nach dem Fall nicht doch auf einen tiefern Schaden hinweise. Käthe aber, von Herzen froh, als sie keine Wunde noch Beule an dem Kleinen sah, dachte: „na, den hab' ich noch glücklich erwischt! daß nur die Herrschaft nichts merkt! da thäten mich die andern Mädchen schön auslachen, denen ich den Jungen fast nicht auf den Arm lasse. Das ist noch gut abgegangen!“

Es war nicht gut abgegangen. — Ein halb Jahr nach jenem Fall, als die Mutter das Kind, das manchmal nach dem gewöhn-

lichen Ausdruck, etwas „mauderig" war, selbst badete, bemerkte sie, daß es schief war, auch der Vater, der herbeigerufen wird, konnte es sehen. Man rief den Arzt. „Das Kind ist gerade zur Welt gekommen," sprach der aus, „die Verrenkung am Rückgrat, die Verziehung der Glieder muß später durch einen Unfall oder unvorsichtige Behandlung entstanden sein."

Nun wurde ein Verhör mit der Käthe angestellt, die abermals mit Schreien und Weinen betheuerte, daß sie sich ihr Herzblut für das Kind abzapfen lasse und ihm gewiß nichts gethan habe. Bei ernstlichem Dringen des Vaters aber mit noch lauterem Geheul gestand, daß sie das Kind, um seinen Fall zu verhüten, „bärig" (d. h. kaum) am Beinchen in die Höhe gezogen habe, was ihm aber gar nichts gethan.

„Es hat genug gethan," sagte der Doktor, „wenn Sie gleich im Augenblick geredet und Hilfe gesucht hätten, so hätte noch geholfen werden können: jetzt ist's zu spät. Das Kind ist ein Krüppel für's ganze Leben."

Ein Donnerwort für die Eltern, ein vernichtendes, wenn sie es hätten glauben können, so aber dachten sie: das kann nicht sein! Dieser Eine Arzt, der das harte Wort gesprochen, versteht's nicht, es gibt noch geschicktere, das Kind ist ja noch so klein!

Und es wurde Hilfe gesucht bei Aerzten fern und nah, der arme Kleine ward es ganz gewöhnt, daß er entkleidet und seine kleinen Glieder besichtigt und betastet wurden, sobald wieder so ein neues Doktorgesicht auftauchte und jeder sprach das bittere Wort: „es ist zu spät".

Auch zu einem Wunderdoktor nahm die bekümmerte Mutter ihre Zuflucht, nachdem sie von allen ordentlichen Aerzten ohne Hoffnung entlassen war. Naturdoktor konnte man ihn besser nennen; Vater Gottlob, ein alter Schäfer, der Jahre lang auf seinen stillen Waiden draußen nicht nur den Lauf der Sterne und Wolken, nicht nur die mannigfaltigen Kräuter und ihre Wirkungen, sondern, zunächst an

verunglückten Schafen, den Knochenbau und die Heilung zerbrochener Glieder studirt hatte und der, wie man rühmte und mit wahrhaftigen Beispielen belegte, auch bei Menschen gar viele Arm- und Beinbrüche geheilt hatte.

Er war schon ein alter Mann, wohl 86 Jahr, als das Kind, das unter Sorgen, Einreiben und Kuren allmählich zum Bewußtsein und selbstständiger Bewegung herangereift war, seiner Pflege übergeben wurde. Der Kleine schaute aus seinen großen, traurigen Augen vertrauensvoll auf zu dem alten, freundlichen Mann, er ließ sich lieber von ihm anrühren, als von den andern Aerzten, der alte Gottlob versuchte was er wußte: Einwickeln, Einreiben und Kräuterbäder, aber, — es blieb beim alten und auch er gab der Mutter das Kind mit dem alten, traurigen Wort zurück: „es ist zu spät".

Das war den Eltern unbeschreiblich schwer zu verwinden und doch lernten sie, wenn auch mit leisem Herzweh, sich daran gewöhnen. Der Kleine, der fühlte es ja nicht, er gewöhnte sich an die Fischbeinleibchen und Blechpanzer, die seinen armen kleinen Körper vor weiterer Verkrümmung bewahren sollten, und wenn er nicht laufen und springen konnte wie andere Kinder, so konnte er doch auch lachen und aufjauchzen in beginnendem Lebensgefühl.

Aber die Drangsale, die auf den armen Unstern harrten, hatten erst begonnen.

Weitere Unfälle.

Gretchen, ein freundliches, junges Mädchen, wurde als Kindermädchen angenommen, statt der Käthe, die in Ungnaden entlassen war, und ihr streng eingeschärft, ja nie einen Unfall zu verheimlichen, der etwa das Kind treffen könnte. Viel später als andere Kinder, erst nach dem zweiten Jahr, begann der kleine Ottokar das

Gehen, war aber höchst vergnügt, als er selbst an den Stühlen herumkrabbeln konnte, Gretchen schaute nur so ein Bischen zum Fenster hinaus, — da hörte sie einen Schrei, der Kleine lag am Boden, schrie und schrie fort, obgleich Gretchen ihn auf den Arm nahm, ihm Zucker in den Mund schob und ihm ihre schönsten Liedchen sang.

Die Mutter kam eben aus der Meierei zurück, wo sie die frische Butter aufgehoben; da sprang Gretchen ihr mit dem Jammerruf entgegen: „Ich bin ehrlich und redlich, ich sag' alles gleich! der kleine Bub muß ein Glied gebrochen haben, der schreit nicht wie ein Mensch!"

In Jammer und Eile ward Vater Gottlob gerufen, der näher wohnte als der Arzt. „Der linke Arm des Kleinen ist gebrochen am Ellbogen," entschied er, nachdem er untersucht.

„Um Gotteswillen, soll denn mein armes Kind ganz verkrüppeln!" jammerte die Mutter.

„Ist nicht so schlimm diesmal," meinte der Alte, „nur etwas schwach wird das Aermchen bleiben, — wird aber nicht das letzte Mal sein, daß dem Kleinen etwas passirt."

Gretchen wurde beibehalten, ihrer aufrichtigen Reue wegen, und gab die schönsten Versprechungen, wie sie den Kleinen hüten wolle wie ein leibhaftiger Schutzengel.

Im Augenblick war auch das Hüten nicht so schwer, still liegen, damit der Arm nicht aus der Richtung komme; ach, wie sehnsüchtig fragte und bat er jeden Tag: „wenn wird mein Arm aufgebunden? wenn darf ich denn wieder herumgehen?"

„Wirst's erwarten können," war die stehende Antwort, ach ja, er hätte wohl besser gewartet! Endlich, ja endlich wurde er aufgebunden und angekleidet, Vater und Mutter wohnten mit wehmüthiger Freude der ersten Probe bei, sahen, wie der Kleine den beschädigten Arm wieder ordentlich bewegte, dann giengen sie ihren Geschäften nach und überließen den Reconvalescenten dem begnadig-

ten Gretchen in der Hoffnung, daß sie, wie sie mit viel schönen Worten betheuerte: „nun doppelt und dreifach Acht haben wolle auf den Kleinen.“

Das that sie auch zu Anfang, hielt ihn fest mit beiden Armen, daß das lebhafte Kind sich schüttelte und wehrte, um frei zu werden. Er wollte das Gehen allein probiren, aber nach dem langen, langen Liegen waren die Schrittchen so unsicher, er wollte probiren nun auch schnell zu laufen, schnell wie Bruder Theodor, da aber wankten die Füßchen und wie's gekommen? — das wußte weder er noch Gretchen, aber da lag unser armer Unstern wieder und schrie und schrie aus ganz neuen Tonarten und die herbeistürzende Mutter wagte vor lauter Angst gar nicht nachzusehen, wo's denn wieder fehle? Gretchen aber, die rannte jammernd zum Vater Gottlob und stieß unter all ihren mitleidigen und reuevollen Ausrufungen den frommen Wunsch aus; „wär' z'letzt besser, der arm' Tropf thät' einmal ganz z'todt fallen, so wär's doch einmal fertig mit dem Gefalle!“

Ganz z'todt war es nun nicht, aber schlimm genug, der kranke Arm war wieder gebrochen am Ellbogen und dazu noch der rechte am Handgelenk.

„Jammern thut's nicht,“ sagte Vater Gottlob, als er die beiden Aermchen wieder schindelte und verband, die der arme Kleine diesmal geduldig, nur mit leisem Weinen hinhielt, weil er bei diesem neuen Unfall ein halbes Schuldgefühl hatte.

Zehn Wochen dauerte diesmal die Wartezeit im Bett, der Kleine war geduldig worden; er hatte selbst eine leise Ahnung von dem schlimmen Stern, der ob ihm walte, und fürchtete sich vor dem Aufstehen, wie lang auch die Zeit im Bette war, die er gar oft ohne Spielzeug allein mit seinen eigenen jungen Gedanken zubringen mußte.

Auch die zehn Wochen giengen zu Ende; Gretchen, die verwaist und heimathlos wohl schwer eine Stätte gefunden hätte, wenn

sie wegen Nachläßigkeit wäre entlassen worden, wurde abermals begnadigt, nun aber in die Küche versetzt, als Wärterin für den Kleinen wurde eine alte Frau angenommen, die ihn dann auch treulich behütet hat bis zu ihrem Tode.

Vorschule.

Der böse Stern schien zunächst verhüllt, der kleine Ottokar führte ein harmloses Kinderleben, nicht in Jubel und Freude, in Singen und Springen wie andere Kinder, doch in stillem Vergnügen auf den Rasenplätzen im Garten, wo er sich von der Sonne bescheinen ließ und hinaufschaute zu den Bäumen und Vöglein, oder daheim, wo er aus den Resten von Bruder Theodors Bauhölzern sich Schlösser erbaute und sie bevölkerte mit allerlei erträumten Gestalten, die in Ermanglung von Püppchen Schwefelhölzer vorstellen mußten.

Ein Jammer war's alle Tage für den Kleinen, wenn der sechs Jahre ältere Bruder Morgens zur Schule im nahen Dorf wanderte mit seinem Ränzchen auf dem Rücken und einem Butterbrod oder ein paar Aepfeln bewaffnet. Ottokar wollte eben auch zur Schule gehen, wollte Lesen und Schreiben! Nun, dazu war er zu jung, da aber Herr Schulmeister Schulze sein Pathe war, durfte er doch nach der Schule auf Besuch zu ihm kommen; dem Bruder Karl gieng's zu langsam mit dem Kleinen, so wandelte er denn für sich hinüber, begleitet oder gefolgt von seiner getreuen Wärterin Walzin; die mitleidigen Blicke und bedauerlichen Bemerkungen der Vorübergehenden war er gewöhnt, auch die Leute gewöhnten sich bald an die verkommene, gepanzerte, kleine Gestalt und er schaute oft recht fröhlich in die Welt hinein, besonders wenn's zum Pathen Schulze gieng.

Vor dem Schulhaus da standen ein paar Lindenbäume, unter

denen mochte unser kleiner Unstern gar zu gerne sitzen, wenn sie grün waren und so herrlich dufteten, in dem unbewußten köstlichen Lebensgefühl, das auch dieser verkümmerten Kindheit nicht ganz fern blieb. Da summte und surrte es in der Blüthenzeit von viel tausend Bienen, der Kleine blieb aber unverletzt von ihnen. — Vater Schulze war ein Bienenvater und seine emsigen Vöglein erzeugten den reinsten goldklaren Honig, der weit und breit gesucht wurde.

Aus dem Honig zweiten Ranges da verfertigte die Frau Pathe Pfefferkuchen, so schön und delikat, wie ihn der herzogliche Conditor wohl nicht besser bereiten konnte. Der kleine Ottokar wurde nie entlassen ohne eine Honigsemmel oder einen Pfefferkuchen, so war's kein Wunder, wenn er so gar gern zum Pathe Schulze gieng.

An einem Sonnabend Nachmittag aber, da saß er gar betrüblich auf der Bank unter dem Lindenbaum, obgleich er seine Honigsemmel schon verzehrt hatte.

„Was hast, Pathel? was drückt dich?“ fragte mitleidig der Schulmeister.

Da hub der Kleine an zu weinen, so bitterlich, daß der Schulmeister und seine kleine Frau ihn ganz verwundert anguckten.

„Frag' ihn du, Frau, ich will ein Bischen weggehen, bei dir ist er zutraulicher,“ sagte der gutmüthige Schulmeister.

„Na, Pathel, was ist's,“ drängte nun die Frau, „gelt, möchtest auch noch Pfefferkuchen? kriegst meinetwegen.“

„In die Schul' gehen möcht' ich, recht in die Schul', wie all die andern Buben,“ stieß der Kleine heraus.

„So, sonst nichts?“ sagte verwundert die Frau Pathe, „na sieh, Pathel, da bist noch zu klein, bist ja noch nicht einmal vier; in ein paar Jahr', da darfst auch kommen.“

„Wie lang ist ein paar Jahr?“ fragte der lernlustige Junge ängstlich.

„Nu, zwei Jahr, die sind bald 'rum; will dir aber was sagen Pathel, komm du allemal mit, wenn Bruder Karl zur Schule geht, dann lernst bei mir, wir zwei, wir können auch Schule halten."

„Ja, ist das aber dann eine Schul'?" fragte der Kleine, noch immer bedenklich.

„Freilich ist's eine Schul', wirst's schon sehen," versicherte ihn die Frau Schulmeisterin, „bring nur eine Bibel und eine Schiefertafel."

Das war's, nun humpelte der Kleine getrost mit dem Bruder, der freilich oft ungeduldig werden wollte, und studirte mit der Frau Schulmeisterin. Sie hatte schon ihrem Mann etwas abgelernt und griff's nicht übel an, wenn sie auch zwischen den Lehrstunden in die Küche lief, um ihr Stückchen Fleisch zum Feuer zu setzen, oder die Kartoffeln zu waschen; Ottokar probirte derweil die aufgegebenen Buchstaben auf der Schiefertafel, oder zeichnete sich ein Haus, wie er einmal in einem wohnen wolle; — armer Junge, ist dir wohl kaum ein Dachkämmerlein aufgehoben!

Einmal, da gieng ein gloriöser Tag auf über dem alten Schulhaus; die Pforte war mit Kränzen behangen, daran die Schulmädchen den ganzen Tag zuvor geflochten hatten, die Frau Schulmeisterin hatte ihr Gottestischkleid angelegt und die schönste Haube aufgesetzt; auch der Alte prangte in seinem Staatsrock. War sein Jubiläum heute, das fünfzigjährige im Schuldienst! Die Schulkinder sangen in aller Frühe unter den Lindenbäumen: „Nun danket alle Gott." Das Jubelpaar wurde in feierlichem Zuge abgeholt zur Kirche, wo in der Betstunde, die heute ohnedies gehalten worden wäre, des Jubilars und seiner treuen Dienste besonders gedacht wurde, nachher waren sie zum Festmahl bei dem Inspektor geladen; dabei sollte dem Schulmeister ein schöner Silberpokal überreicht werden, Gabe des Inspektors und einiger reicher Bauern.

Der kleine Ottokar, der sich unbewußt einbildete, daß er dem Pathe doch am allernächsten stehe, der hatte sich königlich gefreut,

den Festpokal zu überreichen, er stand schon im Hintergrund und umspannte ihn fest mit seinen kleinen Händen, da hörte er eine Magd in geringschätzigem Tone sagen: „na, den Bukelorum laßt ihr's doch nicht übergeben?"

Eh' ein Anderer das Wort nehmen konnte, es zu entschuldigen, hatte der Kleine den Becher hingestellt und zog sich bitterlich weinend in eine Ecke zurück. Ach, es war ja nicht das erste Mal, — es sollte nicht das letzte Mal sein, daß das arme Kind derartige Aeußerungen über seine unglückliche Gestalt hören mußte, aber gerade jetzt, in seine gehobene Feststimmung schnitten sie ihm tief in's Herz, schweigend ließ er von dem Bruder das Geschenk übergeben, er hörte das Anstoßen und den Jubel, Niemand gab Acht auf das Kind, nur die Frau Pathe, deren alte Augen noch gar hell und scharf blickten, die hatte es bemerkt.

„Na, Pathel, komm' einmal und sag' dem Pathe was du gern möchtest!" rief sie; „vielleicht er schlägt dir's nicht ab, heute an seinem Festtag!"

„Und was möchtest denn?" fragte der Schulmeister und sah ihm freundlich in die verweinten Augen.

„In die Schul' möcht' ich, in die rechte Schul' und nicht mehr nur lernen bei der Frau Path," sagte der Kleine wieder ermuthigt.

„Bist ja erst vier und nicht größer, als wenn du drei wärst," sagte der Pathe.

„Aber ich hab' ja schon angefangen zu lernen, und Frau Pathe hat gesagt, ich könn's wie ein Sechsjähriger."

„Nun, wir wollen's probiren," meinte der Jubelgreis, „will's schon auf mich nehmen bei der Behörde," und alle Thränen des Kleinen waren getrocknet. Jubelnd suchte er heute schon seine Sachen zusammen, Fibel, Tafel und Federrohr und zog am nächsten Morgen jubelnd

In die Schule.

Der Lehrer und seine Frau gehören unter die wenigen Lichtgestalten in dem dunkeln Leben unseres armen Unstern und sie sind ihm klar und treu vor der Seele geblieben.

Der alte Herr Schulze, kein dürres, verkommenes Männlein, wie man so oft alte Schulmeister zu schildern und — zu sehen pflegt, nein, eine stattliche, fast etwas zu beleibte Gestalt, trotz des Alters und der Korpulenz noch ein rüstiger Fußgänger, obgleich er mit bösen Hühneraugen behaftet war, weßhalb auch der würdige Schulmeister stets in Pantoffeln oder Halbstiefeln von Tuch wandelte, — die einzige Ueppigkeit, die er sich jemals gestattete; ein schwarzes Käppchen auf den spärlich weißen Locken machte seine Erscheinung zu einer gar milden und ehrwürdigen, zumal da seine Augen von klarem Blau, recht milde und freundlich drein schauten. Er donnerte und wetterte niemals, wie das sonst für einen rechten Landschulmeister für natürlich und nothwendig erachtet wird, er schaute nur ernsthaft und traurig drein, wenn die Buben faul oder unartig waren, und er kam so weit wie Andere mit viel Prügeln; er hatte eine Klasse, die sich sehen und hören lassen durfte, selbst wenn der Herr Superintendent einmal einsprach.

Seine kleine Frau, Ottokar's erste Lehrerin, war bis in's hohe Alter ein rühriges, kleines Weibchen, die ihrem guten Eheherrn jeden Wunsch an den Augen absah und erfüllte. Das alte, kinderlose Ehepaar hatte ein offenes Herz und Haus für Arme und das Schulhaus war eine tröstliche Zuflucht für manch bekümmertes Herz, dem armen Ottokar war's oft wie ein Himmelspförtlein, wo er vergaß, daß ihm vom Gastmahl des Lebens nur der Abtrag beschieden sei.

Mit klopfendem Herzen erwartete der Kleine den Montag Morgen, der ihn zuerst in die Schule bringen sollte, in die rechte

Schule, das war doch etwas ganz anderes, als das Buchstabiren bei der Frau Pathe!

Er hielt auch ganz geduldig still, als er an dem wichtigen Morgen ganz besonders schön gewaschen und gestrählt, gekämmt und gebürstet wurde, er hielt seinen armen eingepanzerten Körper so aufrecht als möglich, um doch auch „wie ein Schüler" auszusehen.

Vor dem Frühstück mußte erst gebetet werden, und der Kleine, der sonst nicht immer willig zum Beten war, weil er noch nicht recht begriffen, um was er zu bitten, wofür er zu danken habe, der sprach diesmal frisch und freudig sein Schulgebetlein, das ihn die Mutter nagelneu gelernt, und wanderte Hand in Hand mit Bruder Theodor dem Schulhaus zu, wenn es ihn auch fast kränken wollte, daß er nur Fibel und Schiefertafel hatte, der Bruder aber schon ein Heft und blechernes Federrohr.

Und der Herr Pathe in eigener Person stand vor der Pforte des Schulhauses und führte den Kleinen ein in den so lang ersehnten Tempel des Wissens.

Ganz feierlich war's dem Ottokar zu Muthe, als der Lehrer sich auf den Katheder stellte und mit seiner mächtigen Stimme den Choral begann, den die ganze Schule stehend absang; ganz lautlos und athemlos vor Respekt setzte er sich auf den Platz, den der Lehrer ihm anwies, nachdem er ihm noch gutmüthig ein altes Choralbuch untergeschoben zum D'raufsitzen, weil er so klein war. Das war drum was andres, als auf der Bank bei der Frau Pathe zu sitzen, die zwischen die Lektionen hinein draußen ihr Kraut schmälzte oder ihre Kartoffeln wusch.

Mit seinem Lesen in der Fibel wollte es zu Anfang auch nicht flott gehen; Frau Pathe hatte ihm eben immer die Sprüchlein und Sätzlein vorgesagt, hier sollt' er nun selbst lesen und er weinte fast, als es nicht gehen wollte. Der Schulmeister tröstete ihn freundlich: „sei zufrieden, Bübel, für dein Alter kannst du erst noch viel."

Der Kleine that nun sein Möglichstes; hier, das fühlte er unbewußt, war sein verkümmerter Körper kein Hinderniß, und er brachte es auch so weit, daß er bald schon sechsjährigen Kindern nachhelfen durfte, die neu eingetreten waren.

Der Fürstenbesuch.

Lichtpunkte gibt's in jedem Dasein, auch in einem verkümmerten, und wenn unser armer Ottokar, dem von aller Herrlichkeit der Welt nichts als sein ritterlicher Name geblieben ist, — eine traurige Ironie auf seine verkommene Gestalt, — einsam in seinem Mansardenkämmerlein sitzt, mühselig arbeitend an dem Gewerbe, an dessen voller Ausübung ihn sein schwacher Körper hindert, dann kehrt er gar gerne in Gedanken zurück zu vergangenen Tagen und unter diesen zum schönsten von allen, zum Fürstenbesuch!

Das war eine Wichtigkeit und eine Herrlichkeit, als dem Inspektor angekündigt wurde, daß Ihre Durchlaucht, die Frau Herzogin, kommen würden, um in eigener Person das Gut zu besuchen und zu besehen! Was waren das für Anstalten, ein Putzen und Fegen und Kehren und Scheuern vom höchsten Giebelfenster bis zur niedrigsten Stallschwelle. Verwundert und nicht sehr erbaut schauten sich die behaglichen Kühe, die Schafe und Kälber um, als auch über sie noch die Reinigung ergieng; ein Laufen und Rennen, ein Blumenpflücken und Kränzewinden, — ganze Wagenladungen von Eichengrün und Tannenzweigen wurden von dem naheliegenden Walde eingeführt; so schön, wie's jetzt werden sollte, war es sicherlich noch nie gewesen.

War aber auch der Mühe werth, wenn man zwischen den zwei riesigen Pappeln vor dem Hofthor stand, und all' die stattlichen Gebäude überblickte, die in regelmäßigem Viereck gebaut zum Hofgut gehörten. Vorn das behagliche Wohnhaus, vor dessen

Pforte auch zwei grüne Pappelbäume ragten, auf beiden Seiten die reichgefüllten Stallgebäude, wo zwischen das Wiehern der Pferde, das Blöcken der Schafe und das Geschrei der zahlreichen Kühe und Kälber sich zuweilen der tiefe mächtige Ton des gewaltigen Zuchtstiers aus Holstein vernehmen ließ, der, ein Riese, ob all' dem Gethier ragte. Inmitten des Hofs der schöne Röhrbrunnen mit dem nie versiegenden klaren Wasserstrahl, im Hintergrund das ansehnliche Wirthschaftsgebäude, an das noch eine Kapelle angebaut war, wo alle vierzehn Tage ein Herr Pater Gottesdienst hielt für die katholischen Bewohner des Gutes und der Umgegend.

Das alles stand nun blank und hell im Sonnenlicht und in schönstem Festschmuck. Vor dem Hofthor wölbte sich eine grüne Ehrenpforte, darüber prangten neu gemalt in grellsten Farben die Wappen des herzoglichen Paares, von riesigen Stangen wehten Fahnen und Fähnlein in preußischen und holsteinischen Landesfarben, dazwischen zogen sich grüne Guirlanden und hiengen farbige Blumenkränze, — der kleine Ottokar an der Spitze der Schulkinder, die Pathe Schulze herbeigetrieben, sich die Herrlichkeit beschauend, besann sich in der Stille, ob's wohl im Himmel einmal viel schöner sein könne?

Etwas mißliebig und verwunderlich sahen zum Theil die Leute nach dem kleinen Verkrüppelten, das im schönsten Feststaat, im himmelblauen Röckchen, eine seidene Schärpe mit den herzoglichen Farben umgeschlungen, an der Spitze des Kinderzugs mit seinem Bruder stand. „Na, das ist doch eben kein Staat zum Empfang der Frau Herzogin," murmelte eine naseweise Bäurin.

„Das ist unser Kind, und das gehört voran," sagte mit mütterlichem Selbstgefühl die Frau Inspektorin, und der arme Kleine, dem selten eine unfreundliche Bemerkung entgieng, hob wieder getrost sein Köpfchen und repetirte im Stillen den Vers, mit dem er die Frau Herzogin begrüßen sollte.

Endlich, endlich, nahm das lange Warten ein Ende, die aus-

gestellten Vorposten rannten athemlos herbei, der Vorreiter sprengte heran, die Glocken des Kirchleins und zur Vermehrung der Rührung auch noch die Eßglocke läuteten zusammen, der sechsspännige Wagen kam angefahren, und Alt und Jung brach „aus dreifach donnernder Brust", wie einst ein Schultheiß seinen Toast geendet, in einen Jubelruf aus.

Man hatte nur die Frau Herzogin erwartet, der Gemahl aber war auch mitgekommen, stieg aus und schritt nun mit der Dame am Arm über den Hof, nach allen Seiten freundlich grüßend und dankend.

Glücklicherweise kam die Frau Herzogin, als die Festkinder ihr entgegenschritten, auf die Seite des kleinen Ottokars, denn sein Verschen war für die Dame eingerichtet, was hätte er machen sollen, wenn der Herzog zu ihm gekommen wäre? So aber hob er nach Kräften sein gedrücktes Köpfchen und sagte mit klarer Stimme:

„Umkränzt sind heute Haus und Stufen
Euch, holde Fürstin, herzurufen,
Dazu leg' ich als ersten Gruß
Euch dieses Kränzchen vor den Fuß."

Er kann es nie vergessen, der Kleine, der leider niemals groß geworden, wie freundlich die hohe Dame ihn angeschaut mit Augen, in denen Thränen glänzten, wie liebreich sie ihn aufgehoben und ihn geküßt, so warm und herzlich, wie außer dem seiner Mutter kein Mund ihn mehr geküßt; — die Herzogin hat ihn noch an der Hand genommen, hat ihn unter Staunen und Verwunderung sämmtlichen Publikums mit sich in das Zimmer geführt, das zu ihrem Empfang bereitet war, und ihn mit Kuchen und Backwerk aller Art beschenkt, — war alles schön und gut für ein Kind, aber der Kuß von der Herzogin Lippen, der ist ihm doch das Wunderbarste geblieben, ein Feengruß, der immer wieder ein Licht wirft in ein oft trübseliges Alltagsleben.

Das herzogliche Paar hat sich nach allen Seiten hin sehr huldvoll benommen, Höfe, Gebäude, Gärten, Milchkeller, Scheune und Ställe betrachtet und belobt, sodann den Wagen wieder bestiegen, der es in sausendem Galopp unter abermals donnerndem Hoch zurücktrug nach der Stadt. Auch Ottokar durfte mit Eltern und Bruder nachfahren, um noch die Illumination daselbst anzuschauen, von Lichtern, Feuerwerk und Musik hat er nichts mehr behalten, was er aber nicht vergessen hat, das ist der Kuß der Frau Herzogin.

Der muß auf der Welt sein!

Nicht nur diese leichte, auch eine grauenvolle Erinnerung knüpft sich für den Kleinen noch an das Gut, das er nicht lange mehr bewohnen sollte.

Ein Dienstmädchen wollte im Hofe sich ein Reisachbündel aus einem großen Haufen hervorziehen, da raschelte plötzlich eine große, gefleckte Natter daraus hervor und zischte sie greulich an mit erhobenem Kopfe. Rasch besonnen schwang das Mädchen ihr Küchenbeil, das sie in der Hand hielt, hieb das Ungethüm mitten durch, und schleuderte mit einem langen Stecken beide Stücke in die große Wassergrube in der Ecke des Hofes.

Die Knaben kamen von der Schule zurück, als man ihnen die merkwürdige Begebenheit verkündete. Theodor lief nach der Grube, der Kleine natürlich nach, und mit Schreck und Grauen sehen sie, wie von der obern Hälfte der zerhauenen Schlange der Kopf sich noch immer aus dem trüben Wasser emporstreckte und nach Luft schnappte.

Mit einem Schrei des Entsetzens sprang Theodor zurück, der vorwitzige Kleine aber, der wollte die Merkwürdigkeit näher besehen, trat mit einem Stecken an den Rand, neckte noch das

Ungethüm und lachte über die greuliche Art, wie es die Augen verdrehte.

Aber, — wie es kam, das weiß er nicht mehr, — ein Ausgleiten, ein Plump, ein jammervoller Schrei um Hilfe, — dann vergiengen ihm die Sinne, nur von Andern hörte er nachher, wie Bruder Theodor ein Zetergeschrei erhob, das den ehrlichen Großknecht Wolf herbeirief, wie der seine Jacke abwarf und in den schmutzigen Tümpel hineinwatete, der nicht dem Mann, wohl aber dem Kind weit über den Kopf gieng, so daß er erst noch lang herumgreifen mußte, bis er den bewußtlosen, halb erstickten Kleinen endlich fassen konnte und mit dem Schrei: „Na, Gott Lob und Dank, daß wir ihn haben! der muß scheint's auf der Welt sein," seinem Häuschen mit ihm zulief, wo er ihn seiner Frau zur Pflege übergab.

Der Frau Liese Wolf ist's gelungen, den Halbtodten wieder zu erwecken; Ottokar erwachte wieder in einer Wanne warmen Wassers, wo ihn dieselbige tüchtig rieb und strählte, um die Schlammbrühe abzuwaschen. Der Wiederbelebte glaubte sich noch in der Grube und setzte das unterbrochene Zetergeschrei dergestalt fort, daß Großknecht Wolf, der sich am Tische mit einem Kartoffelschmaus stärkte nach seiner Heldenthat, darüber in ein Lachen ausbrach, also, daß ihm die Kartoffel im Halse stecken blieb und Frau Liese zum zweiten Mal ihr ärztliches Talent in Wiederbelebung eines Erstickten ausüben mußte, was sie mit einem tüchtigen Puff auf den Rücken glücklich vollbrachte.

Nun kam auch die Mutter herbeigelaufen: „Na, der muß auf der Welt sein!" rief rührend Frau Liese, „ist doch viel von meinem Mann, daß er um den kleinen Buckelorum sein Leib und Leben rischkirt hat!"

Die Mutter überhörte alles, was sie an der Rede kränken konnte, ihr war das gefährdete, das verkürzte Kind das Liebste und Wichtigste, sie vergaß auch Schelten und Strafe über der Freude, ihn wieder zu haben. Der Kleine wurde rein und trocken gekleidet,

seine Gewänder aus der Schlangengrube erhielt der kleine Jan Wolf, der in seiner Größe war, und der war so glücklich darüber, daß er ihm eins seiner weißen Kaninchen schenkte. Auch sonst noch wurde der brave Wolf reichlich begabt mit Dank und Geschenken.

„Wozu bist du noch aufgehoben?" fragte die Mutter wehmüthig, wenn sie den Kleinen betrachtete, der mit einem gewissen Gefühl der Wichtigkeit nun gerne noch von seiner überstandenen Gefahr erzählen hörte.

Er wußte es nicht, aber beten lernte er diesmal mit der Mutter, wenn sie ihm vorstellte, wie ihm der liebe Gott so zu rechter Zeit Hilfe gesendet.

Ein Wechsel.

Es wäre schön gewesen für den armen Ottokar, auf dem Gute zu bleiben, wo Jedermann ihn kannte und Niemand mehr Anstoß nahm an seiner verkümmerten Gestalt, wo er all' die Rosse und Füllen, alle Hühner und Gänse sozusagen persönlich kannte, wo er Tag für Tag seine Wanderung zur Schule zum Pathe Schulze antreten und von den Mühen des Studiums ausruhen durfte unter den grünen Lindenbäumen vor der Schulpforte und sich laben an den Honigschnitten, welche die gute Frau Pathin ihm verabreichte, die's gar nicht übel genommen hatte, daß sie ihres Lehramtes entlassen war; — er hätte es sein Lebenlang nicht besser verlangt!

Bruder Theodor war im Lauf des letzten Jahres zu einer Tante der benachbarten Stadt gekommen, um allda das Gymnasium zu besuchen, war aber dann auch schön und merkwürdig, wenn er über Sonn- und Feiertage nach Haus kam und erzählte, wie's so viel vornehmer sei im Gymnasium, als in Pathe Schulze Schule, mehr Prügel zwar bekomme man dort, trotz der Vor-

nehmigkeit, aber man werde dafür auch mächtig gescheidt; des Kleinen Augen leuchteten in freudiger Aussicht, bis auch er so gescheidt werden dürfe.

Zum täglichen Gespielen war dafür der kleine Wilhelm Wolf da, der Sohn des rettenden Großknechts, und die Jungen hatten ihre tägliche Herzensfreude mit den Kaninchen, die sie alle Morgen auf den Grasplatz trugen, fütterten und sich an ihren lustigen Sprüngen ergötzten; alle Tage giengen die Kaninchen verloren und alle Tage wurden sie wieder gefunden; ein immer neues Vergnügen, bei dem Ottokar sein Mißgeschick vergaß; ist leider aber nicht so geblieben.

Ein Herr Kunze, der die oberste Verwaltung über alle Güter des Herzogs hatte, beredete Flieder, seine Stelle aufzugeben. „Der Herzog," machte er ihm weiß, „der schickt all' seine Beamten fort und nimmt lauter Diener aus seiner Heimath an. Nun thun Sie doch besser, Sie nehmen selbst vorher ihren Abschied und ich gebe Ihnen eine schöne Stelle auf meinen Gütern."

Der Vater ließ sich bereden, er sagte dem Fürsten auf, der ihn gern hätte behalten wollen, und Ottokar, der in eifrigem Spiel mit seinem Kameraden Wolf vor dessen Hausthür saß, wo sie einen Stall für die Kaninchen zimmern wollten, hörte Wilhelms Mutter drin ihren Mann fragen: „Du, ist's wahr, daß der Oberamtmann fort macht?"

„Freilich, ganz und gar," sagte der.

Was das nun heißen solle, „er macht fort", verstand Ottokar nicht recht, aber er dachte sich etwas Arges darunter, daß der Vater weit fortziehe von ihnen, in ein Gefängniß gebracht werde, oder sonst etwas Schreckliches; ohne ein Wort zu sagen oder zu fragen, eilte er fort und kam mit Thränen zum Vater: „Vater, ist's wahr, daß du fortmachst? und was ist denn das?" fragte er schluchzend.

„Na Junge, das ist nicht so schlimm, ich mache nicht fort, ich gehe fort und ihr Alle kommt mit," sagte tröstend der Vater.

„Wolf's Wilhelm auch, und auch die Kaninchen?" fragte der Kleine.

„Die auch," versicherte der Vater.

„Und die Brettchen zu unserem Hasenstall?"

„Auch die, alles miteinander darf mit."

„So, dann ist's schon recht, draußen wird's auch schön sein," sagte schnell beruhigt der Kleine; — was dies Scheiden für ihn noch mit sich brachte, das wußte er nicht.

In den Mühlen.

Für die Kinder schien's zunächst kein schlimmer Wechsel, als die ganze Familie übersiedelte nach den Mühlen in Großfeuer.

Es ist das ein stattliches Dorf in Schlesien, mit schönen Feldern und Wiesen, auch ein schattiger grüner Wald und zur Seite der Fluß, der sich in drei Arme theilt und so zwei kleine Inseln bildet, auf denen die drei stattlichen Mühlwerke standen, über die der Oberamtmann, der nun wieder Inspektor hieß, die Oberleitung führen sollte.

Die Kinder, die hatten bald die alte Heimath verschmerzt, die erfreuten sich an dem neuen Anblick, an den wunderbarlichen Gebäuden: die Getreidemühle, das stattlichste der drei Häuser, war auf hohem Pfahlwerk erbaut, weil man nie sicher war, wenn der Fluß austrat und die kleine Insel überschwemmte. War in einem kleinen Hause noch eine Bäckerei daneben, da war's lustig, den Bäckerknechten zuzusehen, die denn auch hie und da für Ottokar eine eigene kleine Semmel oder Bretzel machten. Es war ein Garten hinter der Mühle, den die Mutter zuerst mit schönen Blumen besetzen wollte, da aber so oft das Wasser darüber gieng, so

ließ man nichts mehr darin wachsen als duftiges Haidekraut, und stellte ein paar Bienenstöcke dazu; da summten und schwärmten denn im Sommer die Bienen und gaben Honig, fast so goldig und so klar, wie der der guten Pathin.

Von den Inseln führten allerlei Brücklein und Steglein in's Dorf hinunter zur Schule und Kirche. Es war eine katholische und eine evangelische Schule und Kirche im Ort und war schön anzusehen, wie die Geistlichen der beiden Confessionen, zwei ehrwürdige alte Männer, jeden Sonntag einträchtig neben einander wandelten, und dann mit freundlichem Gruße schieden, eh' Jeder in die Pforte seiner Kirche trat und wie sie Abends durch Feld und Wald einen traulichen Spaziergang zusammen machten. Von den zwei Schullehrern daselbst rühmte man nicht immer dieselbe Eintracht.

Die Geistlichen kehrten auf ihrem Spaziergang manchmal in der Mühle ein und Ottokar war glücklich, wenn er auf seinem hölzernen Schemel zu den Füßen der beiden alten Herrn sitzen durfte, die so freundlich gegen ihn waren. Da rauchten sie behaglich aus den langen Pfeifen, die stets für sie bereit lagen, der Vater, der nicht rauchte, saß mit seiner Tabaksdose dabei, die Mutter mit dem Strickzeug in der Ecke, der Kleine hörte zu, wie sie so sprachen über Welt und Zeit, durfte ihnen auch manchmal ein schönes Reimlein oder einen frommen Spruch aufsagen; nachher brachte die Mutter Thee und Honigsemmel, da kriegte er denn auch seinen Theil ab, — er denkt heute noch gerne daran.

Die große Fluth.

So gieng ein fröhlicher Sommer hin, wenigstens für die Kinder, die nicht wußten, daß welche Eltern in der Stille von mancher Sorge bewegt waren; sie freuten sich schon auf die Winter-

zeit, wo es fröhliche Schlittenfahrten geben sollte. Das Korn war eingebracht, die Obstbäume gerüttelt und geschüttelt, bis kein Aepfelein und keine Birne mehr zu sehen war.

Doch wehte eine schwüle Luft an dem Morgen, wo Ottokar, schon zur Schule gerüstet, mit seinem Butterbrod am Fenster stand und hinausschaute: „Mutter, da sieh', was für eine schwarze Wand!" rief er, „sind das Schneewolken?" „Dumm's Büble, 's ist ja erst Oktober!" sagte die Mutter und schaute auch etwas bange in das dunkle, schwere Gewölk, das die Stube ganz düster machte. „Geht ein ganz warmer Wind draußen," sagte der Kleine, da zuckte mit einem Male ein Blitz und krachte ein Donnerschlag, — ein einziger nur, — dann aber strömte ein Regen herab, so furchtbar, in so gewaltigen Güssen, als ob alle Schleusen des Himmels geöffnet wären; die Kinder ergötzten sich zuerst wie es floß und goß und strömte, wie die Dachrinnen schütteten und im Hof die Hühner flüchteten in ihre Ställe und die Enten noch plätscherten; „Mutter, bald können wir Schifffahren im Hof!" rief der Kleine.

Die Mutter aber antwortete nicht. Es regnete und regnete und strömte fort und fort; Christine, die Magd, die erst noch ihre Tonnen und Züber unter die Rinnen gestellt hatte, um Regenwasser zu sammeln zur Wäsche, sprang jetzt jammernd herein, „Frau, der Fluß läuft über!" Alles in Haus und Hof rannte herbei um zu schützen und zu retten, die Schleusen an der Mühle wurden geöffnet, damit das Wasser ohne Schaden vorüberziehe, — vergebens, es goß und floß und strömte fort, die untern Räume waren bald voll Wasser, die Mühlbewohner flüchteten in den obern Stock. Sie sahen durch die Fenster auf's Dorf, auch dort lief das Wasser schon in den Gassen, an Fliehen war nicht mehr zu denken, an Rettung von außen auch nicht, — es wurde Nacht und noch immer hörte man den Regen und das unheimliche Rauschen der Fluth unten; da und dort leise den Ton von Gebeten und Bittgesängen.

Ottokar, nachdem er lange dem strömenden Regen und den steigenden Wassern zugeschaut, kauerte müde auf dem Boden. „Soll der Kleine zu Bett?“ fragte die bleiche Mutter den Vater.

„In Gottes Namen,“ sagte dieser, „hinaus können wir nicht, wenn's so fort macht, so reißt das Dach und wir ertrinken Alle. Besser, wenn's den Kleinen im Schlafe nimmt.“

Matt und still führte die Mutter den halb eingeschlafenen Knaben in das Gastzimmer im obersten Stock. „In dem schönen Bett schlafen?“ fragte der Kleine, und streckte sich müde aus. Dann aber, als er schon sein Köpfchen auf's Kissen gelegt, richtete er sich noch einmal auf: „Beten, Mutter, beten!“ — Das war das erste Mal, daß er selbst zu beten verlangte, was er hatte sonst nur verdrossen, aus Furcht vor dem Vater, gethan; jetzt faltete er die Hände und sprach laut und andächtig der Mutter nach:

„Wenn wir in höchsten Nöthen sein
Und wissen weder aus noch ein,
So rufen wir, getreuer Gott,
Zu dir um Rettung aus der Noth.

Wir stehen jetzt verlassen gar
In uns'rer Trübsal und Gefahr,
Du starker Gott, steh' du uns bei
Und mach' uns aller Nöthen frei!“

Das war die Nacht, in der er beten lernte.

Die Erwachsenen in der Mühle blieben alle auf und harrten bange des Höhersteigens der Fluth, — es schien, als ob der Regen leiser tröpfle, — sie wagtens noch nicht zu hoffen, — nach Mitternacht aber, — da hörte es auf, da ward es stille, die Fluth, so weit sie's im Dunkel bemerken konnten, stieg nicht mehr, und als der Morgen aufgieng, — siehe, da war der Himmel blau, die Sonne stieg hell herauf, die Wasser waren gesunken, die Todesgefahr war vorüber.

An diesem Morgen betete der kleine Ottokar für sich allein nicht nur die gelernten Worte; aus seinem eigenen Herzen dankte er im Stillen dem gnädigen Gott, der die Gefahr abgewendet, und das war nun erst das rechte Beten.

Traurig sah's nun freilich aus im Sonnenlicht; es war allenthalben viel zerstört und fortgerissen von der Fluth, besonders in der Mühle war viel an den Gebäuden verdorben, viel Vorräthe an Mehl und Getreide dahin. Der Vater schrieb sogleich an den Mühlbesitzer, Herrn Kunze, und bat ihn Geld zu senden, damit Alles wieder hergestellt werden könne. „Bezahlen nur Sie es inzwischen, ich bin im Augenblick nicht bei Geld," schrieb dieser zurück, „Sie erhalten dann Alles mit den Zinsen wieder." Der Vater war froh, daß er gerade noch Geld hatte und so seinem Brodherrn gefällig sein konnte. Es wurde aber Alles viel theurer, als er sich gedacht, da er auch von dem Mühlenbau nicht viel verstand, und er mußte nach und nach fast all' sein Vermögen d'ran geben, ohne daß er besondere Sicherheit hatte.

Neue Gefahr.

So war unser kleiner Unstern sammt den Seinen vom Wassertode errettet worden; er hatte beten lernen in der Stunde der Noth, gehorsam sein aber, — das konnte er immer noch nicht recht, und mußte dafür noch manch' theures Lehrgeld zahlen.

Es kam nach der großen Fluth ein gewaltig strenger Winter in's Land, eine ganz grausige Kälte, bei der nicht einmal die Felder durch Schnee geschützt waren, der Bober, der Fluß, der die Mühle trieb, war steinhart gefroren, so daß die schwersten Wagen drüber fahren konnten; um die Mühle wurde das Eis immer fleißig weggeschafft, das hier rasch fließende Wasser fror nicht, die Räder drehten sich in gleichem Lauf, auch der Sägemühle einförmiger Laut

tönte fort und fort. Ottokar mochte ihr gar gerne zusehen und dabei sich Kerner's Lied wiederholen, das er einmal gehört:

Dort unten an der Mühle
Saß ich in stiller Ruh',
Und sah dem Wasserspiele
Und sah den Wellen zu.

Sah zu der blanken Säge,
Es war mir wie ein Traum,
Die bahnte lange Wege
In einen Tannenbaum.

Der Kleine litt nicht zu schwer an der Winterkälte; zwar machte er täglich seinen Marsch in die Schule, aber die Mutter hatte ihm ein wattirtes Röckchen, Pelzhandschuhe und eine Pelzkappe angeschafft; darin war er prächtig verwahrt und ließ sich's nicht anfechten, wenn die Schulbuben ihm „Pelzmärtel, Buzemann!“ nachschrieen. Vor dem Schulhaus war eine große Schleifbahn, auf der konnte der kleine Pelzmärtel hingleiten wie Keiner.

Um von der Mühle in's Dorf zu kommen, gieng man durch den langen Hof und weiter unten führte eine schöne, breite Brücke über den Fluß; ganz nah an der Mühle war aber der sogenannte Schutzsteg, ein schmales, dickes Brett, über den Bober gelegt, darüber kam man viel schneller in's Dorf.

„Junge, laß dir ja nicht mehr einfallen über den Steg zu gehen, wenn du zur Schule gehst,“ befahl der Vater eines Morgens, „das Wasser, das immer heraufspritzt, ist gefroren, er ist so glatt, daß sich's die Mühlknappen nicht mehr getrauen, hinüber zu gehen.“

„Ist recht, Vater,“ sagte der Kleine.

Wie er am nächsten Morgen seinen Schulweg antrat, hatte er des Vaters Befehl nicht vergessen, aber er dachte noch mehr daran, wie das Schleifen vor der Schule so lustig sei, und wie's dazu nicht mehr reiche, wenn er den langweiligen Weg über die Brücke gehe.

„Bin ja gleich drüben," dachte er, „und der Vater wird's gerade nicht sehen." So gieng er denn, sich verstohlen hie und da umsehend, auf den Steg zu, — gebetet hat er vorher nicht.

Die ersten Schritte giengen gut, da — wie's gegangen ist, wußte er nicht, ausgeglitten aber ist er und hinuntergestürzt in den reißenden Bober, — gerade vor dem großen Mühlrad, das sich drehte und drehte.

Nun wäre es zu Ende gewesen mit Leben und Lernen, und ein grausiger Tod noch dazu, zerquetscht zu werden zwischen den Rädern. Gott wollte aber nicht, daß das Kind hier zu Grunde gehen sollte; mit dem dicht wattirten Rock blieb der Kleine hängen am Nagel eines vorstehenden Brettes; ein Bauer, der eben Korn zur Mühle brachte, stürzte sich muthig hinein, erfaßte den Knaben und brachte ihn an's Ufer.

Ottokar war völlig bewußtlos und konnte nur mit Mühe wieder zum Leben gebracht werden. Eine schwere Entzündungskrankheit war Folge des Falles und der Erkältung, und statt Schleifen und Schlittenfahren, mußte der unmüßige, kleine Bursch dicht im Bett stecken.

Da hätte er nun Zeit gehabt, sein Unrecht einzusehen, Gehorsam zu lernen und Geduld. Hat's aber erst noch nicht gelernt!

Der Doktor hatte streng befohlen, vor ein paar Wochen dürfe der Kleine nicht aus dem Bett; einmal aber war so ein schöner sonniger Nachmittag; die alte Frau Gukei aus dem Dorf, die auf ihn Acht haben sollte, war eben weggegangen, im Hof drunten erhoben die Hühner und Gänse ein ganz absonderliches Geschrei, da war gewiß der wilde Spitz des Bauer Fuchs, der so oft zur Mühle kam, unter sie gefahren! ein Bischen mußte er's doch sehen! Und wie er eben mit bloßen Füßen in seinem langen, dünnen Nachttalar auf den Stuhl an's Fenster stieg, — siehe, da kam der Herr Doktor herein.

„Was, Bursch, wer hat dir erlaubt aufzustehen?" rief er.

„Niemand,“ gestand sehr erschreckt der kleine Sünder.

„Marsch in dein Bett und rühr' dich nicht mehr!“ kommandirte der Doktor, warf ihn keineswegs sanft in sein Bett und deckte ihn tüchtig zu, „gib' Acht, Bursch, du mußt's noch büßen!“

Ja, er hat's büßen müssen. Zu der Entzündung kam ein Schleimfieber und der kleine Unmuß, der nicht acht Tage hatte ruhig liegen wollen, mußte mehr als acht Wochen liegen bleiben.

Endlich, endlich konnte er doch aufsitzen, gute Bauernfrauen vom Dorf sandten ihm hie und da ein Stück Kuchen, kamen sogar die zwei geistlichen Herren, ihn zu besuchen; der evangelische schenkte ihm eine Schachtel Bleisoldaten, der katholische gar schöne gläserne Schwanen mit Metallschnäbeln, die man mit einem Magnet im Wasserbecken herumziehen konnte; das war eine nette Unterhaltung! Der Herr Doktor, wenn er ihn auch tüchtig gezankt hatte, schenkte ihm doch den Robinson, den er noch von seinen Kinderjahren her hatte, darin las er stundenlang, und wenn sich's gleich der Robinson hatte müssen so sauer werden lassen, er wäre doch gar zu gern auch auf eine Südsee-Insel hinaus gefahren.

Er erzählte der Frau Gukei all' das Schöne, das er gelesen und noch ganz rare und merkwürdige Geschichten dazu, die er sich selbst ausgedacht, daß diese oft verwundert die Hände zusammenschlug und rief: „O du liebe Zeit, was ist das für ein g'scheidt's Büble, und weiß so g'späßige Sachen!“

Fast war's Frühling, als endlich der Doktor erlaubte, daß er aufstehen dürfe.

O wie wohlig war's dem Kleinen zu Muth, als an einem ganz schönen sonnigen Tag die Mutter ihn mit hinausnahm in's Gärtchen, wo schon grünes Gras sproßte und Krokus blühten und Gänseblümchen. So schön war's doch noch nie auf der Welt gewesen! und der Bäcker schickte noch eine warme Bretzel zur Festlichkeit.

Ob unser kleiner Unmuß und Unstern nun Geduld gelernt hatte, und Vorsicht und Folgsamkeit, — das müssen wir erst noch sehen.

Die hohe Schaukel.

Viel Kameradschaft hatte Ottokar nicht, und es that ihm oft bitterlich ahnd nach Wolf's Wilhelm, der eben nicht, wie man ihm versprochen, mit zur Mühle gekommen war. In's Dorf war's weit und die Jungen dort mochten lieber mit gesunden, gerad gewachsenen Kameraden spielen, auch hörte der arme kleine Bucklige manch' hartes oder höhnisches Wort von ihnen, das ihm weh' that.

Da unterhielt er sich denn gern mit den Thieren auf der Mühle, und — wenn er auch sonst oft ein wilder und unartiger Bursch war, — einem Thierlein hat er all' sein Lebenlang mit Wissen nicht weh' gethan.

So war er denn gut Freund mit allerlei Gethier, selbst die schöne weiße Katze, Ida von ihm getauft, war ihm anhänglich und folgte ihm auf Schritt und Tritt, was Katzen sonst nicht thun, sie war ihm zu lieb auch ganz gut Freund mit dem Hunde Boncoeur, so daß die zwei einträchtig aus Einer Schüssel fraßen und nebeneinander schliefen, also nicht lebten, wie sonst Hund und Katze; jedes Mäuschen, das Ida gefangen, zeigte sie ihrem jungen Herrn und fraß es erst auf, wenn er sie vorher belobt.

Auch ein Rothkehlchen hatte Ottokar durch Futterstreuen so zahm gewöhnt, daß es ihm nachflog und aus seiner Hand fraß. Einmal scheuchte es ein Bauernknabe mit rohem Geschrei von Ottokar's Arm, es flog auf eine Linde; der Kleine sah ihm nach mit bittern Thränen und dachte: „nun kommt es nicht wieder". Siehe da, als er in's Haus gieng, saß sein Vögelchen auf seinem Kopf und gieng mit zurück in's Zimmer.

Einen guten Freund unter den Menschenkindern hatte Ottokar aber doch auch gefunden, Karl Hansen, den Sohn eines wohlhabenden Bauern vom Dorf, dem war's nicht langweilig mit dem verkrüppelten Knaben zu spielen; er merkte auch bald, daß der oft

schönere Spiele und Geschichten wußte, als die wilden Dorfjungen; er hatte ihm ein paar schöne, weiße Kaninchen geschenkt, wie früher der Sohn des Großknechts, und mochte gern in die Mühle kommen und sich dort mit ihm umtreiben.

So saßen die zwei Knaben einmal wieder zusammen am Ufer des Flüßchens, plauderten und erzählten, aber, — 's war heut' alles ein Bischen langweilig, sie schauten das Wasser hinauf und hinunter, sie stupften mit ihren Stöckchen in den großen Fischkasten, der vorn im Flusse stand, in dem viel Krebse gefüttert wurden, aber, — Fische und Krebse sind eben stumm, mit denen ist nicht viel zu machen, und sie ließen bald wieder ab davon.

„Weißt was?“ rief Ottokar auf einmal lustig.

„Nein, ich weiß nichts,“ sagte Karl verdrießlich.

„Da liegt ein Staatsbrett,“ sagte Ottokar vergnügt, „das legen wir über den Kasten, ich sitz' hüben und du drüben, so haben wir eine Prachtsschaukel.“

„Ja,“ meinte Karl etwas bedenklich, „'s wär' schon recht, ich mein' nur, die Alten werden's nicht wollen, du solltest dich ja immer in Acht nehmen, da könnten wir Prügel kriegen.“

„O, 's siehts ja kein Mensch, komm' nur!“

Sehr bereitwillig half Karl das lange Brett über den Fischkasten legen, die Schaukel war fertig, sah aber etwas halsbrechend aus.

Ohne Furcht stiegen die Jungen hinauf und fiengen erst sachte an zu schaukeln. „Aber hör',“ fiel dem Karl plötzlich ein: „Kantor Fiebig hat gestern gesagt, der liebe Gott thät' Alles sehen.“

„Ja, mein Vater sagt's auch,“ erwiederte Ottokar bedenklich, „da müssen wir wohl wieder 'runter.“

Seufzend schickte er sich dazu an, da kam dem Karl wieder ein Ausweg: „Aber, weißt, als unser Knecht neulich so geflucht, und die Marieliese zu ihm sagte: ‚der liebe Gott werd' ihn dafür strafen,‘ da sagt' er: ‚o, der drückt auch manchmal ein Auge zu‘.

Meinst nun nicht, wenn wir schaukeln, so sieht er am Ende gar nicht her."

So jung er war, so wußte Ottokar wohl, daß das nicht so war, aber — geschaukelt hätte er doch gar zu gern. „Nur sachte!" rief er, das kam ihm doch erlaubter vor.

Ja, sachte gieng's zuerst, 's war aber prächtig, ein Bischen höher und noch ein Bischen konnte ja nicht schaden, es war herrlich, so in die Luft zu fliegen! Da, — wie's so gekommen, könnte heut' noch Keiner von den Beiden sagen, da wich das Brett und hüben und drüben stürzten mit einem gewaltigen Plumps beide Knaben zur Erde.

Karl war mit einer tüchtigen Beule davon gekommen, unser Unstern aber lag besinnungslos und erwachte erst nach einer Weile an einem heftigen Schmerz am Arm. „O, mein Arm, o, o!" schrie er laut und kläglich.

„Sei doch still," wollte Karl ihn beschwichtigen, „das thut nichts, deinen Arm sieht man ja nicht, ja, meine Beule, die muß man gleich sehen."

Ottokar aber schrie fort und fort, dachte auch nicht mehr an's Verbergen und Verhehlen, als plötzlich der Vater vor ihnen stand, der den Jungen an der Hand nahm, um den Arm zu besehen, da stieß er einen so entsetzlichen Schrei aus, daß der Vater gleich errieth, daß der Arm gebrochen sei.

So wurde nun schleunig der Heildiener, ein untergeordneter Chirurg aus dem Dorfe geholt.

„Da, seh'n Sie doch, Herr Flink, was es mit des Kleinen Arm ist," bat der Vater.

„Doppelt gebrochen ist er, und das noch an einer alten, schlimmen Stelle," sagte Herr Flink, als er unter lautem Aufschreien des Kleinen den Arm untersuchte.

Also wieder gebrochen! O, du armer Unstern! ist dir nicht übel zu nehmen, daß du so kläglich geschrieen, du wußtest ja schon hinlänglich, was es heißt, ein Glied zu brechen.

Der Vater war auch gehörig erschrocken, wollte aber gern der Mutter den ärgsten Schreck ersparen; an Vater Gottlob's Geschicklichkeit hatte er den größten Glauben, so ließ er von Herrn Flink den Arm nur einstweilen in Schienen legen und verbinden, um die Reise mit ihm machen zu können, und bestellte derweile das Anspannen.

„Ja, wo reist ihr denn hin?" fragte verwundert und erschrocken die Mutter, die eben aus dem Garten kam; „was ist's mit dem Kleinen? warum trägst du ihn?"

„Er hat sich nur den Arm verstaucht," sagte beruhigend der Vater, „da möcht' ich zum Vater Gottlob mit ihm, weil der's am Besten versteht, sei nur ruhig; und du, Ottokar, sei herzhaft und schrei nicht!"

Daß er reisen durfte, war schon einiger Trost und er ertrug standhaft die Schmerzen, bis sie gegen Abend in der alten Heimath an Vater Gottlob's kleinem Hause anfuhren.

„Na, Herr Oberamtmann, will sagen Herr Inspektor, schon wieder da! und was ist's mit dem Kleinen da?"

„Er hat den Arm gebrochen."

„Hab's ja gesagt: 's sei nicht zum letzten Mal; na, nur 'rein! sieht nicht so kläglich aus, Kleiner; 's ist ja nicht der Kopf."

Schlimm genug war's aber, da Herr Flink den Arm falsch verbunden hatte. „'S läßt sich wieder machen," tröstete der Alte, „aber sechs bis acht Wochen muß er hier bleiben; wir können ihn zu Bäcker Miller's in die Kost geben."

„O, zur Pathe Schulzin," bat flehentlich der Kleine, „weißt, dann brauch' ich nicht so weit in die Schule."

„Na, wollen sehen, ob sie dich nimmt."

Zuerst wurde der Arm eingerichtet, das gieng freilich nicht ohne Jammergeschrei, dann aber gieng's zur guten Pathin, die tröstete ihren kleinen Ottokar und strich ihm die allerschönste Honigsemmel und bettete ihm weich und warm in die Wohnstube; so

wurde er bald zufrieden, auch als er hörte, daß der Vater in Stille fortgegangen sei, um sich und dem Kleinen den Abschied zu ersparen. Er weinte sich noch ein Bischen aus, dann aber schlief er fest und tief, und als er erwachte und sich in der behaglichen Stube des guten Pathen sah, und sogar auf dem Schrank in der Ecke den Honigtopf erblickte, da war sein kleines Herz wieder getrost, obgleich der Arm schwer, wie todt an seiner Seite lag.

Er erzählte redlich dem Pathen, wie's gekommen mit seinem Unfall; „will in meinem Leben keine Schaukel mehr auf einen Fischkasten machen," versicherte er ihn.

„Will dir sagen, Büble," sagte der Pathe, „versprich du dir selbst und dem lieben Gott, daß du in deinem Leben nichts mehr thun wollest, von dem du innerlich spürst, daß du's nicht solltest, das wird besser sein."

Auch das versprach der Kleine in gutem Ernst. Ob er's gehalten? — das weiß der liebe Gott.

Neuer Wechsel.

Sieben Wochen vergiengen beim Pathen, der Arm war geheilt, wenn auch noch etwas schwach, und so gut die Honigsemmeln und Apfelmüßlein der Frau Pathin schmeckten, so war Ottokar doch auch herzensfroh, als er wieder heim durfte, zu den Eltern und zu seinem Kameraden Karl. Er sollte aber nicht lang mehr bei ihm bleiben.

Ottokar's Vater wurde die Leitung des Mühlengeschäfts oft recht sauer, da er nichts davon verstand, so war er denn recht froh, als Herr Kunze, der Besitzer, zu ihm kam und ihm vorschlug, er möchte als Verwalter auf sein Gut in Dorf Ressuk ziehen, wo er zugleich das Amt eines Schulzen begleiten könne.

„Mir ist's auch lieb," sagte die Mutter, als er es ihr mit-

theilte, „aber sag', hat Herr Kunze dir nicht auch das viele Geld wiedergegeben, das du für ihn ausgelegt hast?"

„Kein Wörtlein hat er gesagt, und mahnen wollt' ich ihn nicht," sagte der Vater, „sei nur ruhig, er wird's schon noch bezahlen, er ist ja so reich."

So gieng's denn wieder weiter und fort von den Mühlen! Ottokar grämte sich darum nicht; es war wieder etwas Neues, und an Ressuk, sagte ihm der Vater, da fließe die Oder vorbei, ein rechter großer Strom, der sich in's Meer ergießt, und auf dem fahren große Schiffe; das mußte prächtig sein!

Der Abschiedstag, der war ihm freilich betrübt, als so alle und alle Habe in Kisten gepackt, auf großen Wagen stand, ein Planwagen, wie man's dort nennt, auf dem Ottokar und die Mutter saß; der Vater zu Pferd voraus, um den Weg zu zeigen, denn Eisenbahnen gab's dazumal noch nicht dort.

Die Müller und Arbeitsleute der Mühle standen im Hofe herum, um Abschied zu nehmen; Freund Karl hatte sich ein Bischen kurz verabschiedet, zufrieden mit der Schachtel Bleisoldaten, die Ottokar ihm zum Andenken verehrt, war er abgetrottelt. Die zwei guten alten Pfarrherren, Hand in Hand, kamen an den Wagen, der eine schenkte Ottokar noch ein schönes Legspiel und der andere brachte eine Düte voll Bonbons. Sie wünschten ihnen Gottes Segen auf den neuen Weg. Der Vater bestieg sein Roß, die Mutter verhüllte ihr Gesicht in's Tüchlein, es war ihr so traurig zu Muthe, Ottokar schaute neugierig hinaus, in die weite, weite Welt; fort gieng's! — wohin?

Die Fahrt wurde ihm lang genug, doch war's eine vergnügliche Abwechslung, daß man einmal unterwegs abstieg und einkehrte im Gasthof „zur guten Zeit", der am Wege stand. Die Frau Wirthin brachte delikate Pfannkuchen und gutes frisches Bier, und forderte noch dazu eine ganz billige Zeche. Recht erfrischt stiegen die Reisenden wieder auf und fort gieng's! — wohin?

Nun zunächst nach Dorf Ressuk, wo sie in der Abenddämmerung ankamen, mit sammt ihren Wagen; sie waren allzusammen einen ganzen, vollen Tag unterwegs gewesen auf einem Weg von vier Meilen.

Einziehen in ihre neue Wohnung konnten sie nun erst nicht gleich, es hauste ein alter Herr darin, der ihre Ankunft noch nicht erwartet und keinen Raum für sie gemacht hatte.

„Aber wohin sollen wir denn?“ rief ungeduldig der Vater.

„Nur sachte und stet,“ sagte beruhigend der alte Herr, „daneben steht eine Wohnung, die dem Schiffer Kurz gehört, der hat Raum, Sie einstweilen aufzunehmen; da können Sie 'rein.“

„Aber unsere Wagen, all' unser Geräth, unsere Möbeln!“

„Nur stet! die werden in die Scheune gestellt und zugeschlossen, da ist Alles ganz sicher; nur sachte und ruhig.“

Der Vater mußte zufrieden sein, und Ottokar war's auch; gab es doch in den neuen Räumen viel Neues und am meisten freute er sich, daß er hier Schiffe sehen sollte. Er hüpfte auf vor Freuden, so gut er's konnte, als des Schiffers Tochter ihm sagte: „Nun, kleiner Knirps, willst einmal ein Schiff sehen?“ Ach ja, dachte er, ein Meerschiff mit einem Wald von Mastbäumen, mit stolz geblähten Segeln, mit prächtigen Kajütenräumen, vielleicht auch gar mit Kanonen!

Er kam zum Strande mit dem Mädchen. „Ja, wo ist das Meerschiff?“ „Na, da sieh'!“

Ach ja, da lag ein Schiff, vielleicht viermal so groß als ein Fischerkahn, mit sehr geflickten Segeln, allerlei Gruft von alten Ruderstangen, Kisten und Fäßchen darauf, ein schmutziges Loch, das die Kajüte vorstellte! „Und das ist ein Meerschiff?“ fragte er höchst niedergeschlagen. „So, das ist dir erst nicht groß genug und hast doch noch keins gesehen?“ sagte ganz beleidigt die Schifferstochter; „na, Knirps, geh' nach Amerika, dann wirst schon noch auf ein groß Schiff kommen.“

„Wirst noch manchmal ein Fischerboot finden, wo du ein Meerschiff erwartet hast; sei froh, wenn's nicht schlimmer kommt," sagte der Vater, dem er seine Täuschung klagte. 'S ist freilich auch noch schlimmer gekommen.

Neuer Unstern.

Fünf Tage hausten sie bei Schiffer Kurz; die Mutter hatte großes Verlangen, in die eigenen Räume einzuziehen. „Nur stet," sagte der alte Herr Peiker, so oft sie ihn antrieben; endlich meldete er: „na, morgen können Sie ja 'rin, weil Sie doch so ein Gejäge haben," und fröhlich sagte die Mutter Ottokar zur guten Nacht: „morgen, mein Junge, schlafen wir Alle wieder im eig'nen Raume." „Und unsere Sachen werden alle ausgepackt, und Vaters Spieldose, und er läßt sie spielen?" rief der Kleine vergnügt. „Freilich, alles geschieht morgen." Ja, morgen!

Es war gegen Mitternacht, fast Alles schon in tiefer Ruh', der Kleine lag in süßen Träumen, wo er vergessen hatte, daß er nicht kräftig war und wohlgestalt wie andere Kinder, da wachte er auf an einem ganz gewaltigen und fürchterlichen Ton, fast wie das Brüllen eines jungen Kalbes, nur viel lauter, viel schauerlicher.

„Was ist's, was gibt's?" schrie es von allen Seiten.

„Das Feuerkalb!" tönte ein entsetzter Schrei entgegen; das war das Horn des Wächters, das dieser an sich trug, um im Nothfall die Leute zu wecken. „Wo brennt's?" rief es schreckensvoll: es brauchte nicht Antwort, durch das Strohdach einer Scheune drang dichter Qualm und schlug gleich darauf eine mächtige Lohe zum Himmel auf. „Eine Feuersbrunst!"

In allem Rennen und Laufen und Schreien stürzte der Vater herein, nahm den kleinen Ottokar auf den Arm und eilte mit ihm hinaus auf den Anger, eine freie Wiese hinter den Häusern, wo

er ihn niedersetzte und wieder fortrannte, um zu retten, was zu retten war.

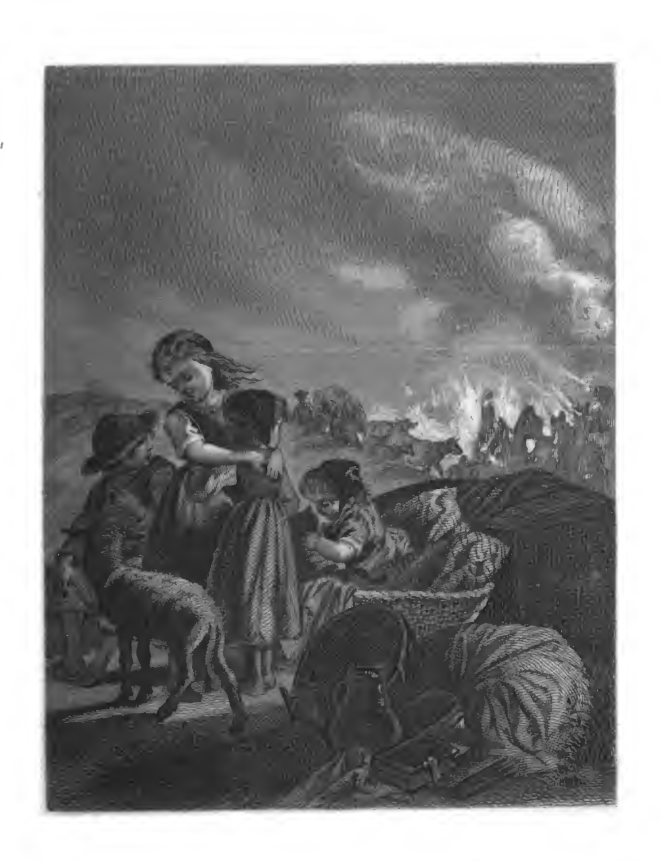
Es brannte in Kutscher Jessen's Scheune, dicht an dem großen Schuppen, wo die Wagen mit all' dem Hab und Gut der Familie standen! Der Vater rief einige Arbeiter zusammen, um die Wagen herauszuschieben, — ja, wo waren die Schlüssel?

„Wir rennen das Thor ein!" rief ein unternehmender alter Arbeiter; die Wagen wurden noch glücklich herausgeschoben und auf den Anger gebracht.

Im Dorf aber war ein Rennen und Rufen und Laufen, ein Schreien von Menschen und Brüllen von Vieh, das fürchterliche Wehen der rothen Gluth, das Krachen einstürzender Häuser, fallender Ziegel und Balken, wie Keiner es sich vorstellen kann, der nie eine Feuersbrunst gesehen. Wasser wäre genug dagewesen, aber es fehlte an Spritzen, die vielen Strohdächer verbreiteten das Feuer furchtbar schnell, das arme Vieh rannte brüllend herum und stürzte zuletzt oft noch in die Flammen, dazwischen hörte man entsetzliche Drohungen: „Wenn man nur wüßt', wer's angezündet hätte, den müßte man gleich in's Feuer werfen!" Zum Glück wußte Niemand, wer der Thäter war, nach Jahren erst wurde kund, daß Drescher in der Scheune aus Unvorsichtigkeit eine Laterne umgestoßen und im Schreck versäumt hatten, es gleich zu löschen.

Auf den Anger wurde viel geflüchtet, oft das Unnöthigste, Ottokar konnte nicht ruhig bleiben, er wollte auch retten helfen, er eilte in's Haus zurück, — in der Küche stand eine gewaltig große Schüssel mit künstlichen Figuren bemalt, die noch von den Urgroßeltern des Schiffers herstammte und hoch gehalten wurde; die faßte der Kleine mit beiden Händen und schleppte was er konnte, glücklich, daß er doch etwas helfen könne; eifrig rannte er zur Thüre, die riß aber eben der Fischer auf, stieß an den Kleinen, der schöne Napf stürzte zu Boden und zerbrach in tausend Stücke.

„O, o, der schöne Napf! ich hab' ihn ja gerettet!" rief der Kleine.



„Na, laß' du man das rettigen sein!“ sagte der Schiffer, „gib' dich nur zufrieden, ob die Schüssel verbrannt ist oder zerbrochen, ist man einerlei, geh' du mit meinen Kindern auf den Anger, da hütet die Sachen, die draußen sind, helfen könnt' ihr doch nichts.“

Da saßen die Kinder in der schaurigen Nacht und sahen wie die Flamme zum Himmel schlug und hörten das Jammern und Rufen, sahen da und dort ein Haus zusammenstürzen, bis es am Ende stille wurde und die müden Kinder auf einem Pack alter Kleider in schwerem Schlafe lagen, als der graue Morgen kam und die blasse Sonne die Schutthaufen beleuchtete, in die das ganze stattliche Dorf zusammen gesunken war. — — —

Rückkehr.

Bei den Mühlen in Großfeuer stand ein stattlicher Nußbaum, mit einer Bank darunter, da ruhten gerne die zwei Pastoren, der katholische Priester und der evangelische Pfarrer von ihrem täglichen Spaziergang aus und schauten hinaus auf die Landstraße. Auch heute blickten sie zusammen den Weg, den letzte Woche ihre Freunde gefahren waren.

„Wie's wohl unserem Inspektor geht?“ sagte der katholische Herr.

„Was kommt da für eine Fuhr?“ fragte der evangelische.

Ja, da fuhr ein Bauernwägelein an, wie's noch aufzutreiben gewesen war in dem abgebrannten Dorfe, darin saßen die Freunde mit sammt dem kleinen Ottokar, verstört und betrübt, und fern, ferne fuhren langsam die Wagen mit ihrer Habe.

„Aber, um Gotteswillen, sind Sie's denn?“

„Ja, wir sind's,“ sagte der Inspektor, als er mit der Mutter und dem Kleinen abgestiegen war, „wir haben in Ressuk kein

Plätzchen mehr, wo wir unser Haupt niederlegen können." Und er erzählte den theilnehmenden Freunden all' das Unglück der Brandnacht; „da bin ich denn wieder, ein heimathloser Mann," schloß er, „ein Wunder noch, daß doch unsere Effekten nicht verbrannt sind."

„Gestohlen ist genug worden," seufzte die Mutter. „Was denn alles, Mutter? nicht wahr, mein kleiner Stuhl?" fragte Ottokar kläglich. „Ja und dein Spinnrocken (der Kleine hatte auch spinnen gelernt) und Vaters schöner Pelzrock und — — — die Spieldose!"

„Die Spieldose!" Das war der größte Jammer für den Kleinen und that dem Vater selbst leid genug; sie war ein Geschenk des Herzogs gewesen, dem der hohe Herr noch sein eigen Bildniß hatte einfügen lassen; nur an besonders festlichen Tagen hatte der Vater sie hervorgeholt und spielen lassen, und Ottokar meinte, sicherlich können die Engelein im Himmel nicht schöner musizieren, als Vaters Spieldose; — auch die war fort! das war dem armen Jungen schmerzlicher, als aller Jammer und Schaden; er hat Vaters Spieldose sein Lebenlang nicht ganz verschmerzen können.

So wohnten sie denn einstweilen wieder in der Mühle, obgleich der Vater kein bestimmtes Geschäft dort hatte. Ottokar war es zufrieden.

Bei seiner alten Mühle
Saß er in stiller Ruh',
Und sah dem Wasserspiele
Und sah den Wellen zu.

Er freute sich an den stattlichen Mühlrossen, die mit Schellengeklingel den großen Wagen hereinzogen, er ergötzte sich an dem schönen Geflügel und an den Enten am Mühlbach, er durfte hie und da mit den zwei Pfarrherren spazieren gehen, wenn's auch ein Bischen langsam bei ihm gieng, nur mit dem Lernen wurde es auf der Mühle nicht viel, wenn ihm auch die Mutter Lieder und Sprüche und der Herr Pfarrer lateinische Wörter überhörte.

Nochmal nach Ressuk.

Und abermals zum Wanderstab! Herr Kunze sandte Botschaft, es sei das abgebrannte Haus in Ressuk neu gebaut, sie sollen nur einziehen. Dem Kleinen war's nicht leid, wieder zu wandern, er kehrte gern wieder in sein altes Ressuk zurück, so nahm er leichten Herzens Abschied von den freundlichen Pfarrherren.

Seine Eltern, die nahmen den Abschied schwerer, obschon sie nicht alles wußten, was auf sie wartete.

Das neue, schöne Haus, auf das er sich so gefreut hatte, war freilich noch nicht fertig; der Vater hatte viele Mühe und schwere Kosten, bis er alles machen ließ; Herr Kunze, der Besitzer, versprach, er wolle ihm all' seine Auslagen reichlich ersetzen, er solle nur einstweilen alles bezahlen.

In der Schule, wohin Ottokar jetzt jeden Morgen gebracht wurde, da wollte es zuerst nicht recht voran, aber, wenn er sich auch von seinen Kameraden mußte den Knirps nennen lassen, bei den Kleinen mochte er doch nicht gern sitzen; so gab er sich denn tüchtig Mühe, und siehe, er ist noch in dem Einen Jahr schon zum Primaner vorgerückt.

Fleißig war er, unser armer kleiner Unstern, aber ein Musterschüler war er darum doch noch nicht; er war allzeit voll Schwänke und loser Streiche, und wenn er mit seinem verkümmerten Körper nicht viel anstellen konnte, so gab er's den Andern an, sie auszuführen.

Bösartige Streiche sind's nicht gewesen, wenn sie auch dem Stock des Lehrers eine Papierkappe aufgesetzt und ein altes Maskengesicht mit grimmiger Miene darunter gebunden hatten, oder wenn sie den kleinen Mädchen, die unten in der Strickschule waren, ihre Hütchen aus dem Vorzimmer genommen und alle auf die Pfähle in Schulmeisters Obstgarten gesteckt hatten, also, daß großes Wehklagen unter

der kleinen Schaar entstand; die Jungen mußten sie selbst wieder holen; wenn sie dann auch alle schrieen: „Der Knirps ist schuld, der Knirps hat's uns angewiesen!“ so geschah ihm nicht zu viel, die Lehrer hatten Mitleid mit dem verkrüppelten Knaben, und sie hatten ihn doch gern, weil er eifrig war und fleißig beim Lernen. Sie wußten noch nicht, wie gründlich dem armen Unstern der Uebermuth würde ausgetrieben werden.

Am Bettelstab.

Der Kleine merkte nicht viel von den Sorgen, die seine Eltern bedrückten, nur hie und da, wenn die Mutter zum Nachtgebet an sein Lager kam und er ihre Augen feucht sah, fragte er: „Was hast, Mutter? hab' ich was gethan?“ „Nein, mein Büblein,“ sagte sie dann, „sei nur ruhig, ich gräme mich vielleicht unnöthig.“ „Gelt, wenn der Herr Kunze kommt, so kriegen wir viel, viel Geld?“ fragte er beruhigt. „Ja, ja, ich hoffe,“ sagte die Mutter, aber sie konnte nicht ganz ruhig sein.

Eines Tages kam nun auch richtig der Herr Kunze angefahren in seinem schönen Wagen mit Schimmeln, Ottokar erfreute sich sehr an der Kutsche und schaute sorgfältig, ob man nicht auch einen Geldsack mit ablade; den sah er aber nicht.

„Nun, da ist ja alles prächtig im Stande, lieber Herr Fliedner,“ sagte der Eigenthümer sehr freundlich, er lobte und bewunderte jede neue Einrichtung, nur als der Inspektor glaubte, er werde nun alsobald sein ausgelegtes Geld erhalten, da kam Herr Kunze statt dessen mit einer Bitte: er solle ihm nur einen kleinen Schuldschein unterzeichnen, nur für fünfzig Thaler, die er bezahlen sollte und im Augenblick nicht bei sich habe, es komme dann in nächster Zeit alles Geld reichlich mit einander.

Gerne hat's der Inspektor nicht gethan, doch wollte er's Herrn

Kunze, den er ja als reichen Mann kannte, nicht abschlagen und der dankte ihm recht herzlich und freundlich dafür. Die Mutter, die war in die Seele erschrocken, als sie von der Unterschrift hörte, doch wollte sie ihrem Mann keine Vorwürfe machen; das versprochene Geld kam nicht, da aber auch lange Niemand die 50 Thaler forderte, so getrösteten sie sich, die wenigstens werde er gleich selbst bezahlt haben.

An einem Sonntag Morgen, als Ottokar vergnügt in seinem neuen Jäckchen, obgleich der arme Junge in keinem schön war, am Fenster saß und in einem Lieblingsbuche las, kam ein fremder Herr vorgefahren und wünschte den Vater zu sprechen. „Mein Mann ist diesen Morgen zur Stadt gefahren," sagte die Mutter, „er kommt wohl bald zurück. Sie kommen doch nicht wegen der 50 Thaler des Herrn?"

„Nein, wegen 50 Thalern ist es nicht."

Wieder beruhigt bot die Mutter dem Herrn Bier und belegtes Butterbrod an; der Kleine betrachtete neugierig seine schöne Uhrkette mit Berloquen dran; sie ahnten nicht, daß das ihre letzte gute Stunde war.

Nach einer Stunde kam der Vater und gieng mit dem Fremden in sein Zimmer.

Nicht 50 Thaler waren es, die dieser verlangte, aber er legte ihm ein Papier vor, unter dem Fliedners Unterschrift stand, und fragte, ob sie echt sei. „Ja wohl, es ist ein Schein, den ich auf Herrn Kunze's Bitte für diesen unterschrieben habe."

„Das ist ein Wechsel, in dem Sie versprechen, 1500 Thaler zu bezahlen."

„Das ist nicht möglich!" schrie der Vater, „ich habe für fünfzig unterschrieben und es war das zu viel!"

„Es ist so," sagte der fremde Kaufmann, „Kunze ist bankerott und ist entflohen, Sie haben mit unterschrieben, Sie müssen bezahlen, und wenn Sie es nicht können, so muß ich Sie auspfänden lassen."

Ob Kunze dem arglosen Fliedner damals ein anderes Blatt künstlich unterschoben, ob er die Summe später erst darauf verändert hatte, — das ließ sich nicht mehr erfahren; er selbst hatte zu Geld gemacht, was er konnte, und war in die weite Welt gegangen. Das Eine nur wußte der Vater, daß er ein unglücklicher, ruinirter Mann war, und daß er durch sein leichtgläubiges Vertrauen auch die Seinigen in's Elend gebracht hatte.

Alles Streiten, alles Prozessieren und Protestieren gegen diesen furchtbaren Betrug half nichts. Acht Tage nachher kam der Exekutor, der, da kein Geld vorhanden war, der unglücklichen Familie Alles verkaufte, nur das Nöthigste wurde ihnen gelassen. Mit stummem Jammer sah der arme Kleine, wie all' die schönen Sachen, Sopha, Stühle, Kasten, Spiegel und Bilder, Alles, Alles verkauft und fortgetragen wurde, da saß er, auf dem kleinen Stuhl, den der Vater nach der Feuersbrunst ihm hatte neu machen lassen, seine Schulbücher und Gellert's Fabeln auf dem Schooß, damit man ihm die doch nicht nehmen möge; den Vater sah Niemand, die Mutter, todtbleich mit verweinten Augen, sah hie und da nach ihrem Büblein, das immer wieder ängstlich fragte: „Aber warum ist's denn so, Mutter? warum sind denn die Leute so bös und nehmen uns Alles?" „Ich weiß nicht, Kind, o, ich weiß nicht!" jammerte sie, „der Herr erbarme sich unser!"

Der Vater konnte all' den Jammer, mit dem schweren Bewußtsein, daß er, wenn auch ohne sein Wollen ihn verschuldet, nicht überstehen. Er wurde wahnsinnig und endete sein Leben in solchem Anfall. Für Bruder Theodor wurde noch eine Freistelle herausgeschlagen auf dem Gymnasium, wo er war, mit Ottokar bezog die Mutter ein Dachkämmerlein; sein Stühlchen und seine Schulbücher schleppte er selber mühsam hinauf; so waren sie denn: Am Bettelstabe.

Kummerzeit und Schultage.

„Armer Ottokar!“ So hatten die Leute manchmal geseufzt, wenn sie den Knaben mit seiner verkümmerten Gestalt inmitten gesunder, lebenskräftiger Kinder hatten sitzen sehen; da war er aber doch das Söhnchen des angesehenen Herrn Inspektors, durfte lesen, lernen und spielen, wie sein Herz verlangte, sitzend im Garten oder am blumigen Mühlrain, hatte gute Kleider und gutes Essen die Hülle und Fülle.

„Armer Ottokar!“ hätten sie jetzt erst seufzen können, wenn sie den Kleinen gesehen hätten in dem engen Dachkämmerlein, wo an dem einzigen Fenster die Mutter saß und emsig stickte und strickte für Geld, wie er da saß auf seinem Stühlchen und Werg zupfte für einen Sailer. Wenn er recht fleißig war und von Mittags zwei Uhr bis zum späten Abend ununterbrochen fortzupfte, so konnte er in zwei Nachmittagen zwölf Pfund fertig bringen, und dafür bekam er — einen ganzen Silbergroschen.

Das war nun wenig, und doch war's eine Hilfe für die arme Mutter. Wie sie's angegriffen, mit dem Wenigen, was sie neben den häuslichen Geschäften mit Handarbeit verdienen konnte, sich und das Büblein zu erhalten, das begreift Ottokar bis heute noch nicht, aber gelebt haben sie, und er hat nie Hunger leiden dürfen. Ob er beim trocknen Schwarzbrod und den Suppen, die die Mutter kochte, nicht manchmal an die belegten Butterbrode, die Braten und Kuchen aus früherer Zeit mit Seufzen gedacht, — das weiß ich nicht, aber geschmeckt hat's ihm und ist ihm trotz des mühseligen Wergzupfens nicht alle Lebenslust vergangen.

Die Stadtschule konnte er nicht mehr besuchen, zum Gehen war es zu weit für ihn, und war kein Wagen mehr da, ihn hinzuführen; Pathe Schulze und seine gute Frau lebten nicht mehr, so gieng er denn alle Vormittage in die wohlfeile Dorfschule in Nessuk zu Herrn Senfft.

Herr Senfft war eben kein gelehrter Schulmeister, in einem Seminar gebildet, er war ein alter Soldat, der in den Befreiungskriegen seine linke Hand verloren hatte, und dem man nun, um ihn zu versorgen, den Schuldienst verliehen hatte.

Er hielt mit seinem einzigen Arm auch ordentlich Zucht und Ordnung unter seinen Jungen; mehr lehren als er selbst wußte, konnte er freilich nicht, und das war nicht erstaunlich viel. Ottokar, der in der Stadtschule bessere Lehrer gehabt und dem auch seine Mutter, so gut sie's konnte, Abends ein Bischen nachhalf und ihn überhörte, wurde bald der Primus in der Schule und er, der arme Junge, der kleine verwachsene Knirps, kam so zu einem Ansehen unter den Andern, wie's ihm Niemand zugetraut hätte.

Große und starke Bengel sind gerade nicht immer die Besten in der Schule, und gar manchmal kam Einer, wenn der Schulmeister draußen war: „Du, Fliedner, hilf mir bei meiner Rechnung!" „Wie, kleiner Buckelorum, korrigir' mir da meine Rechtschrift ein Bischen!" Ottokar, stolz, daß die großen Jungen von ihm was begehrten, half gern nach, die ließen ihm dagegen nichts geschehen von Andern, und da in dem Kleinen auch noch Muthwillen genug steckte und er in der Stille immer auch noch muthwillige Streiche und Possen aushekte, wenn er sie gleich nicht selbst ausführen konnte, so galt er doch etwas unter den Kameraden; auch Herr Senfft hielt etwas auf ihn, da Ottokar durch seines Bruders Beihilfe bald noch geschickter wurde.

Bruder Theodor.

Bruder Theodor hatte geschrieben, daß er nicht mehr auf dem Gymnasium bleiben könne, die andern Jungen verhöhnen ihn in seinen dürftigen Kleidern, und in der neuen Klasse, in die er nun käme, brauche er Bücher, die er sich nicht anschaffen könne. Was

man mit ihm anfangen solle, darüber konnte die Mutter und der Vormund, den man den Kindern gesetzt, obgleich kein Vermögen zu verwalten war, nicht recht eins werden, so schrieb ihm die Mutter: „Komm' du nur einstweilen, lieber Sohn, wir werden dann schon sehen, was sich machen läßt; ohne Geld ist's freilich schwer, einen Beruf zu finden." So kam denn, zu Ottokar's großer Freude, Bruder Theodor nach Haus.

„Na, und was möchtest werden, Junge?" fragte der Vormund, „'s muß etwas sein, was kein Geld kostet, denn das hast nicht."

„Seemann!" rief Theodor mit glänzenden Augen; er hatte in Stettin die stattlichen, großen Schiffe gesehen, wie sie mit blähenden Segeln, mit wehenden Flaggen und stolzen Masten hinausfuhren in's weite Meer, und er dachte sich's prächtig, so mitsegeln zu können über die große, tiefe See.

„So, so, na, das ist nicht so plaisirlich, wie du dir vorstellst," meinte der alte Vormund, „probiren kannst's aber immerhin. Auf's Meer geht's just nicht gleich, aber Schiffer Kurz nimmt dich wohl in die Lehre, da kannst's mal probiren, wie dir das Leben im Schiff gefällt."

So nahm ihn denn Schiffer Kurz, der auf einem der größern Oderkähne mit Waaren nach Stettin hin- und herfuhr, als Schiffsjunge in seinen Dienst.

Ach, das war ein bitterer Vorschmack von den Herrlichkeiten des Seelebens! Harte, schwere Arbeiten für Theodor, der, wenn auch hübsch gerade gewachsen, doch ein feingebautes Bürschlein war, rohe, barsche Behandlung mit Flüchen, Püffen und Scheltworten. Schiffer Kurz, der gerade kein böser Mann war, meinte, das sei nun 'mal eben so beim Schiffervolk. Da er die schwere Arbeit nicht alle versehen konnte, so sollte er kochen. Ja, Kochen! das Bürschlein, das seither nur gegessen, was man ihm angerichtet hatte! Auch der Unterricht in der edlen Kochkunst war überaus kurz und bündig.

„Was soll ich denn heute kochen?“ frug Theodor, indem er mit etwas trostlosen Augen den großen, rußigen Eisentopf betrachtete.

„Na, man Hirsensuppe.“

„Wie kocht man das?“

„Dummer Esel! das weißt nicht? Läßst das Fleisch fast gar kochen, dann schüttest Hirse 'rin.“

„Wie viel Hirse?“

„Schafskopp, bis g'nug ist.“

So wachte denn der ehemalige Sekundaner sorgfältig, bis das Fleisch fast gar war, dann schüttete er Hirse 'rin bis g'nug war, das heißt, bis der Topf voll war (daß Hirse im Kochen aufquillt, wußte er nicht) und freute sich, daß es so schön kochte.

Die Hirse aber quoll auf und quoll auf, das Wasser lief heraus, die Hirse wurde ein dicker Pap, der zuletzt noch anbrannte, ungenießbar wurde; der arme, junge Koch erntete nur Prügel für seine Kunst.

So war ihm denn bald durch die rohe Behandlung das Schiffswesen entleidet, aber als er nach Stettin kam und dort die stattlichen Schiffe liegen sah, wo die Segel sich blähten im Winde, die Flaggen und Wimpel flatterten, da dünkte es ihm doch wieder gar schön und wunderbarlich, auf solch' schwimmendem Hause in's Meer hinaus zu segeln.

Unweit von Kurz's Schiffe lag ein französischer Kauffahrer, dorthin gieng seine Sehnsucht, dorthin gelang's ihm auch zu entrinnen mit Hilfe des zweiten Steuermanns, den er hatte kennen lernen und der eine Freude an dem Bürschchen hatte, das ordentlich Französisch sprach. Er floh bei Nacht und Nebel und sah sich am Morgen an Bord des prächtigen Schiffes.

Aber ach, seines Bleibens war nicht lange. Schiffer Kurz hatte die Flucht bemerkt, er theilte es dem Kapitän mit, der keinen entlaufenen Jungen mit sich nehmen wollte, der arme Theodor

wurde zurückgebracht und so gut gehütet, daß an keine Flucht mehr zu denken war.

Vom Schiffswesen wollte er gar nichts mehr wissen, doch kam er schweren Herzens zu der armen Mutter zurück, die nun keinen Rath wußte.

Geht immer wieder ein Thürlein auf, selbst im Hause, wo ein Unstern wohnt! Theodor hatte in der Schule stets zu den guten Zeichnern gehört, wenn er auch manchmal mit seiner Kunst Unfug getrieben und seine Mitschüler in allerlei Gestalten auf die leeren Seiten seiner Argumentenhefte gemalt hatte. Nun ward in eine nahe Fabrik ein junger Mensch gesucht, der zeichnen könne; dazu taugte er denn viel besser, als zum Matrosen; er wurde angenommen und verdiente sogar jetzt, wo er noch Lehrling war, einen Thaler, später zwei in der Woche.

Recht müde freilich wurde der arme Bursche, fast so müde als auf dem Schiff, wenn er Hirsebrei gekocht, denn die Arbeit gieng von fünf Uhr Morgens bis Abends sieben. Sein Mütterlein pflegte ihn dann, so gut sie konnte; an Sonntagen unterrichtete er sogar noch seinen Kleinen, und wenn's auch nicht allezeit friedlich hergieng in der brüderlichen Lehrstunde, so blieben sie doch gut Freund, da der Kleine großen Respekt vor der Gelehrsamkeit seines Aelteren hatte.

Er wurde auch unter Theodor's Leitung so geschickt, daß er der unbestrittene Primus in Herrn Senfft's Schule war.

Daß er dort eigentlich nichts mehr zu lernen hatte, war eben nicht gut für ihn, er war so nicht genug beschäftigt, und da der arme Junge nicht springen und spielen konnte wie die Andern, so hatte er wieder Zeit, allerlei unnöthige Streiche auszudenken, die dann die Andern ausführen mußten, über die er immer einige Gewalt behielt, da er bei schwierigen Aufgaben überall gut nachhelfen konnte.

Schulstreiche.

Es war gegen den Schluß des Winters, tiefer Schnee lag ringsum, nahe am Schmelzen, so daß er sich am Besten noch schickte zu Schneeballen und Schneemännern; da war eben die Hochzeit eines reichen Bauernsohnes, dessen Haus ziemlich fern den andern war. In der „guten Stube" des Hauses zu ebener Erde wurde das Hochzeitmahl gefeiert und standen, wie's dort der Brauch war, ringsum an den Fenstern sogenannte „Brautschauer", junge und alte, neugieriges Volk, das den Schmausenden in den Mund schaute, die sich's denn auch gefallen ließen, da es so der Brauch gewesen war seit alter Zeit.

Auch der Knirps war darunter und da er das bloße Zuschauen bald langweilig fand, fiel ihm wieder eine Idee zu einem Streich ein, die er alsbald den Kameraden mittheilte, die mit Lust darauf eingiengen. Er selber konnte wieder nicht bei der Ausführung helfen, er mußte Abends bei Zeiten ordentlich zu Haus und im Bette sein, Andere aber, die mehr freie Pürsch hatten, die vollbrachten gegen Morgen, als die ganze fröhliche Hochzeitgesellschaft sich zur Ruhe begeben hatte, die schwarze That, die der kleine Knirps ausgesonnen hatte. Die Hausthüre war offen geblieben; so hatten denn die „knüzen" (keinüzen) Buben eine Masse Schnee hereingeschleppt und dicht vor der Thüre der guten Stube, der Hauptthüre, durch die alle andern Zimmer gingen, ein gewaltiges Paar aus Schnee aufgebaut; dem Mann hatten sie einen alten Mantel umgehängt, einen grausigen alten Cylinder aufgesetzt, den sie irgend wo auf dem Schutthaufen gefunden, einen Stock in den erhobenen Arm und eine Tabakspfeife in den Mund gegeben, für die Frau hatten sie eine alte Saluppe aufgetrieben und ihr einen lumpigen Strohhut, sogenannte „Kiepe", aufgesetzt.

Als nun am Morgen die gute Stube gereinigt werden sollte,

siehe, da konnte Niemand herein, noch hinaus, mit Schreien und Lachen entdeckte die Magd, die vom Boden kam, den Schaden zuerst, durch Seitenthürlein kam nach und nach die Familie herbei und betrachtete auch lachend und schimpfend das wunderliche Ehepaar. Der alte Bauer lachte zu allem Schreck, die Bäuerin tobte gewaltig, daß ihre reine, schöne Hausflur so beschmutzt und durchnäßt wurde, ließ auch alsbald das Ehepaar wegschaffen, so daß der muthwillige Ottokar nicht einmal sein angestiftetes Werk sehen durfte.

„Soll mich wundern, wenn's nicht der Knirps da, der Fliedner'n ihr Bub angerichtet," meinte die Magd, „der steckt hinter allem Unfug."

Noch ehe Ottokar aufgestanden war, stand schon die Mutter vor seinem Bett, sie sah gar nicht belustigt aus, als sie ihn fragte: „Hast du die Jungens angestiftet, daß sie vor Bauer Grundske's Thüre einen Schneemann gesetzt?"

Lügen wollte Ottokar nicht, obwohl er auf Strafe gefaßt war, die Mutter aber sah ihn nur traurig an und gab ihm, als er zur Schule gieng, ein Brieflein an Herrn Senfft mit. Ihn dauerte im Augenblick am meisten, daß er die Schneeleute nicht sehen konnte, und fielen ihm unterwegs schon wieder andere Streiche ein.

Dem Herrn Senfft aber, der bereits von der Geschichte gehört hatte, war's gar nicht spaßhaft zu Muth und der Mutter Brieflein stimmte ihn auch nicht gelinder.

„So, Musjeh," donnerte er den verblüfften kleinen Missethäter an, „meinst, weil du der Erste bist, du dürfest auch der Anführer sein zu allem Unfug? Nunter sollst, auf die allerletzte Bank, und die Kerle mit, die noch deine Streiche ausführen; setzt ihm die Eselskappe auf, die muß er tragen, so lang, bis er Bauer Grundske selbst um Verzeihung gebeten hat. Da wird er denn auch die nöthigen Prügel einholen; mich strengt das in meinem Alter zu sehr an, denn da müßt' ich euch Alle durchhauen, die

ihr mitgethan habt; bei euch Andern können's die Väter daheim versehen."

So mußte denn Ottokar hinunter ziehen von seiner Primusstelle und mußte sich die graue Papierkappe, d'rauf ein paar gewaltige Eselsohren mit Dinte gemalt waren, aufstülpen lassen; das Gelächter der Andern darüber demüthigte und betrübte ihn viel ärger, als die schmerzlichste Züchtigung gethan hätte.

Diese schimpfliche Bestrafung aus alten Zeiten, die Herr Senfft in seiner Schule noch beibehalten hatte, konnte er nicht lang ertragen, lieber sich todt prügeln lassen von dem erzürnten Bauern! Gleich in der Schulpause warf er seine Mütze ab und rannte, so schnell es sein schwächlicher Körper zuließ, alsbald zum Bauern Grundske, dem er athemlos, unter Thränen, die freilich weniger aus Reue, als aus dem Gefühl der Demüthigung floßen, bekannte, daß er der Anstifter der Missethat sei; in banger Erwartung, daß der stämmige Bauersmann alsbald zum Stock greifen und ihn wenigstens zu todt schlagen werde.

Wurde aber nicht so schlimm. „Na, Kleiner," sagte der Bauer mit mitleidigem Lachen, als er auf das verkümmerte Figürchen herunter sah, „meinst, du müßest eben auch ein Plaisir haben, weil du nicht selber Unfug anstellen kannst, denk' du ein andermal was Gescheideres aus, als wie du die Leute erzürnen kannst. Geh' du nur heim und sag' dei'm Schulmeister, ich meinerseits hab' dir verziehen, 's Prügeln trägt's nicht aus bei so einem kleinen buckligen Gesellen; armer kleiner Kerl, bist geschlagen genug! da hast was," — und der gutmüthige Bauer gieng hinein, holte geschwind, ehe sein Weib es merkte, ein großes Stück Hochzeitkuchen, wie ihn der Kleine gestern nur von fern mit verlangenden Augen betrachtet hatte, und steckte es ihm in die Hand.

So edel und großmüthig, wie Bauer Grundske, war dem kleinen Ottokar doch in seinem Leben noch nichts erschienen; jetzt erst kamen ihm Thränen wahrhafter Reue, daß er einem so braven

Mann hatte einen Schabernak zugefügt, von nun an wäre er für den Bauern durch's Feuer gegangen.

Die Eselskappe wurde weggelegt, auf dem untern Platz aber mußte Ottokar bleiben, obwohl er gewiß gehofft hatte, das werde nur für Einen Tag dauern. Das erbitterte den Kleinen, in dem noch ein gut Theil Troz und Hochmuth steckte, und machte ihn unmuthig zum Lernen, auch die Andern, die in gleicher Strafe mit ihm waren, stiftete er auf: „Wenn wir doch unten sitzen sollen, so brauchen wir auch nichts zu lernen," — so that er nur das Allernöthigste, half den Andern nicht mehr bei ihren Arbeiten und es gieng in der Schule herzlich schlecht. Wie Unrecht er that, durch solch' bewußte Faulheit und Lässigkeit, nicht nur an seinem alten Lehrer, auch an sich selbst, das bedachte Ottokar freilich nicht. Es regt sich bei Knaben so früh das Selbstgefühl, der Drang nach Macht, sie suchen ihn auf alle Weise zu befriedigen; die königliche Macht, die auch ein Kind schon hat, die Eltern und Lehrer glücklich zu machen, einfach, indem es thut was es kann, die begreifen und benützen sie selten.

Reue und Umkehr.

Auch Ottokar machte in seinem muthwilligen Nichtsthun fort, obschon das Examen herannahte, wo Herrn Senfft so viel daran lag, seine Schule in gutem Stand zu haben. „Nun soll er's haben, daß er mich 'nunter setzt," dachte er trotzig.

An einem Mittwoch Nachmittag saß der Kleine allein an seiner Garnspule, die Mutter war zur Stadt, das Spulen ward ihm gar langweilig, war ihm auch sonst nicht recht wohl zu Muth, er wußte selbst nicht warum; es war das böse Gewissen über seine Faulheit in der Schule, aber er merkte es noch nicht. Da klopfte es an die Thüre und herein trat — Herr Senfft in eigener Person.

Das war eine verwunderliche Erscheinung! Ottokar hatte ihn noch nie anders denn als gestrengen Monarchen in der Schule oder etwa in der Kirche gesehen; in seiner Mutter Stube, — das dünkte ihm unerhört. „Der wird mich schön verklagen wollen bei der Mutter!“ dachte er, „und nun er mich ganz allein hat, was wird er mir da erst thun?“ und er sah den Lehrer nur ganz scheu von der Seite an, vergaß auch, ihn nur zu grüßen.

Der Schullehrer aber sah gar nicht aus, als ob er ihm etwas thun wollte, er setzte sich dem Kleinen gegenüber und schaute ihn mit so traurigen Augen an, daß dem's ganz wunderlich um's Herz wurde, er hatte, auch in seinen guten Schultagen, doch den Lehrer meist nur mit gestrenger Amtsmiene gesehen.

„Hör', mein Jung',“ fieng dieser an, „ist dir Unrecht geschehn'n, wenn ich dir eine Straf' gegeben für deine Unarten?“

„Nein,“ stammelte Ottokar halblaut.

„Ist's recht von dir und machst dein Unrecht gut, wenn du jetzt zornig bist und trotzig und stiefst die Andern auf, daß sie auch nichts mehr thun? Wenn dir's nicht schaden thät', meinst du, 's sei keine Sünde, einen alten Mann, dem sein Amt so schon schwer genug ist, alle Tage erzürnen, daß er sein schmales Brod mit Aerger ißt und z'letzt vor der Zeit in die Grube kommt?“ Ottokar wurde ganz traurig zu Muthe, so hatte er sein Betragen noch nie angesehen.

„Will nicht davon reden, mein Junge!“ fuhr zutraulich der alte Schulmeister fort, „daß jetzt demnächst das große Examen ist, daß die pädagogischen Herren da eine Prämie ausgeschrieben haben von 10 Thalern für den Lehrer, in dessen Schule das beste Examen ist und daß ich gehofft habe, wenn ihr euch tüchtig haltet, so könnt' ich die erhalten. Will nicht davon sagen, wenn auch mein Rock fadenscheinig ist und meine Besoldung nicht mehr reicht für neue Stiefel, will dich nur fragen, ob du nicht meinst, es könnte

dich in deiner letzten Stunde noch reuen, wenn du deinem Lehrer so muthwillig das Leben sauer gemacht hast?"

Die milden Worte des alten Mannes drangen dem Knaben tief in's Herz, er konnte nicht sprechen, als er unter Thränen ihm seine Hand darbot, Herr Senfft sah aber sicherlich, daß es dem Knaben jetzt aufrichtig leid that und er schritt, ohne weitere Worte zu machen, eilig die Treppe hinunter.

Mit ganz anderem Sinn und Muth gieng Ottokar am nächsten Morgen in die Schule; die andern Jungen verhöhnten ihn zuerst, als es mit einem Male mit seinen Lektionen wieder prächtig vorwärts gieng: „So, willst dich wohl dran machen, daß der Alte dich wieder 'rauf setzt bei'm Examen?" — und er fand, daß es so viel leichter ist, in einen Fehler hinein, als wieder herauszukommen. Da er aber doch immer Einfluß auf seine Kameraden gehabt, gelang's ihm nach und nach, ihnen auch Lust zu machen, sich zu regen, damit die Schule noch vor dem Examen in guten Stand komme: „Und denkt nur, wenn wir recht gut bestehen, so kriegt der Lehrer ein Prämium, da kann er sich neue Stiefeln dafür kaufen, vielleicht gar einen Rock! und das haben dann wir ihm angeschafft!"

Wirklich gelang's dem Kleinen, in den großen Jungen einen gleichen Eifer für die Arbeit zu wecken, wie früher für muthwilliges Nichtsthun; sie saßen sogar in Freistunden noch freiwillig zusammen, um schwierige Exempel auszurechnen und sich im Schönschreiben zu üben. „Wollen sehen, daß wir dem Alten den Preis kriegen!" war nun ihr Ehrgeiz. War's noch nicht ganz der wahre Grund, aus dem sie thun sollen, was gut und recht, so war's doch gut gemeint, und es gelang.

Das Examen, das freilich nicht zu streng war, wurde gut bestanden, Herr Senfft hörte mit heimlicher Freude zu, wie sein „Knirps" so fertig antwortete, er erhielt den Preis und machte zum Lohne mit all' seinen Jungen einen Sonntagsspaziergang auf ein nahes Dorf, wo er sie mit Bier und Butterbrod traktirte und sie

den Alten hoch leben ließen, so laut, daß man's drei Meilen weit hören konnte. Ottokar wurde mit Ehren wieder in seine Stelle als Primus eingesetzt und blieb zu dem Lehrer in gutem Verhältniß.

War aber für unsern kleinen Unstern in der Schule des Lebens noch manche Lektion zu lernen, die ihm schwerer werden sollte, als die des Herrn Senfft.

Unstern als Hirtenknabe.

Ottokar und Herr Senfft waren nun gute Freunde zusammen, auch hatte der Kleine die besten Vorsätze, wie er sich nun gut halten wolle, um der Mutter mehr helfen zu können.

Viel zu denken und zu lernen gab ihm Herr Senfft's Schule eben nicht, mit den Andern herumspringen und spielen in den Pausen konnte er auch nicht, und schlimme Possen aushecken, das wollte er nun nicht mehr, so suchte er sich denn am liebsten in den Schulpausen ein stilles Plätzchen, wo er liegen und lesen oder — träumen konnte.

Freilich sah er täglich seine verkümmerte Gestalt und wußte, wie arm die Mutter war; konnte auch wissen, denn er war nun zehn Jahre alt, daß die Märchen nicht mehr zur Wahrheit werden, daß keine Fee mit goldnem Stab herabschweben und den armen Krüppel zum herrlichen Königssohn machen werde, aber er mochte sich doch gar zu gern allerlei absonderliche Begebenheiten ausdenken, wie noch Glück und Reichthum für ihn und die Mutter in sein kümmerliches Leben regnen könne; — ja träume, armer Unstern! die Träume sind frei.

Die Kameraden, denen er nun nicht mehr zu losen Streichen verhalf, lachten ihn aus und nannten ihn den Schleicher, weil er sich so gern davon schlich in sein stilles Traumwinkelchen; das

kränkte ihn und entleidete ihm die Schule und er meinte, jetzt müsse irgend ein wunderbares Geschick kommen, das ihn entführe aus der dumpfigen Schulstube und ihm und der Mutter gute Tage bringe.

Nun, ein Wunder geschah nicht, doch las er im Anzeigeblatt, daß Herr Dann, der neue Gutsbesitzer, einen Schafhirten suche. Schäfer werden! auf grünem Rasen die weißen Lämmlein waiden und dazu blasen auf der Schalmei, das muß, obgleich er noch keine Schalmei gesehen hatte, noch weniger eine blasen konnte, — das mußte ja wunderschön sein! Zu den Schäfern kamen auch in den Märchen glänzende Feen und wunderschöne Königstöchter und — etwas einbringen mußte es doch schon vor der Hand. — Gesagt, gethan; unser kleiner Unstern war ein ganz unternehmender Junge; so gieng er denn alsbald in der Freistunde zu Herrn Dann, dem Gutsbesitzer, der eben in seinem Hof der Schafschur zuschaute.

„Was willst du, Kleiner?“ fragte er.

„Schäfer bei Ihnen werden,“ sagte muthig der Kleine.

„Na, warum nicht gar! so ein Knirps? vor dem laufen die Schafe ja davon.“

„Probiren Sie's,“ bat Ottokar etwas zaghaft.

„Na, so komm' mit.“ Und er führte ihn vor den Schafstall. „Da, nimm das Stück Brod und Salz und schnalze einmal mit der Zunge, so wie ich dir's vormache.“

Richtig, nach kurzem Versuch gelang es, die Schafe merkten auf und spitzten die Ohren, immer lauter, immer kecker schnalzte der Ottokar; eine alte Schafmutter trat aus der Heerde vor, besah und beschnupperte den Kleinen von allen Seiten und trat ganz zutraulich an ihn heran. Dem Ottokar war's zuerst gar nicht plaisirlich, aber eingedenk, daß er hier ein Schäferexamen zu machen hatte, blieb er ruhig und bot der Alten nach Herrn Dann's Anweisung sein Stück Brod, das sie denn freundschaftlich annahm.

„Nun schnalz' wieder und geh' voraus!“ befahl Herr Dann;

möglichst aufrecht marschirte Ottokar mit würdigem Schritt, wie ein Soldat voran, und siehe, die Schafmutter folgte ihm nach, und nach dieser die Schafe alle; mit heimlichem Triumph sah er sich heimlich um, dann gieng er wieder voran, rings um den Hof mit all' seinem stattlichen Gefolge.

„Na, das geht ja," sagte wohlwollend Herr Dann; „mußt dir nur die Alte als guten Freund erhalten, dann kannst schon mit ihnen ausziehen, sieh', da ist der Schäferstab."

Das war nun freilich kein weißer Stab mit flatternden, rosenrothen Bändern geziert, wie Ottokar ihn schon auf Schäferbildern gesehen hatte, sondern ein tüchtiger Stecken mit einer eisernen Schaufel d'ran; der Kleine ergriff ihn aber doch freudig mit einem Gefühl seiner künftigen Würde.

„Krieg' ich dann auch den Bello mit?" fragte er begierig.

„Nein, den noch nicht," sagte Herr Dann, „der parirt dir nicht, würd' auch gar nicht bei dir bleiben."

„Ei, warum nicht, der kennt mich schon," versicherte der Kleine eifrig, „die Buben haben als nach ihm geworfen, wenn er draußen war, ich aber hab' ihm 'mal ein Stück von meinem Brod gegeben."

„Na, so versuch's und bind' ihn los, wenn du's Herz hast." Ottokar that's und der Hund sprang lustig an ihm in die Höhe.

„Nun wirf eine Schaufel Erde nach rechts, sprich aber kein Wort, und sieh', ob er dir die Schafe zusammentreibt." Auch dies Zeichen des Kleinen verstand der Hund, sprang nach rechts und trieb die Schafe auf einen Haufen zusammen.

„Sieh' da, das geht ja, morgen kannst kommen und austreiben," entschied Herr Dann, und glücklich über das wohlbestandene Examen eilte Ottokar heim, um der Mutter seine neue Anstellung zu verkünden. Er hatte nun jeden Tag frühmorgens auszutreiben und erhielt dafür wöchentlich 10 Silbergroschen Lohn und ein Abendbrod; Sonntags durfte er erst nach der Kirche austreiben und bekam vorher auch noch ein Mittagsbrod; das dünkte ihm doch

eine ganz flotte Besoldung. Der Mutter wollte es zuerst etwas schwer fallen, daß ihr Ottokar, der Sohn des Herrn Inspektors, der einmal fast wie ein Fürst auf seiner Domäne regiert hatte, nun Schafbube werden solle, doch fügte sie sich, da sie wohl wußte, wie noth ihnen auch der kleine Lohn thue, und einsah, daß es dem Kleinen gesünder sei, als Wergzupfen.

Ganz stolz auf seine neue Würde zog denn Ottokar gleich am nächsten Tage aus mit seinem Stab, der mehr als zweimal so lang war als er; Herr Senfft war schon unterrichtet von dem neuen Amt seines Schülers; die Schulkameraden, die ihm unterwegs begegneten, schlugen ein helles Gelächter auf, das kümmerte ihn aber nicht, war er doch Anführer von 180 Stück Schafen und konnte der Mutter jeden Sonnabend den schönen Lohn heimbringen, dazu kamen noch 2½ Silbergroschen und ein Pfund Fleisch, so oft ein Schaf von der Heerde, die zum Theil auch Fleischern in der Stadt gehörte, zum Schlachten abgeholt wurde, das kam alle 14 Tage vor, und er und die Mutter konnten sich dann gütlich thun an Fleisch und guter Brühsuppe.

Die Flöte blasen, wie sich's für einen Schäfer schickt, konnte Ottokar nicht, aber er konnte ein paar Stückchen pfeifen, und er fand es ein fröhliches Leben da draußen im Grünen, wenn er unter einem schattigen Baum lag und sein bescheidenes Mittagsbrod verzehrte, oder in einem der Bücher las, mit denen Herr Senfft ihn versorgte, das er aber zu unterst in seinen Schnappsack schob, da Herr Dann leicht hätte Mißtrauen setzen können in einen so gelehrten Schäfer.

Er fand auch nach und nach, daß die Schafe und Lämmer, die alle so dumm und so gleich aussehen, doch jedes seine eigene Weise hatte, und lernte sie fast alle persönlich kennen.

Der Bocksritt.

Unter die vornehmen Personen der Heerde gehörte ein alter, stattlicher Schafbock mit langen Haaren, zwar ohne Hörner, aber ein großes starkes Thier und dabei ein gutmüthiger Kerl. Sein Sohn, der junge Bock, war mit schönen, gewundenen Hörnern geziert, aber ein tückischer, boshafter Bursche, der, wo er konnte, einem einen Stoß in den Rücken versetzte. Auch bei Ottokar hatte er's probirt, der aber hatte ihn mit dem Stock tüchtig auf die Nase getroffen und von da an ließ er ihn in Ruhe.

Eine höchst vergnügliche Entdeckung machte der Kleine, als er fand, daß der alte Bock sich als Reitpferd benützen ließ; ohne Zaum und Zügel ließ er sich willig leiten, wenn er ihn nur am rechten Ohr zupfte.

Andere Hirtenbuben auf nahen Wiesen sahen mit lautem Gelächter zu, wenn der kleine Bucklige so lustig auf seinem Bock herumtrabte, wohl auch mit heimlichem Neid, weil sie keine so geschickten Böcke hatten; — ja, armer Unstern, laß dir's nur nicht gar zu wohl sein! kommt allemal etwas Schlimmes nach.

Ganz flott ritt er einmal eines Morgens wieder auf seinem alten Bock, den jungen Bock aber schien's zu verdrießen, daß sich sein Alter so mißbrauchen ließ, der rannte mit gesenktem Kopf auf Roß und Reiter los und stieß den Alten in die Seite. Ganz wüthend rannte nun der Alte auf den Jungen los; dieser lief in gestrecktem Lauf davon über Gräben und Hügel, durch Hecken und Gesträuch, der Alte in hellem Galopp ihm nach, auf seinem Rücken der unglückliche Ottokar, der nicht mehr hatte absteigen können und sich mit verzweifelter Angst am Halse des Thieres anklammerte und dazu um Hilfe schrie, so laut es nur aus einer Menschenkehle gieng; die andern Hirtenbuben sprangen mit lautem Geschrei und hellem Gelächter dem seltsamen Roß und Reiter nach. Endlich warf Einer



dem alten Bock einen Prügel in die Beine, der schlug aus, der Reiter überschlug sich und fiel mit dem Hinterkopf auf einen Stein, wo er blutend und besinnungslos liegen blieb.

Nun lachten die Jungen nicht mehr, etwas ängstlich kamen sie näher, sahen den armen Unstern in seinem Blute liegen und richteten ihn auf.

„Meine Schafe?!“ war sein erster, angstvoller Ruf, als er wieder zur Besinnung kam.

„Die fressen noch ruhig, Bello hütet sie,“ tröstete ihn Karl Gohle, der gutmüthigste der Jungen, der ihn aufgerichtet, und ihm mit einer Hand voll Gras das Blut, das aus einer Wunde am Hinterkopf strömte, etwas abgewischt hatte; „kannst aufstehen und gehen? — dann treib nur gleich heim und laß dich verbinden, Schnupftücher haben wir keine.“

Herr Dann erschrak nicht wenig, als, lange vor der Zeit, sein Hirtenbub an der Spitze der Heerde daher schwankte, bleich und mit Blut überströmt. „Was ist's, Kleiner? um Gotteswillen! bist unter die Mörder gefallen?“

„Ach nein,“ sagte Ottokar ängstlich und schuldbewußt, „bin nur auf dem alten Bock geritten, den hat der Junge gestoßen und der Alte hat mich abgeworfen.“

Herr Dann mußte hell auflachen zu allem Jammer: „So, so, du hast ein Ritter sein wollen? Na, das mußt du eben ein andermal bleiben lassen!“

Er nahm ihn in die Stube, wusch die Wunde und verband sie sorgfältig; selbst die Mutter mußte ein Bischen lächeln nach dem ersten Schreck, als ihr armer Unstern erzählte, bei welchem Abenteuer er seine Wunde geholt, bat ihn aber inständig, solch' ritterliche Uebungen künftig zu unterlassen.

Schon andern Tags konnte er seine Heerde wieder austreiben. Mit sehnsüchtigem Blick betrachtete er manchmal noch den alten Bock, sein Reitpferd; doch hatte er versprochen, ihn nicht mehr zu

besteigen und hielt sein Wort. Der Sommer verlief vollends im Frieden, bis die Schafe in die Winterställe eingeführt wurden, die Wunde am Kopfe verheilte, doch ist dem Unstern eine empfindliche Stelle davon geblieben.

Jagdunglück.

Den langen Winter suchte Ottokar zu kürzen, so gut es gieng, er fütterte die Schafe im Stall, las Abends der Mutter etwas vor, und da ihm das Wergzupfen so gar entleidet war, sah er gar achtsam der Mutter auf die Finger, wenn sie strickte; er dachte, wenn er doch nicht mehr auf dem Bock reiten solle, so wär's eine nette Beschäftigung neben dem Schafhüten, mit der er vielleicht auch etwas verdienen könnte. So hatte er sich den Winter durch von da und dort Garnrestchen und Strickwolle von allen Farben gesammelt; die gutmüthige Köchin bei Herrn Dann schenkte ihm auch Stricknadeln und lehrte ihn die Handgriffe beim Stricken. Da wollte er zuerst für sich einen Beutel stricken, hernach, wenn das gelungen war, einen Tabaksbeutel, den ihm vielleicht Herr Dann abkaufen würde, und so immerfort, bis er einen Thaler verdient hätte, den wollt' er dann in seinen Beutel thun und ihn der Mutter zum Geburtstag geben. Er war immer ein unternehmender kleiner Mann, der sich stets mit neuen Planen trug.

So kamen denn nun die ersten milden Tage, das Gras keimte, die Vöglein stimmten ihre Lieder an und mit heller Freude zog der arme Bucklige an der Spitze seiner Heerde wieder aus, den getreuen Bello zur Seite, der fröhlich mit dem Schwanz wedelte, vorausſprang und wieder zurücklief mit munterem Bellen und die trägen Schafe antrieb, die etwas dumm in den neuerwachenden Frühling hinausschauten.

Bald suchte die Heerde wieder ihr etwas sparsames Futter auf

dem neuergrünten Rasen; ruhigen Herzens sah Ottokar sein früheres Reitpferd, den alten Bock mit seinem boshaften jungen Böcklein sich herumtreiben; ihm gefiel's jetzt, das Stricken zu probiren und zu seiner großen Freude gelang's auch; er brachte von den Garnenden wirklich nach und nach etwas zu Stande, was einem Beutel gleich sah; wäre Andern vielleicht ein Bischen als eine Mißgeburt erschienen, ihm kam's ganz schön vor, er machte noch ein buntes Quästchen unten hin, zog oben einen alten Bindfaden durch und begann gleich den Tabaksbeutel, der ihm Münze in seine neue Börse einbringen sollte.

Die andern Jungen lachten ihn gehörig aus: „Bist ein Mädchen worden, daß du strickst? Guten Tag, Jungfer Ottokar!" spotteten sie. Er ließ sich's nicht kümmern; mit ihnen springen und sich balgen konnte er nicht, reiten sollte er auch nicht wieder, da war ihm das Stricken ein ganz netter Zeitvertreib. Freilich achtete er etwas minder sorgsam auf seine Heerde und sein erster Minister Bello, der sie überwachen sollte, der strickte zwar keine Beutel, aber er machte andere Geschäfte auf eigene Hand, die gefährlicher ausfielen.

In der Nähe des Waideplatzes war ein kleiner Wald, da mochte sich Bello gar zu gern umhertreiben und nach Hasen oder Kaninchen schnuppern, hatte wohl auch manchmal schon ein's gefangen und heimgebracht.

Ottokar konnte wohl wissen, daß das verboten war, wußte auch, daß er mit einem Pfiff den Hund zurückrufen konnte, aber er mochte dem muntern Bello sein Vergnügen gönnen und — vielleicht dachte er auch heimlich, es wäre nett, wenn er der Mutter einen Hasenbraten mitbringen könnte.

So strickte er denn emsig weiter und summte ein Liedchen dazu, da hörte er plötzlich lautes Bellen, die Schafe fuhren erschreckt zusammen, er schaute auf und erblickte eben noch Bello, der vollen Laufs einem Hasen nachsetzte. Ehe er sich besonnen, ob er

den Hund zurückrufen sollte, fiel ein Schuß, er hörte eine fluchende Stimme, aus dem Walde schritt ein Förster, der ihm ein blutendes, verendendes Thier vor die Füße warf, — es war der arme Bello, zum Tode getroffen.

„Wenn ich nochmal so einen Köter finde, der dem Wilde nachstellt, so kriegt auch der Herr eine Ladung in die Füße," sagte er zornig und gieng weiter. Unstern aber beugte sich schluchzend und weinend über seinen todten Gefährten; ehe er nach Haus trieb, bedeckte er ihn sorgsam noch mit Sand und klagte bangen Herzens seinem Herrn das Unglück; Bello wurde hereingeholt und in Herrn Dann's Gärtchen begraben; der war zunächst wüthend über den Förster und forschte nicht genau nach, ob sein Schäfer das Unglück hätte verhüten können, einen neuen Hund aber wollte er nicht gleich wieder anschaffen und so mußte Ottokar allein sehen, wie er mit der Heerde fertig wurde; zum Stricken war keine Zeit mehr und er hatte harten Dienst. Kam aber immer wieder neues Unglück.

Schlimme Hirtenzeit.

Es wurde alle Tage schöner und wärmer draußen. Die Mutter hatte dem kleinen Hirten seine Sommerkleider gewaschen und machte am kühlen Morgen noch Feuer im Kächelofen, um sie zu glätten.

„Sieh' mal nach, Ottokar, ob das Feuer brennt," rief sie diesem zu, der noch in tiefstem Negligee sich in der Stube umhertrieb. Eifrig lief der Kleine hin und — fuhr mit einem gellenden Schrei zurück; er war mit seinem bloßen Fuß auf einen glühenden Bolzen getreten, den die Mutter noch hatte offen liegen lassen. Da gab's denn wieder ein Pflegen und Verbinden und ein langes Schmerzenslager, und es dauerte mehr als drei Wochen, bis er dran denken konnte, wieder auszufahren.

Noch mit verbundenem Fuße und etwas hinkend kam er zu Herrn Dann, um sich wieder als Schäfer zu melden; er konnt' es nicht mehr aushalten daheim, und sein Herr hatte inzwischen keinen andern Schäfer angenommen.

Eifrig öffnete er die Stallthüre, sie kamen heraus, aber sie wollten sich nicht wie sonst ordentlich in Reihen stellen zum Auszug: mit Schreck entdeckte Ottokar, daß die alte Schafmutter nicht mehr da war, die immer so gesetzt vorangegangen war, und der die andern so willig gefolgt hatten. Ob der Metzger sie geholt? ob sie natürlichen Todes verstorben? Ach, das wußte er nicht, aber rathlos und trostlos stand er vor seiner Heerde, die sich ohne Ordnung und Regel umtrieb; keinen Bello mehr, keinen Leithammel! was sollte es werden?

„Probir's doch," ermuthigte ihn Herr Dann, „treib' sie zusammen und dann vor dir her, wie du sonst vorausgegangen bist, dann wird's ja gehen."

Ja, es gieng, aber wie? Das war ein mühsam Werk, die störrigen Thiere vorwärts zu bringen, und alle schönen Träume vom Hirtenleben vergiengen dem armen Unstern ganz und gar. Die Schafe, die waren blos dumm und eigensinnig, der junge Bock aber, der Sohn des alten Reitbockes, der war bösartig und rachsüchtig, weil Ottokar ihn einmal über die Nase geschlagen hatte. Der trieb die Schafe auseinander, hetzte sie vorwärts, jagte sie nach allen Seiten, daß der arme kleine Schäfer sich nicht zu rathen und zu helfen wußte; er schnalzte, schrie und lockte, — alles vergeblich. Zuletzt geriethen sie gar noch in ein Feld mit Lupinen, wo sie lustig anfingen es abzufressen, und eine gellende Weiberstimme rief: „Du buckliger Kerl, willst gleich deine Schaf' 'raustreiben? Wart', ich will dir!"

Ja, das hätte er gern gethan, aber wie er auch mit seinem hinkenden Fuß herumhüpfte und sie rief, sie rannten nur toller durch das Feld und zertraten alles; die ergrimmte Besitzerin aber

warf sich auf den armen Unstern und mißhandelte ihn mit einer Hacke so, daß er nur mühsam heimschleichen konnte; zum Glück waren die Schafe, doch ohne Hirten und Führer, vorher schon nach Haus gelaufen.

„Na, liebste Zeit, was ist denn wieder mit dir los?“ schrie Herrn Dann's alte Magd, als der kleine, bucklige Schäfer bleich und blutig auf den Hof hinkte.

Ja, das war bald erzählt, aber ändern ließ sich nichts mehr. Der Kleine wurde abermals zu Bett gebracht, verbunden und gepflegt; als er wieder nothdürftig auf sein konnte, mußte er sogar noch vor Gericht; der Feldeigenthümer klagte wegen seinem verdorbenen Acker, Herr Dann wegen seinem zerschlagenen Schäfer. Ottokar's Zeugniß allein hätte nicht gegolten, wenn nicht sein alter Freund, Karl Gohle, das Unglück mit angesehen und für ihn gezeugt hätte. So mußte Herr Dann dem Bauer einen Thaler bezahlen, da die zertretenen Lupinen sich meist wieder aufgerichtet hatten und der Schaden nicht so groß war, Ottokar aber bekam von der groben Bäuerin 10 Thaler Schmerzensgeld; das konnte ihm freilich die erlittene Trübsal nicht abnehmen, doch war es einige Hilfe für die Mutter, die ihrem armen Jungen dafür doch ein Gutes thun und ihm eine hübsche neue Jacke anschaffen konnte.

Dem Wetter entronnen.

Und abermals zog der kleine Hirte aus, immer noch ohne Hund; Karl Gohle aber, der in seiner Nähe Ochsen hütete, blieb sein guter Freund, der stand ihm getreulich bei, und so gieng's leidlich mit dem Schafhüten.

Sie saßen draußen an einem glühend heißen Sommernachmittag, als Karl bedenklich zu ihm sagte: „Du, heut' gibt's am End' noch ein Wetter, meine Thiere sind so unruhig.“

Der Himmel war noch klar und wolkenlos, kein Lüftchen kühlte die furchtbare Schwüle, die Knaben sahen verwundert zu, wie die Schafe sich dicht und immer dichter aneinander drängten und kein Hälmchen mehr anrührten, wie auch die Ochsen beisammen standen und die Köpfe hängen ließen, ohne zu fressen.

„Wollen wir eintreiben?" fragte Ottokar.

„Noch nicht," meinte Karl, „der Himmel ist ja noch so hell, sie könnten uns auslachen."

Da stiegen aber fast mit einem Male von Ost und West furchtbar schwarze Wolken auf, mühsam suchten die Knaben das Vieh heimwärts zu treiben, die Schafe wollten durchaus nicht vorwärts und doch begann der Donner dumpf zu rollen und leuchteten helle Blitze auf dem dunkeln Grunde.

„Macht, Buben, daß ihr heimkommt!" rief ihnen eine Bäuerin zu, die eilig in ihren Hof rannte; „heut' wird's bös."

Fast neidisch sahen die Knaben der Bäuerin nach, die sich da in ihr schönes, sicheres Hofgut, von prächtigen Bäumen umschattet, flüchten konnte, während sie mit Mühe und Noth ihr widerspenstiges Vieh fortzubringen suchten, da fuhr ein zackiger Blitz helleuchtend aus den schwarzen Wolken nieder, ein furchtbarer Donnerschlag krachte unmittelbar darauf, ein greulicher Sturm brach los und dazwischen tönte ein gellender Jammerschrei. Eine der hohen Pappeln vor dem schönen Hofgut hatte der Blitz getroffen, sie lag am Boden und unter ihr die Bäuerin.

Die Knaben wollten hineineilen, da krachte ein zweiter Donnerschlag, Sturm und Regen und Schloßen tosten und prasselten und schlugen mit so entsetzlicher Gewalt, daß ihnen nichts übrig blieb, als sich platt auf die Erde zu legen und all' das Unwetter über sich hintosen zu lassen, so furchtbar, wie es seit Menschengedenken in dieser Gegend nicht gehaust hatte.

„Strenge Herren regieren nicht lange." So plötzlich das Wetter losgebrochen war, so bald hörte es wieder auf und nach

wenigen Minuten strahlte die Sonne wieder klar wie zuvor — über zerschlagene Felder, die vorher noch reich in Halmen gestanden waren.

Zuerst eilten die Knaben auf den Hof zu, um nach der verschlagenen Bäuerin zu sehen, — nicht der ganze Baum war auf sie gefallen, nur ein starker Ast, aber sie lag bewußtlos da; man mußte Hilfe vom Dorf holen, um sie hervorzubringen, der schwere Ast lag so fest auf ihr, die Frau konnte sich, auch als sie erwacht war, so wenig Hilfe geben, daß man die Erde unter ihr weggraben mußte, bis man sie fassen und auf einer Tragbahre nach Haus bringen konnte.

Bange um ihr Vieh, von dem sie nichts mehr erblickten, eilten die Knaben nun heim, Schafe und Ochsen hatten allein ihren Weg gefunden und die Herren waren nicht böse, daß sie zuerst nach der verunglückten Frau gesehen hatten. Die Bäuerin war am Rückgrat schwer verletzt; Ottokar's Mutter gieng zu ihr als Pflegerin, nach drei Wochen schweren Leidens starb sie am Nervenschlag. Ottokar hatte sich noch manchmal in Wind und Wetter des Lebens umtreiben müssen, aber er hat nie mehr die beneidet, die vor ihm unter ein schützendes Dach treten konnten, — er hatte gesehen, wie der Blitz die festesten Bäume niederschmettern und wie Gott die behüten kann, die ohne irdischen Schutz und Schirm sind.

Das verschwundene Kind.

Es sind in letzter Zeit alle Zeitungen erfüllt gewesen, eine Menge Behörden beschäftigt mit der Nachforschung nach dem verstorbenen Kinde Anna Böhler; das liebe, fröhliche Kindergesichtchen war in öffentlichen Blättern abgebildet, damit es leichter erkannt und gefunden werde. Zigeunerbanden wurden allenthalben verfolgt und untersucht in der Hoffnung, daß sich bei ihnen die Spur

des Kindes finden könnte; Tausende nah und fern haben mit innigem Antheil an die Sorge der Eltern gedacht und mit ihnen Leid getragen, als der kleine Liebling endlich wieder gefunden war, — todt, erschlagen vielleicht.

Eine ähnliche Geschichte hat auch Ottokar noch in seinen Kinderjahren miterlebt und, wie er überall der Unstern war, — nicht immer ohne Schuld, — so ist's auch da für ihn nicht gut ausgefallen.

Er war nun zwölf Jahre alt und mußte alle Sonntag Nachmittag zum Religionsunterricht in Vorbereitung auf die Konfirmation.

Sein Hirtenamt sollte er aber doch wieder verwalten, und er freute sich königlich darauf. Herr Dann hatte einen neuen Hund gekauft, einen schönen, fleckigen, Azor genannt. „Nur nicht mehr jagen lassen!“ warnte der Herr, „damit's ihm nicht geht, wie dem Bello!“ Nein, das wollte Ottokar gewiß nicht mehr thun, aber dem getreuen Bello wollte er doch ein gutes Gedächtniß bewahren.

Freitag war's und Montag sollte er wieder mit seiner Heerde ausziehen. Er freute sich diesmal wie noch nie. Herr Senfft hatte ihm neue Bücher versprochen, Freund Karl Gohle hütete auch wieder in seiner Nähe, — wie schön war's, da draußen auf der Haide zu liegen, zu lesen, zu träumen, dem wunderbarlichen Zug der Wolken nachzuschauen, — er konnte kaum erwarten, bis der Montag kam; — es sollte aber später, viel später werden, bis er wieder austreiben konnte!

Sonntag Nachmittag war er in der Kirche des Städtchens zum Unterricht gewesen und schickte sich an, mit seinen Kameraden über den großen grünen Anger heimzugehen, der damals noch Waideplatz für ganz Ressuk war, — jetzt ist er in kleine Güterstückchen zertheilt.

Ehe sie noch vor der Stadt waren, hörten sie die Klingel eines Polizeimanns, der mit lauter Stimme ausrief: „Das Töchterlein des Herrn Rechtsanwalt Reyner wird seit heute Morgen gegen 9 Uhr

vermißt; wer das Kind oder eine sichere Spur desselben entdeckt, erhält von den Eltern 50 Thaler Belohnung. Das Kind ist blondhaarig, trägt ein blaues Kleidchen, weiße Schürze, helle Stiefelchen und heißt Marie."

„Höret, da wollen wir auf die Suche!" schlug Ottokar eifrig vor, unternehmend wie er immer war.

„Aber wenn's zu spät wird? Morgen sollen wir austreiben," sagte Karl Gohle bedächtig.

„Ei was, wenn wir 50 Thaler heimbringen, da können wir selber Schafe halten!" Die Lust nach der für sie unerhört großen Summe, das Interesse für das verlorne Kind und mehr noch die Freude an Abenteuern, die in allen Knaben steckt, trieb auch hier die Jungen hinaus, um die Vermißte zu suchen. Sie fragten nicht mehr, wo man das Kind zuletzt gesehen, sie wußten nicht wohin, sie zogen zuerst in Masse auf die Landstraße, entgegengesetzt dem Wege nach Ressuk, schauten in alle Gräben, guckten hinter jeden Busch, — vergeblich; „höret," meinte nun Ottokar wieder, „wir wollen lieber in's Feld, nach verschiedenen Seiten, vielleicht hat sie sich dort hinein verlaufen, und wollen dazu recht schreien, daß sie's hört."

Das gefiel den Andern, sie vertheilten sich nach allen Seiten, im Feld war auch noch nicht viel zu verderben, schrieen und brüllten „Marie" aus Leibeskräften, rannten und sprangen, bis sie, ohne etwas zu entdecken, todmüde, im Schweiß gebadet, hungrig und von furchtbarem Durst geplagt, spät Abends wieder in die Stadt kamen.

Gleich vorn am Wege war ein Pumpbrunnen, gierig stürzten sie d'rauf los, Jeder wollte zuerst trinken, da rief ein alter Herr, der eben des Weges kam: „Gebt Acht, Jungens, trinkt nicht gleich, ihr seid zu heiß und außer Athem." Die Andern traten zurück, Unstern, der der nächste am Brunnen war, konnte der Lust nicht widerstehen, er trank und trank hastig, gierig; köstlich floß ihm das

herrlich kühle Wasser in den glühend heißen Schlund, da, plötzlich schüttelte ihn ein Frost, es ward schwarz vor seinen Augen, und — bewußtlos stürzte er nieder.

Er wachte auf aus wirren, wilden Fieberträumen, in denen er immer das Kind im blauen Kleidchen sah, das er fassen und heimbringen wollte, das ihm aber immer wieder entschlüpfte; er blickte auf, da saß seine Mutter an seinem Krankenbett, zum wievielten Mal? das wußte sie selbst nicht. Sein Brodherr, Herr Dann, und der gute Schulmeister Senfft waren gerade gekommen, nach ihm zu sehen.

„Ja, was ist's denn? wo ist denn das kleine Mädchen? Ist's schon spät, ich muß nun gleich aufstehen und austreiben," sagte er hastig und verwirrt und wollte nach seinen Kleidern greifen.

„Na, sei nur ruhig," sagte abwehrend Herr Dann und legte die Hand auf sein Bett, „aufstehen darfst noch nicht; dank' Gott, daß du wieder so weit bist."

„Aber das kleine Mädchen? . . . ."

„Nichts, gar nichts brauchst du heut' zu wissen," beruhigte ihn Herr Senfft; „jetzt bleibst du liegen, ganz still, wenn du morgen besser bist, sollst du alles erfahren."

Erst nach und nach erfuhr Ottokar, daß er von seinem raschen Trunk an acht Tage lang bewußtlos und im Fieber gelegen war, wo er immer nur phantasirt hatte von dem kleinen Mädchen im blauen Kleid. Auch jetzt, wo er wieder beim Bewußtsein, doch noch recht schwach sich fühlte, drehten all' seine Gedanken sich um das verlorne Kind; er dachte zunächst auch nicht einmal mehr an die große Belohnung, die nun wohl ein Anderer gewonnen hatte, er dachte nur, ob sie wohl wieder gefunden sei; die Mutter aber, die ihn nicht aufregen wollte, verwies ihn zur Ruhe, bis Herr Senfft wieder kam.

Ottokars erste Frage an diesen war denn auch wieder: „Ist das kleine Mädchen gefunden?"

„Ja, sie ist's," sagte der gute Schulmeister traurig, „gefunden ist sie, — aber todt."

„Ja, wo und wie denn?" fragte der Knabe eifrig und richtete sich auf.

„Ruhig, ruhig, Kleiner! dein Eifer hilft sie nichts mehr, das Kind war nahe bei dir, als du den tollen Trunk gethan; in dem tiefen Wasserloch nah dem Brunnen, wo du getrunken, hat man sie gefunden. Scheint, daß das Kind gerade, so lang die Leute in der Kirche waren, zum Brunnen lief, wo ihr verboten war zu trinken, das Loch war gerade diesmal nicht gut bedeckt wie sonst; — wie es kam, daß die Kleine hineingestürzt, hat Niemand gesehen; vorgestern ist sie begraben worden."

Es berührte Ottokar wunderbar, daß das Kind zu Grund gegangen war fast an derselben Stelle, wo auch er sich muthwillig in Gefahr gebracht, und daraus wieder errettet war. Erst später und allmälig gieng ihm der Gedanke auf, daß sein äußerlich so trübseliges Leben doch einen Werth haben müßte in Gottes Augen, sonst würde es ihm nicht erhalten worden sein, unter so viel Gefahr und Drangsal. Um das kleine Mädchen, das er nie gesehen, hat's ihm leid gethan, als ob sie seine Schwester gewesen wäre.

Abschluß der Kinderzeit.

Nun kam das Jahr, wo Ottokar konfirmirt werden sollte; mit dem Schäferleben und mit den Schultagen gieng es zu Ende, und es waren das seine besten Tage gewesen, ohne daß er's selbst so recht gewußt hatte.

Der Vorbereitungs-Unterricht war nun nicht mehr nur Sonntags, jeden Morgen wanderte Ottokar in die Stadt zum Herrn Pastor Dachs, der die Konfirmanden in allen Hauptstücken der christlichen Lehre unterwies; diese Wanderungen an klaren Winter-

tagen waren vergnüglich für die Buben, nur für den armen Unstern nicht, der schwer mit ihnen fortkommen konnte, und doch nicht gern zurückbleiben mochte; gar oft wurde er als Nachzügler von ihnen verlacht und verhöhnt, doch hat er auch einmal erfahren dürfen, was getreue Kameradenhilfe sei.

Es war an einem milden Januartag, als die kleinen Bursche wieder ihren Marsch früh Morgens antraten. Der Schnee war allenthalben geschmolzen und alle Pfade naß und schlüpferig, auf ein bischen Schmutz an Stiefeln und Hosen kommt's einem muntern Schulbuben aber nicht an; so schritten sie rüstig vorwärts und waren schon über die Mitte des Wegs an dem Kanal angekommen, der gewöhnlich ganz sachte, seicht und schmal durch die Wiese floß — heute aber sah's anders aus: von dem geschmolzenen Schnee und Eis ringsum war das Wasser gewaltig angeschwollen, hatte den Steg weggerissen und rauschte jetzt wie ein ordentlicher Fluß dahin.

„Was thun wir?“ fragten sich die Jungen, „umkehren und den untern Weg gehen, das ist ja greulich weit und langweilig.“ „Man watet durch,“ entschied Peter Höppner, ein kräftiger Schifferssohn, der dazu noch hohe Stiefeln anhatte. „Man watet durch!“ stimmten die Andern bei, lauter starke, gesunde Knaben; sie stülpten die Hosen hinauf, wer keine hohen Stiefeln hatte, der zog Schuhe und Strümpfe aus, und siehe, der Uebergang gelang vortrefflich, wenn auch mit sehr schmutzigen Kleidern. „Vivat, drüben!“ riefen sie lustig am andern Ufer, nur der arme Ottokar nicht, — der fühlte wohl, daß seine Kraft nicht ausreichen würde zu diesem gefährlichen Durchgang; betrübt schaute er hinüber und schickte sich langsam an, den mühsamen Weg zurückzugehen und dann den weiten Thalweg zu machen.

„Wart' mal, Ottokar!“ schrie von drüben Peter Höppner.

„Was willst?“ fragte traurig Ottokar, der fürchtete, wieder verhöhnt zu werden.

„Wart, ich komm' zu dir!" und rüstig watete der gute Kerl noch ein Mal durch; „hock auf," kommandirte er, nahm den armen Buckligen auf den Rücken und schritt mit ihm durch's Wasser. Drüben setzte er ihn glücklich ab, ihm aber hatte sein Reiter beim Absteigen die Mütze abgerissen. Peter sprang ihr nach, glitschte aus und fiel plumps in's Wasser; Ottokar schrie jammervoll, in Angst, sein guter Kamerad müsse die getreue Durchhilfe mit seinem Leben büßen. „Halt's Maul!" schrie ihm aber der aus dem Wasser zu und sprang bald darauf lustig an's Land, die erbeutete Mütze in der Hand. Der Frost aber kam nach, und obgleich er nach dem Rathe der Andern in hellem Galopp heimwärts sprang, um sich dort zu Bette zu legen, so hatte er doch nachher noch eine schwere Krankheit durchzumachen; Ottokar hat ihm den Freundesdienst sein Leben lang nicht mehr vergessen.

Herr Dachs, der Pastor, war ein etwas blasser und kränklicher Herr, von äußerst mildem, freundlichem Wesen. Er nahm sich seiner Zöglinge in jeder Weise an, schenkte den armen unter ihnen Bibeln, sorgte ihnen für ordentliche Kleider, und Ottokar, der nirgends Unterkunft im Städtchen gefunden hätte, durfte alle Tage bei ihm essen; das hat dem armen Jungen an Seele und Leib wohl gethan.

Aus seinen ernsten, milden Worten, auf die der Knabe recht andächtig lauschte, und die dem Pastor selbst so heiliger Ernst waren, gieng ihm erst recht die Bedeutung des Lebens und der Lehre dessen, der die Mühseligen und Beladenen zu sich gerufen hat, auf, und er fragte nicht mehr mit geheimer Bitterkeit: „Warum bin ich nicht wie Andere?"

Samstag vor Palmarum nahm er Abschied von seinem alten Herrn Senfft. Alle alte Fehde war zwischen ihnen längst vergessen und Ottokar konnte vor Thränen kaum reden, als er ihm zum letzten Male die Hand bot. „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Ihn, Er wird's wohl machen," gab ihm der Lehrer mit

als Trost- und Abschiedswort, und es ist ihm schon in mancher trüben Stunde zur Aufrichtung geworden.

Der Palmsonntag, an dem die Einsegnung stattfinden sollte, war ein besonders klarer, schöner Tag; in festlicher Kleidung wanderten die sechs Genossen aus Ressuk zum letzten Male mit einander hinüber in die Stadt, wo sie sich mit den Konfirmanden von dort im Pfarrhause versammelten. Der gute Pfarrherr gab Jedem noch die Hand, redete freundlich mit den Eltern und dann ordneten die Lehrer den Zug. Die Konfirmation wurde damals noch recht feierlich begangen in der kleinen Stadt.

Voran schritten drei weißgekleidete Mädchen, mit Körbchen, aus denen sie Blumen und grüne Zweige vor dem Zug her streuten. Sodann kamen stattlich und festen Schrittes acht Posaunenbläser, die laut und feierlich den Choral bliesen: „Jesu geh' voran, auf der Lebensbahn," dann die Geistlichen und die Lehrer der Stadt, und nach ihnen der Zug der Kinder.

Mit ernsten, ergreifenden Worten legte ihnen der gute Pastor die hohe Bedeutung des Tages an's Herz, und als er mit dem schönen Liede schloß:

„Sei eingedenk, o theure Kinderschaar!
Vergiß der Stunde nicht,
Da du geknieet am festlichen Altar
Im seligen Morgenlicht.
Wo fromm geneigt, mit glühenden Wangen,
Den Segen du auf's Haupt empfangen,
Sei eingedenk!"

als Ottokar ihm die Hand reichte zum feierlichen Gelübde, als er niederkniete, um den Segen zu empfangen, — da ward ihm ein Vorschmack vom Segen und Frieden der Ewigkeit, er fühlte sich nicht mehr als den armen, verkrüppelten Menschen, ausgeschlossen von Lebensfreude und Lebensglück, er fühlte sich nur als das Kind

eines guten, ewigreichen Vaters, für das der Weg in die Heimath, auch wenn er oft steil ist, nicht zu schwer werden kann; die ganze Welt lag vor ihm in anderem, in klarem, feierlichem Licht, im Sonnenschein dieses Sonntagmorgens.

Die Berufswahl.

„Was soll aus dem Jungen werden?“ das war die gewichtige Frage, die jetzt auftauchte und die auch Ottokars Vormund, der sich bis jetzt nicht viel um ihn geschoren, mit überlegen mußte.

Allerlei schöne und kühne Träume, die der lernlustige Knabe sich ausgedacht hatte, während seiner stillen Hirtenstunden auf der Heide, von einer Laufbahn als Gelehrter, als Prediger, als Lehrer oder als Seemann, der weit in alle Lande hinausziehen dürfe, — die zerfielen alle von selbst. Seine Vorbildung war ja eine sehr mangelhafte, mehr konnte die Mutter nicht aufwenden, — es gab auch kaum einen Beruf, zu dem er mit seiner verkümmerten Gestalt und schwachen Gesundheit getaugt hätte.

Ein Handwerk? — ach, die Mutter konnte nicht einmal ein Lehrgeld aufwenden; Handwerke wie Bäcker, Metzger, Schmied, die erforderten einen kräftigeren Menschen, als Schuster oder Schneider; aber da fürchtete man, würde er vollends ganz zusammenwachsen und seine schwache Gesundheit könnte das gebückte Sitzen nicht ertragen, was aber sonst?

Herr Dann, der an seinem kleinen Schäfer immer noch freundlichen Antheil nahm, obgleich er ihn um seinen Hund gebracht hatte und auf seinem Schafbock geritten war, Herr Dann schlug vor, er solle suchen, in der großen Pappefabrik des Herrn Bittermann unterzukommen, wo man Leute aller Art brauchen könne. Das war nun Allen recht; der Mutter kam's doch anständiger vor, als ein gemeines Handwerk, denn Ottokar dünkte das ihm noch

so ganz unbekannte Geschäft etwas Neues und Besonderes, und so wanderte er denn schon am Mittwoch vor Ostern, mit seinen besten Kleidern angethan, mit der Mutter zur Stadt, um sich dem Herrn Bittermann vorzustellen.

Der Fabrikherr war ein kleiner, ältlicher Mann mit weißem Haar, einfach zurückgestrichen: sein blasses, bartloses Gesicht trug einen milden Ausdruck, nur die grauen Augen blickten so scharf unter der Brille vor, als er kurzweg die Mutter fragte: „Was wünschen wir?" — daß dem Ottokar bange ward. Die Mutter trug ihm nun ihr Anliegen vor, ihre ganze traurige Lage, und wie sehr sie ein gutes Plätzchen und einen ordentlichen Beruf für ihren Sohn wünsche, während Herr Bittermann diesen fortwährend scharf musterte und endlich sagte:

„Ja, wenn er nur nicht gar so klein wäre!" Der kleine Buckige, dessen ganze Seele an einer günstigen Antwort hieng, wurde mit einem Male ganz herzhaft und sagte: „Ach, lieber Herr, Sie sind ja auch nicht groß und sind doch so gescheid und so reich geworden." Er erschrak über seine eigene Keckheit, wurde ganz roth und Thränen traten ihm in die Augen, Herr Bittermann aber lachte und sagte: „Na, so dumm scheinen wir doch gerade nicht, ja, die Kleinen haben's hinter den Ohren! — Kommen wir nur wieder heut' über acht Tage und melden uns in der Fabrik bei Herrn Filz, dem Aufseher; wollen dann schon sehen, was sich machen läßt, Adieu!" — damit waren sie entlassen.

Na, soweit war es ja gut gegangen. Mutter und Sohn zogen zufrieden heim und feierten zusammen fröhliche Ostern.

Als der bestimmte Tag kam und Ottokar diesmal allein seinen Weg in die Fabrik antrat, da war's ihm wieder etwas bänglich zu Muthe. Zur Fabrik führte eine große Thüre, daran ein aufgesperrter Löwenrachen ihm entgegen blöckte und fast war's dem Kleinen, als wollte der ihn verschlingen, als er die Klingel zog.

Nun, kein Löwe war's nicht, der ihm da entgegentrat, aber

ein großer, dicker Mann, unfreundlichen Aussehens, der mit einer tiefen, brummigen Baßstimme fragte: „Wo will man hin?"

„Zum Herrn Fabrikaufseher Filz."

„So, wohl der bucklige Fliedner von Ressuk?"

„Fliedner ist mein Name," sagte Ottokar, gekränkt, daß man ihm so unnöthig gleich sein Gebrechen vorwerfe. „Herr Bittermann hat mir versprochen, mich in der Fabrik zu verwenden. Hier sind meine Schulzeugnisse und da mein Zeichenheft."

„Brauchen den Kram nicht, man kann ihn wieder einpacken," beschied ihn der unfreundliche Aufseher. „Meint man wohl gar, man könnte Lithograph werden? Müßte da ein anderer Kerl sein, nicht so ein Knirps, nur drei Käse hoch!"

Armer Unstern, gar zu wohl darf dir's eben nicht werden auf der Welt! Wie bitterlich ward ihm gleich der erste Eintritt in den neuen Beruf verdorben, und mit stillem Bangen dachte er sich den unfreundlichen Mann als künftigen Vorgesetzten. Ein gutes Wort kann so viel wohl thun, ein hartes so bitterlich weh. Jeder, auch wer auf der Welt noch nicht viel thun und leisten kann für Andere, der könnte sich doch eine gute und freundliche Weise angewöhnen, die Andern zum Segen werden kann und ihm selbst zum Heil.

Saurer Anfang.

Mit rauhen, höhnischen Worten trieb der grobe Filz ihn in den Fabriksaal, wo ihn doch ein freundlicherer Aufseher übernahm, auch war Herr Bittermann, der Fabrikbesitzer, selbst da und sprach ihm guten Muth zu und in dessen Gegenwart war selbst der böse Filz etwas zahmer.

Das war dem Kleinen ein wunderbarlicher Anblick, dies rege Leben und Treiben und Schaffen, wie sie hier die Pappe zuschnitten,

dort sie zu Schächtelchen formten, die am nächsten Tisch überpappt, am andern verpackt wurden, so daß neben den Haufen roher Pappe, den Stößen bunten Papiers, auch schon Tonnen und Fässer mit Schachteln und Schächtelchen und Kästchen dastanden; es kam ihm wie eine Art Zauberwerk vor.

In dem Raum, wo Ottokar eingeführt worden, waren meist Mädchen beschäftigt; man brachte ihn zu diesen, da er zu schwerer Arbeit ja doch nicht tauglich war; er war zu klein, um nur auf den Tisch zu sehen und mußte noch ein kleines Kistchen auf die Bank gelegt werden, nur damit er herauf sehen konnte.

Die Mädchen lachten zuerst über den kleinen Kavalier, der ihnen hier als Arbeitsgenosse zugeführt wurde, doch gab sich seine Nachbarin alle Mühe, ihm die einfachen Handgriffe der ersten, leichten Arbeit zu zeigen, mit der er beginnen sollte, und Herr Bittermann klopfte ihm beifällig auf die Achseln: „Na, wir werden's schon lernen," wozu der Filz ganz mürrisch d'rein sah.

So wurde Ottokar denn als Fabrikarbeiter angenommen und er war vergnügt und zufrieden darüber; seine Tagesarbeit war freilich sehr einförmig, alle und alle Tage ganz dasselbe, bis er ganz allmälig zu einer etwas höhern vorrückte, aber das ganze Getreibe der Fabrik war ihm so wichtig, wenn er unten die Haufen ekelhafter Lumpen ansah und oben die Reihen zierlicher Kästchen, die daraus hervorgegangen waren, so dünkte ihm dies so wunderbar, als irgend eine Verwandlung in einem Märchen, wenn's auch nicht gerade so in einem Augenblick vor sich gieng.

Herr Bittermann gönnte ihm auch gern genauern Einblick in die Fabrik, die für Fremde sonst verschlossen war, er wußte wohl, daß Jeder lieber sein Tagewerk im Kleinen thut, wenn er recht versteht, wie nöthig die Treue im Kleinsten wieder für das große Ganze ist.

Ottokar war recht froh, daß Herr Bittermann ihn nicht bei

den „Sortierern“ im untern Saal angestellt hatte, bei den Frauen und Kindern, bei denen in großen Haufen alt Papier, Lumpen und Fetzen aller Art ausgeschüttet werden, wie sie von Lumpensammlern, Juden und Buchbindern von allen Seiten hergebracht werden. Diese müssen sie dann aussuchen und sortieren, feine und grobe, weiße und bunte Lumpen und Papiere, jedes in besondere Säcke, die gewogen und nach dem Gewicht bezahlt werden. Ein hartes Tagewerk, da so viel Staub und schlimmer Geruch dabei eingeathmet wird.

Begierig schaute er zu, wie die Lumpen in einen langen Trog gelegt und von den Messern, die eine Dampfmaschine treibt, in kleine Würfel zerschnitten werden.

Nun aber kommt erst die ganze Geschichte in eine mächtig große Bütte, wird darin gestampft, getreten, gepreßt zu einem festen Klumpen, Wasser darauf gegossen und oben fest zugenagelt. Durch eine Röhre aus dem Dampfkessel wird heißer Dampf hineingeleitet und nun kocht's, wallt's und brodelt's ein paar Tage lang, dann wird der Hahn geschlossen, der Brei muß erkalten, ist aber noch lang nicht fertig! Jetzt erst wird die gekochte Masse mit großen Haken in Körbe gezogen und in den Holländer geschüttet; das ist ein großer Kasten in Hufeisenform, d'rin eine Walze mit Messern ist, darin wird denn der Brei gehörig umgetrieben, zermalmt, zerschnitten, bis zuletzt die dicke Masse in einen viereckigen Kasten kommt, in dem abermals eine große Walze von feinem Messingdrahtgeflecht sich dreht, hier wird nun alles Wasser fest ausgepreßt, und der Brei zwischen starkem Filz so lange umgetrieben, bis er fest wird und die Pappe davon abgenommen werden kann, um an der Luft vollends zu trocknen.

Ottokar freute sich ungemein, als er das so nach und nach verstehen lernte; er zog auch für sich selbst den tröstlichen Schluß daraus: „Kann hier jeder weggeworfene Lappen noch dienen, daß daraus das schöne, reine Papier wird, darauf die edelsten und

herrlichsten Gedanken niedergeschrieben werden, nun, so wird auch das Bischen, was ich armer, verkümmerter Mensch hienieden thun und denken kann, nicht ganz verloren sein."

Gute Freunde.

So gieng Ottokar denn guten Muthes an die Arbeit, und lernte die verschiedenen Kästchen und Kistchen und Dosen und Schachteln, zumeist für Apotheker, verfertigen. Auch mit den arbeitenden Mädchen wäre er bald gut Freund geworden, nur das wollte ihm nicht einleuchten, daß im ganzen Fabriksaal während der Arbeit kein Wort gesprochen werden durfte, einmal um die Aufmerksamkeit auf's Geschäft nicht zu zerstreuen und dann auch wohl, weil das Geträtsch und Geplauder von so viel jungen Arbeitern doch gar zu laut geworden wäre. Das wurde dem kleinen Arbeiter, der unter all' seinem Drangsal ein aufgeweckter, munterer Bursche geblieben war, blutsauer, und er kam sich oft vor wie in einem Zuchthause. Herr Bittermann war nicht so streng, wenn der da war, so ließ er schon ein Bischen Geplauder passieren, der neidische Filz aber, der war gleich hinterher, wo er Jemand schwatzen hörte, drückte ihm seine dicke Faust auf die Schulter und brummte in seinem greulichen Baß: „Darf nicht gesprochen worden!" Auch Püffe und Stöße theilte er aus, wo er beikommen konnte, obgleich das gegen die Regel war.

Dem armen Unstern, der ihm doch nie etwas zu leide gethan, blieb er spinnefeind und fügte ihm Herzeleid zu, wo er nur konnte und wo Herr Bittermann, der dem Kleinen immer gewogen war, es nicht bemerkte. Ottokar mußte sich's gefallen lassen, aber es freute ihn schon ein Bischen, wenn Andere, die keker und stärker waren als er, sich ihrer Haut wehrten.

Auf eine der Mädchen, Margarethe Biberstein, schon eine

ältere, gesetztere Person, die vorzüglich gut mit dem Pappen umgehen konnte, hatte der grobe Filz es besonders abgesehen; als sie einmal dagegen protestirte, daß er sie ohne Grund ausgescholten hatte, hob er die Hand auf, um sie in's Gesicht zu schlagen; Margarethe aber, flinker als er, fuhr ihm mit dem Leimpinsel quer über sein breites Angesicht, also, daß ihm beinahe der Mund zugepappt wurde. Wüthend, unter dem lauten Gelächter der Zuschauer, wollte er auf sie losfahren, Herr Bittermann aber, der gerade sachte eingetreten war, sagte bedächtig: „Lassen wir die Biberstein nur in Ruhe, umsonst wird sie's auch nicht gethan haben und ihre Hand können wir nicht entbehren."

Von da an ist die Biberstein in Ruhe geblieben, die Andern hätten ihr gern eine Dankadresse dargereicht, daß sie den Grobian einmal zum Schweigen gebracht.

Zur Mittagszeit suchten die Arbeiter, die nicht am Ort daheim waren, ein Plätzchen im Hof, oder auch in einem der Säle, um ihr Mittagsbrod zu verzehren, so gut oder so schlecht sie's hatten. Bei Ottokar fiel dies meist sehr bescheiden aus und er setzte sich gern in die fernste Ecke des Saales, weil er sich scheute, sein dürftiges Brod unter den Andern zu verzehren. Wenn es sein konnte, schickte oder brachte seine Mutter ihm gekochtes Essen. An den Tagen, wo dies nicht möglich war, hatte er nichts als ein Stück Brod, oft recht hart und vertrocknet, das er sich dann in Wasser oder etwas übrigem Kaffee aufweichte, so gut es gieng; — das war sein Mittagsmahl.

Eines Mittags nagte er gerade an diesem schmalen Bissen, da sprang Paul und Wilhelm, die zwei muntern Enkelkinder Herrn Bittermanns, herein, um nach ihm zu sehen. Er hatte ihnen im Vorbeigehen schon so guten Rath bei ihren Spielen gegeben, daß sie seither eine Zuneigung zu ihm gefaßt hatten.

„Komm, Ottokar!" rief der ältere, neunjährige Wilhelm, „sollst uns helfen einen Drachen machen."

„Gleich, will nur vollends essen.“

„Was mokelst denn da für alt Brod in die Wasserbrühe?“ fragte der Kleine.

„Das ist mein Mittagessen,“ sagte Ottokar mit einiger Verlegenheit.

„Na, geh', warum nichts ordentlich Gekochtes?“

„Meine Mutter kann mir's nicht bringen und sonst hat sie Niemand, der es hertragen könnte.“

„O, das sagt man Großpapa und Tante Julchen,“ sagte halblaut der Große zum Kleinen.

Ottokar wußte nicht, warum die Jungen so plötzlich von ihm fortsprangen; war's aus Verachtung über sein ärmliches Mahl?

Bald aber kamen sie wieder herbeigesprungen in hellem Galopp: „Sollst mit uns hinüber kommen, Fliedner!“ verkündete Wilhelm. „Tante Julchen hat dir so schönes Muß warm gestellt und gebratne Klöße!“ verrieth ihm der Kleine, und ganz im Triumph geleiteten sie ihren Schützling hinüber, der von nun an jeden Tag gutes, warmes Essen aus Herrn Bittermann's Küche bekam, zu nicht geringem Aergerniß des neidischen Filz.

In seinen freien Stunden wurde er nun der tägliche Spielkamerad der Kleinen; Fremde wunderten sich oft, wie die schönen, fein gekleideten Kinder an dem verkrüppelten, dürftig aussehenden Menschen solches Wohlgefallen finden konnten; die Knaben aber dachten nicht mehr an sein Aussehen, konnte er ihnen doch schöne Geschichten erzählen und neue Spiele angeben. Er war ihr Begleiter zu allen Merkwürdigkeiten, Seiltänzern, Thierbuden, oder was sonst in das etwas abgelegene Städtchen kam. Herr Bittermann sorgte ihm für anständige Kleidung und viel leichter ertrug er alle Quälereien des bösen Filz, nun er während der mühevollen Arbeitsstunden sich freuen durfte auf den Abend, wo er in dem schönen Garten des Herrn Bittermann mit seinen kleinen Kameraden sich vergnügen durfte.

Und abermals zum Wanderstab.

War'n's auch keine goldenen Zeiten, die vier Jahre, die Ottokar in der Fabrik verlebte, so gehörten sie doch nicht zu seinen schlimmsten.

Gesund freilich war er nie während all' der Zeit, obgleich Herr Bittermann Alles that, um ihm zu helfen, und Filz in seinem Grimm ihn die wandelnde Apotheke nannte. Das beständige Stillsitzen im Saal, der Dunst von Kleister, Leim und Pappe setzte seiner schwachen Brust zu und einmal hatte er gar schwer zu leiden an Blutschwamm im Munde, was nur durch schmerzhafte Kuren mit Höllenstein geheilt werden konnte.

Herr Bittermann gönnte ihm alle Pflege und Schonung, er behandelte seine schwachen Augen mit einem selbstverfertigten Augenwasser, das er sehr hoch hielt, und behielt ihn oft daheim bei den Knaben, die jetzt aber viel lernen mußten, da sie auf's Gymnasium kommen sollten. Nur der alte, böse Filz empfieng ihn, als er endlich wieder in die Fabrik kam, mit höhnischem Lachen: „So, ist man lang genug der junge Herr gewesen? Hat man's Arbeiten nicht verlernt?"

Man stellte ihn, um seine Gesundheit zu schonen, bei feineren Papparbeiten an; er arbeitete gut, nur gar zu sorgsam und pünktlich, so daß er wenig dabei verdiente.

Es giengen die vier Jahre hin, in stiller Fehde mit dem groben Filz, die ihm wieder erleichtert wurde durch die Güte Herrn Bittermanns. Seine kleinen Kameraden sah er seltener und immer seltener, bis sie abgiengen auf das Gymnasium und damit ein helles Freudenlicht auslöschte in seinem Leben. Es kam der traurige Krieg von 1866, die Fabrikgeschäfte giengen immer schlechter, und es wurde ein Arbeiter nach dem andern entlassen, zuletzt auch unser armer Unstern, den der gute Fabrikherr gar ungern ziehen ließ.

Mit hellen Thränen schied er von seinem guten Herrn, der ihm zum Abschied noch über den verdienten Lohn zwei Thaler in die Hand drückte, ohne Abschied von dem groben Filz, der nur höhnisch grinste, als der Herr versprach, ihn wieder anzustellen, wenn bessere Tage kämen, — er wußte wohl, daß der alte Herr nicht wieder zu neuem Aufschwung in seinem Geschäft kommen würde.

Ein neuer Ausweg.

So saß denn nun der arme Unstern wieder wie der Vogel auf dem Zweig, und es war dazu noch ein dürres Zweiglein: das dürftige Wittwenstübchen seiner Mutter, in das er zurückkehrte.

In der Nähe war nichts mehr zu machen, in der Ferne sich Arbeit zu suchen, dazu hatte er nicht Mittel, und wer würde auch Lust haben, einen armen verkrüppelten Menschen, der dazu noch keinen Beruf regelmäßig erlernt hatte, in Arbeit zu nehmen?

Da machte er denn Botengänge für Herrn Dann, verfertigte kleine Papparbeiten, bei denen er aber nichts profitirte, und versuchte endlich auf eigene Hand Bücher zu binden, obwohl ihm das Niemand je gezeigt hatte.

Er hatte Geschick und Ausdauer und nach einigen mühevollen Tagen kam er triumphirend zu Herrn Dann und zeigte ihm ein kleines Notizbuch, das er allein gebunden.

„Na, das geht ja!" sagte dieser verwundert, „weißt was? in meiner obern Kammer da steht ein ganzer Korb alter Zeitschriften, — meine Frauenzimmer sind so leselustig, — „Gartenlaube" und „Daheim", „Zu Hause" und „Ueber Land und Meer", die such' mir hübsch aus, wie sie zusammenpassen und bind' sie ein, darfst's nicht umsonst thun, aber, hörst! lesen darfst sie erst, wenn du sie gebunden hast, sonst wirst mir nicht fertig."

Ottokar machte sich rüstig daran, gar lockend winkten ihm

auch die schönen Bilder und Geschichten der Hefte, die er erst lesen sollte, wenn er fertig war.

Richtig, es gelang, er konnte die gebundenen Jahrgänge schön in Reih und Glied stellen und erhielt von Herrn Dann einen anständigen Lohn, den er mit Freuden der Mutter brachte.

Was weiter? Herr Dann's Bibliothek war im Reinen und wieder nichts zu thun; die Mutter seufzte und diese Seufzer drückten den armen Unstern sehr; er war kein Kind mehr, er konnte nicht mehr Schafe hüten, sollte es denn keinen Weg geben, wo er Brod finden könnte für sich und für die Mutter?

Er wußte nicht wie? — aber er lernte mehr und mehr den Denkspruch seines alten Lehrers erwägen: „Befiehl dem Herrn deine Wege und hoffe auf Ihn." Wem's Ernst ist, das Seine redlich zu thun, den wird der liebe Gott nicht im Stich lassen, dachte er, und er fand doch immer wieder ein Körnlein, wenn auch keine volle Ernte.

Herr Dann hatte einen guten Freund, einen Gütervermessungs-Kommissär, oder wie sonst sein langer Titel heißt, der übergab dem neuen Buchbinder auch seine kleine Bibliothek, um sie wieder einzubinden und in Ordnung zu bringen; da hatte er denn doch zunächst wieder Brod, hatte auch viel Genuß und Herzensfreude, denn unter den Büchern waren Gedichte, ein neuer Garten für ihn und ein herrlicher, der ihm bis jetzt noch nicht erschlossen gewesen war. Gleich die erste Strophe, die ihm beim Aufschlagen von Geibels Gedichten in's Auge fiel:

„Und dräut der Winter noch so sehr
Mit zornigen Geberden,
Und nichts als Schnee und Eis umher,
Es muß doch Frühling werden!"

die gieng ihm auf wie ein helles, freudiges Lichtlein auf seinem dunkeln Weg, daß er getrost weiter schritt.

Die Bücher wurden gebunden und die Arbeit ordentlich bezahlt; den Winter durch behielt ihn der Kommissär und beschäftigte ihn mit Schreiberei und Rechenarbeiten, so war doch wieder auf so lange gesorgt für Dach und Fach und genügenden Lohn.

Aber, armer Unstern! der Frühling kam, mit dem begannen des Kommissärs Arbeiten auf dem Lande, dabei brauchte er einen rüstigen Gehilfen, der herumsteigen konnte durch die Felder, um die Vermessungen vorzunehmen; der arme Ottokar war dazu zu schwach und wurde wieder entlassen.

Er sollte Gesellschafter und Vorleser und Pfleger bei einem Torfstichbesitzer werden, einem alten, gichtkranken und wunderlichen Herrn; er freute sich darauf und wollte guten Muthes beginnen. Aber, o Unstern!

„Manches wär' ihm schier gelungen,
Vieles wär' ihm fast geglückt,"

der alte Herr mußte auch geführt, gehoben, getragen werden, das konnte der schwächliche, kümmerliche junge Mann nicht übernehmen, es war mit der Stelle aus, ehe sie angefangen hatte.

So war er wieder bei der Mutter, versuchte sich mit allerlei kunstvollen Papparbeiten, verfertigte zierliche Schreibzeuge und Uhrgestelle in Form von kleinen Tempeln und Altären; gute Freunde kauften sie ihm ab und gaben sie in Lotterieen zu wohlthätigen Zwecken, aber — der Verdienst war gering und waren nicht Viele, die solche Kunstwerke brauchten, und wieder und wieder seufzte die Mutter: „Was soll's werden?" und wieder getröstete sie der arme Ottokar: „Es muß doch Frühling werden!"

Schluß.

Ist aber eben noch nicht Frühling geworden! Auf Erden blüht gar selten ein zweiter Frühling für die Menschenkinder, selbst nicht

für die, denen der erste verkümmert worden; — er bleibt aufgehoben für eine bessere Zeit.

Würde ich nun eine Geschichte nach eigener Erfindung schreiben, so wollt' ich gar gerne zu meinem Vergnügen und zu dem meiner jungen Leser einen ganz prächtigen Schluß herbeiführen, wie ein reicher, unbekannter, edler Mann sich Ottokar's angenommen, oder wie ein steinreicher verschollener Vetter in Amerika urplötzlich gestorben sei und ihm die Mittel hinterlassen habe, seinem Drang nach höherer Ausbildung zu genügen und sich und der Mutter gute Tage zu verschaffen, oder auch nur, wie ein wohlhabender Fabrikherr ihm ein sicheres Plätzchen und lohnende Arbeit in seinem Geschäft gegeben.

Das alles wäre möglich, da ich aber diesmal eine ganz wahrhaftige Geschichte geschrieben, so muß ich auch sagen, daß nichts von all' dem geschehen ist, und daß dem armen Unstern ein Glücksstern noch nicht aufgegangen ist.

Ein Plätzchen hat er gefunden, wo er, wenn auch bei schmalem Brod, arbeiten kann und warten, wie der liebe Gott ihm weiter helfen wird.

Ein wackerer Buchbindermeister, nicht weit von seiner Heimath, hat's mit ihm gewagt, obgleich er kein studierter Buchbinder ist, und beschäftigt ihn mit der leichteren Arbeit, die ihm sein schwächlicher Körper gestattet. Reich belohnen kann sein wohlmeinender Meister ihn nicht, beim besten Willen nicht; er ist ein herzguter Mann, der allezeit zum Geben und zum Leihen Haus und Hand so willig geöffnet hat, daß beide fast leer sind, und der Thaler, den er seinem Gehilfen wöchentlich gibt, ist das Höchste, was er bieten kann.

Ganz ohne Freuden aber ist Unsterns Leben doch nicht neben seinem schlichten Tagewerk. Studieren hat er nicht können, aber von da und dort, in seinem Handwerk, oder als Geschenke, kommen ihm Bücher zu, die ihm helfen, die bescheidenen Kenntnisse aufzufrischen, zu denen er bei Pathe Schulze und bei Herrn Senfft

den Grund gelegt, und die auf der Waide und in der Fabrik eben nicht besonders haben wachsen können; allerlei Dichter und Schriftsteller sind mit Grüßen und Büchergaben schon eingekehrt unter dem Dach des armen Buchbinders und haben ihn heimisch gemacht im Wunderlande der Poesie.

Auch Freunde hat er gefunden, einen Nordländer zumal, der auch unter die Verkürzten der Erde gehört, da er taub ist, sein Ohr verschlossen für Alles, was klingt und singt auf Erden, dem aber doch der Sinn offen geblieben für Denken und Dichten und die Beiden trösten und erheitern sich zusammen mit Lesen und Schreiben, mit künstlichen Räthseln, die der Nordländer dichtet und der Buchbinder löst.

Ein Jünglingsverein seiner Stadt nimmt sich seiner freundlich an, und Bruder Theodor, der in einer großen Seestadt sein bescheiden Brod gefunden, hat schon einmal den Bruder zu sich geladen, und ist ihm Herz und Auge weit aufgegangen und helle geworden bei den Wundern der Reise und der Seestadt.

Seinem Quälgeist, dem groben Filz, konnte Ottokar noch Hilfe leisten auf einem langen qualvollen Krankenlager und er hat ihm keinen Groll mehr nachgetragen. Der gute Herr Biedermann ist bald nach Ottokar's Entlassung im Frieden heimgegangen.

Recht gesund ist der arme Verkrüppelte nie; wie sich seine Zukunft gestaltet, wenn sein jetziger Meister vor ihm sterben sollte, — das weiß er nicht, und ein besonderes Glück wird unserem armen Unstern wohl schwerlich mehr tagen. Aber ein Stern ist ihm doch aufgegangen: der Stern getrosten Glaubens an die ewige Weisheit, die gewiß kein Geschöpf in's Leben rief und im Leiden läßt, ohne ein ewiges Ziel für dasselbe im Auge zu haben, das Vertrauen auf den reichen Vater droben, den wir nicht um Ueberfluß, wohl aber um das tägliche Brod bitten dürfen mit aller Zuversicht.

„Aber das ist eine langweilige Geschichte," meint vielleicht manch' ein junger Leser, „und geht nicht einmal gut aus!" Nun, das Leben selbst sieht eben auch nicht immer unterhaltend aus, und ist doch gut, wenn man's kennen lernt, gerade wie es ist.

Wenn Alle, denen ein freundlicheres Loos gefallen ist, sich dankbar freuen lernen an dem, was ihnen geworden, wenn Solche, die auch ein verkümmertes Loos haben, lernen, kleine Freudenblümchen zu pflücken, getreu sein im Kleinen und ihre Hoffnung setzen auf den reichen Vater im Himmel, dann ist sie doch gut ausgegangen und nicht umsonst geschrieben: die wahrhaftige Geschichte vom armen Unstern.

Der rothe Hof.

Eine Geschichte aus der Marsch.

Allein auf der Welt.

Da, wo sich wie ein weites, grünes Meer am Rande der See die Marsch hinzieht, liegt einsam und stattlich ein großes, schönes Anwesen, „der rothe Hof" genannt. — Woher dieser Name kommt, weiß man eigentlich nicht recht zu sagen, — die Kinder meinen, er komme von dem rothen Ziegeldach her, das eines der ersten war, die man in der Umgegend sah, — Erwachsene flüstern sich zu, es sei einst vor vielen Jahren eine blutige That auf dem Hofe begangen worden, daher komme die Bezeichnung: „der rothe Hof".

Uebrigens macht das Anwesen nun keineswegs den Eindruck, als ob es der Schauplatz grauser Thaten gewesen wäre. Von der Landstraße durch einen breiten Graben getrennt, liegt in einem kleinen, wohlgepflegten Blumengarten, recht freundlich und einladend, das schöne Wohnhaus; dahinter dehnt sich ein weiter Hofplatz aus, auf dem die Ställe und sonstigen Wirthschaftsgebäude stehen. Auf der Seite liegt ein großer Obstgarten, dessen hohe, dichtbelaubte Bäume uns verlockend zunicken, wenn wir auf der staubigen Chaussee vorbeigehen und uns vergeblich nach Schatten und Kühlung sehnen. — Rund um Wohn- und Wirthschaftsgebäude herum dehnen sich weit, weit die fruchtbaren Kornfelder, die üppigen Waiden aus. So

weit das Auge reicht, gehört Alles zu dem rothen Hof, der so still und so stattlich in der tiefen Marscheinsamkeit liegt.

Wie glücklich muß doch der Besitzer von so vielem Reichthum sein! Wie strahlend mag sein Auge oft auf dem ganzen blühenden Gehöfte ruhen! Welch' stolze Pferde, welch' schmucke, kräftige Kühe grasen auf den fetten Waiden, wie lustig gackern die bunten Hühner und schneeweißen Gänse auf dem Hofraum, wie behaglich grunzen die gemästeten Schweine im Stalle! Alles zeugt so recht von Wohlstand und Gedeihen. Selbst die Hütten der auf dem Hofe beschäftigten Taglöhner, die um das Anwesen herumliegen, beweisen durch ihr wohnliches, behagliches Aussehen, daß die vielbeklagte Noth des Arbeiterstandes hier noch nicht bekannt ist.

Auf dem grünen Rasenplatz vor dem Wohnhaus steht ein kleines Mädchen von ungefähr sechs Jahren. Sie hat die Hände in die Schürze gewickelt und blickt theilnahmlos über die brennend rothen Geraniumbeete auf die Landstraße hinaus. Sie hat freilich von dort her nichts zu suchen und nichts zu erwarten, ihr Blick ist zu gleichgültig und leblos; es liegt ein trauriger Zug auf dem schmalen, blassen Gesichtchen. Es ist kein glückliches Kind, das kann man auf den ersten Blick sehen. Und doch ist das kleine, schmächtige Wesen die alleinige Erbin, und bald, vielleicht sehr bald, die einzige Besitzerin des rothen Hofs.

Eine sauber gekleidete, ältliche Frau erscheint unter der Hausthüre.

„Martha! Martha!“ ruft sie mit lauter, etwas gellender Stimme, „komm' herein, Martha! komm' gleich herein, es wird kalt!“ —

Langsam wendet das kleine Mädchen sich um, und folgt mit müden Schritten der Frau in's Haus hinein. Nicht als ob sie noch gerne bei den blühenden Blumen draußen gesessen wäre, — ihr war es einerlei, wo sie sich aufhielt, sie fühlte sich zu matt und schwach, um an irgend etwas Freude zu haben, — ob draußen

oder drinnen, allein war sie ja überall, ganz, ganz allein, bei all' ihrem Reichthum ein armes, armes Kind.

Drinnen im Hause war es stille, todtenstille. Kein Hauch rührte sich auf der großen, mit Marmorfließen belegten Hausdiele, auf der die prachtvoll geschnitzten eichenen Schränke und Truhen standen, in denen die Groß- und Urgroßmütter der Familie ihre Leinwandschätze aufgespeichert hatten. Mühsam öffnete das kleine Mädchen die Wohnstubenthüre und trat leisen Schritts in das dämmrige Gemach, in dem die hohen Bäume, die das Haus umgaben, ein behagliches Halbdunkel verbreiteten. Das Zimmer war recht hübsch eingerichtet, es glänzte von Sauberkeit. Der braune Fußboden spiegelblank, die Mahagonicommode zwischen den beiden Fenstern, der Eckschrank, der kleine Nipptisch, Alles funkelte wie frisch polirt. Sopha und Sessel waren mit schwarzem Damast überzogen; an den Fenstern standen wohlgepflegte, blühende Gewächse; auf dem Tische lag eine feine Decke, darauf eine blendend weiße Serviette. Und doch machte das Ganze keinen freundlichen Eindruck. Es war still, schwül und einsam in dem Zimmer. Es fehlte darin der Hauch eines warmen, frischen, glücklichen Lebens, der sonst dem einfachsten Stübchen einen traulichen Anstrich verleiht.

Neben der Wohnstube lag das Schlafzimmer, in dem drei Betten standen, ein kleines für Martha, eins für ihre Wärterin und ein großes Himmelbett, in welchem eine alte Frau mit welken, eingefallenen Zügen lag, — Martha's Großmutter. Seit sie einst als blühende, junge Frau in dem Hause eingezogen war, dessen Wohlstand sie durch rastlosen Fleiß vermehrt hatte, war eine ganze Generation an ihr vorübergegangen, vor ihr dahingeschwunden. Kräftige Söhne und blühende Töchter hatte sie sterben sehen, — von den beiden jüngsten Kindern, die ihre letzte Hoffnung, ihr Stolz und ihre Freude gewesen waren, hatte sie die schöne, jugendliche Tochter und deren Gatten zu Grabe geleitet, — und der Sohn, — der allein von ihren Kindern noch am Leben geblieben, — der war für sie todt,

ganz todt. Als ihren einzigen direkten Nachkommen erkannte sie nur das blasse, kränkliche Kind an, das jetzt an ihrem Bette saß.

Ob die alte Frau auf ihrem einsamen Krankenlager wohl Zeit gefunden, die Nichtigkeit aller irdischen Schätze zu erkennen, an denen sonst ihr ganzes Herz gehangen? Für wen hatte sie nun gesorgt und gespart? Für wen hatte sie Truhen und Schränke mit Vorräthen gefüllt, und hatte, jedes höhere Interesse verleugnend, nur an Geld und Geldeswerth gedacht?

„Und weß wird sein, das du bereitet hast?“ Früher, an ihrer Kinder Grab, mag die alte Frau wohl an diese Worte gedacht haben, jetzt konnte sie es nicht mehr. Ihre Augen blickten erloschen und ausdruckslos, — starr und unbeweglich lag sie da, nur langsam, langsam strichen ihre gelben, abgezehrten Hände an der weißen Decke herunter.

„Das ist das Todtengreifen,“ sagte die Wärterin, die am Fuße des Bettes stand.

Martha sah sie mit müden Augen an: sie kannte das.

„So hat Mutter auch gethan,“ sagte sie, „ehe man sie in den schwarzen Sarg legte; — kommt Großmutter auch in den schwarzen Sarg?“

„Armes Kind!“ sagte seufzend Frau Dietrichsen, — so hieß die Krankenwärterin, — „ja, sie kommt bald hinein. Du hast dann keinen Menschen mehr, der sich um dich bekümmert, denn deine Verwandten sähen dich am liebsten auch im schwarzen Sarg bei deiner Großmutter.“

Martha verstand den Sinn dieser Worte nicht, sie faßte still eine der bleichen, abgezehrten Hände der alten Frau und hielt sie fest, dann neigte sie das Köpfchen auf das Kissen der Sterbenden, ihre Augen fielen zu. Die Abendsonne drang zwischen den zugezogenen Gardinen der Fenster durch, ihr rosiger Schein malte trügerische Farben auf das bleiche Gesicht des schlummernden

Kindes und auf das noch blässere Antlitz der alten Frau, die still und unbemerkt in den letzten tiefsten Schlaf versunken war.

Sechs Tage später war das stille Haus voll Menschen. Die große Staatsstube mit den vielen Gipsfiguren, der kostbar gestickten Tischdecke und dem ungeheuren Spiegel über der Marmorkonsole war heute geöffnet, der Spiegel aber, wie die Möbeln und all' die schönen Dinge, die darauf standen, war mit weißen Tüchern verhüllt, die große Standuhr war gestellt worden, gleich nachdem die alte Frau ausgehaucht hatte, sie sollte erst wieder gehen, wenn diese unter der Erde lag.

Das ganze Staatszimmer war angefüllt mit schwarzgekleideten Frauen, Verwandte und Nachbarn der Rothen-Hof-Besitzerin, die mit traurigen Gesichtern gehörig Kaffee tranken und Kuchen aßen, was Frau Dietrichsen mit feierlicher Miene wieder und wieder im Kreis herum reichte.

Die Wohnstube draußen war in eine dichte Rauchwolke gehüllt, dort saßen die Männer, rauchten und tranken, sorgfältig bemüht, ihre Gesichter ernst zu erhalten, was angesichts einer so guten, reichlichen Bewirthung keine Kleinigkeit war. Wirkliches Leid fühlte Keiner von all' den vielen Gästen, Keiner trauerte um die Todte, die draußen auf der Diele in dem kostbaren Sarge lag. Die alte, harte Frau hatte wenig Freunde gehabt, und selbst diese mußten ihr die letzte Ruhe gönnen. Hatte sie doch Alles zu Grabe geleiten müssen, was sie liebte, war doch von der ganzen, blühenden Familie nur das kleine Mädchen übrig geblieben, das so bleich und krank hinter dem Sarge stand!

Nachdem die trauernde Versammlung sich gehörig an Kaffee, Wein und Kuchen gelabt hatte, begab sie sich auf die Diele hinaus; dort sprach der Geistliche der nahen Stadt ein paar ergreifende Worte am Sarg, ehe dieser auf einen Wagen gehoben wurde, und

sämmtliche Geladene fuhren in langen Reihen mit ihren Gefährten hinter her, dem Kirchhofe zu. Die kleine Martha durfte nicht mit, doch als die Gäste wiederkamen, mußte sie mit an den gedeckten Tisch sitzen, der mit Braten, Compots und Gemüsen überladen war. Aber das Kind konnte nicht essen; still und traurig saß sie unten an der langen Tafel. So klein sie noch war, so fühlte sie doch, daß heute der letzte Mensch begraben worden, dem sie näher angehört hatte; sie fühlte, daß sie nun allein auf der Welt sei, ganz, ganz allein. —

In der Hand hielt sie krankhaft ein Stück Papier fest.

„Was ist das?" frug neugierig eine der Frauen die Wärterin.

„Ach, Gott!" flüsterte diese, — „das ist ein Bild, das Bild des Claus Steffens, des jüngsten Sohns der alten Frau, den diese vor zwölf Jahren vom Hofe gejagt hat. Sie haben erst vor Kurzem in die Verwandtschaft geheirathet, Sie kennen die traurige Geschichte nicht. Claus Steffens war damals erst sechzehn Jahre alt, aber schon ein abgefeimter Bösewicht, der seine eigene Mutter bestohlen und betrogen hat. Und doch sagt man, obgleich sie ihn verstoßen hat und enterbt, sie habe auf der ganzen Welt keinen Menschen so lieb gehabt, wie ihn."

An der Straße gefunden.

Die Beerdigung mit all' ihren Feierlichkeiten und Ceremonien war vorüber; die kleine Martha war nun alleinige Herrscherin auf dem rothen Hofe. Sie machte aber keinen Gebrauch von ihren Rechten und hatte keine Ahnung von ihrer glänzenden Lage. Frau Dietrichsen hatte neben ihren Pflichten als Martha's Wärterin auch die Oberleitung des Hausstandes übernommen, und herrschte als unumschränkte Gebieterin. Sie sorgte für Martha insofern recht gut, als sie ihr immer satt zu essen gab, ihre Kleider gut im

Stande hielt und darauf achtete, daß das Kind sich nicht erkälten konnte. Sonst bekümmerte sie sich wenig um die Kleine. Die Landwirthschaft besorgte ein alter, lediger Vetter Martha's, zugleich ihr Vormund, ein guter, aber stiller und trockener Mann, der mit dem kleinen, zarten Mädchen gar nichts anzufangen wußte.

Das Kind war ganz und gar sich selbst überlassen. Niemand that ihm etwas zu Leide, aber Niemand nahm sich in Liebe seiner an. Zu lernen brauchte Martha nichts, meinten die Verwandten, das arme Kind stürbe ja doch bald; man konnte ihm auf den ersten Blick schon ansehen, daß es den Keim zum Tode in sich trug. — Sie hatte Niemand, mit dem sie spielen konnte, die Taglöhnerskinder, die manchmal auf den Hof kamen, waren ihr zu laut und zu wild. Eine mitleidige Tante hatte der kleinen Martha einmal eine Puppe geschenkt. Damit wußte sie aber nicht recht umzugehen. Sie trug sie nur auf dem Arm herum, ordentlich mit ihr spielen konnte sie nicht.

Der beste Freund, den Martha hatte, war Karo, der große Hofhund, der, weil er so besonders klug und gutartig war, den Tag über nicht an die Kette gebunden wurde, wie andere Hunde seiner Race. Gleich wenn Martha des Morgens aufgestanden und angezogen war, gieng sie, wenn die Witterung es erlaubte, hinaus in den Hof. Da war denn Karo gleich an ihrer Seite, er folgte ihr in den Garten, und wenn sie an ihrem Lieblingsplätzchen auf der Bank vor dem Hause saß, und über den kleinen Blumengarten weg hinaus auf die Landstraße blickte, so legte er sich ihr zu Füßen und sah sie mit seinen klugen Augen so treu und verständig an, als wollte er sagen:

„Fürchte dich vor gar nichts, kleine Martha! So lange ich bei dir bin, wird dir gewiß nichts geschehen.“

Sonntags wurde Martha immer mit ganz besonderer Sorgfalt angekleidet; es kamen dann gewöhnlich einige ihrer Verwandten angefahren, um nach dem kleinen Mädchen und nach dem großen

Hauswesen zu sehen. Martha durfte mit in der großen Stube sitzen, die Tanten nahmen sie auf den Schooß, sie bekam Kaffee und Kuchen, so viel sie wollte. Aber so recht wohl wurde ihr doch nicht dabei. Sie fühlte unbewußt, daß all' die Liebkosungen, die man ihr spendete, nicht von Herzen kamen und daß unter den vielen, freundlichen Verwandten, die sie küßten und hätschelten, Keiner war, der sie wirklich von Herzen lieb hatte. Das arme Kind hatte Recht; in der Stille wunderten sie sich Alle, daß sie noch so lange lebte, und freuten sich auf das reiche, schöne Erbe.

Es war Sommer gewesen, als sie Martha's Großmutter begraben hatten, es war dann Herbst und Winter geworden, ein früher, kalter Winter. Die kleine Martha durfte nun gar nicht mehr draußen spielen, sie mußte in der Wohnstube beim warmen Ofen bleiben. Wenn Frau Dietrichsen mit ihren Haushaltungsgeschäften fertig war, so setzte sie sich mit ihrem Strickstrumpf zu ihr herein. Auch Vetter Wilhelm kam öfters in die Stube, und legte sich schweigend auf den Sopha mit seiner Pfeife. Mit dem Kinde wußte Keines etwas zu sprechen. Sie saß still hinter'm Ofen oder schaute auch manchmal zum Fenster hinaus in den verschneiten Blumengarten und winkte dem treuen Karo, der traurig vor der Thüre saß, und sehnsüchtig nach dem Fenster blickte, wo das bleiche Gesichtchen seiner Herrin sich zeigte.

Einmal, an einem recht unfreundlichen, trüben Wintertag, stand die kleine Martha so ganz allein und besonders traurig am Fenster. Fast den ganzen Tag war sie mutterseelenallein in der Stube gewesen, da Frau Dietrichsen große Wäsche hatte, und auch Vetter Wilhelm mehr als sonst auf dem Boden beschäftigt war. Es war schon dämmrig draußen und sehr still. Kein Lüftchen wehte über die weiße Schneedecke, die den öden Blumengarten bedeckte; drüben auf der Chaussee fuhr nicht einmal ein Wagen. — Alles schien erstarrt und erstorben in der eisig kalten Winterluft.

Da plötzlich sah Martha eine dunkle Gestalt von der Chaussee

her eilig über die Brücke dem Hause zu kommen. Bald erkannte sie, daß es ein großer, schlanker Knabe von ungefähr zwölf Jahren war; rasch machte er die Hausthüre auf, deren Glocke laut und hell durch's Haus tönte. Die kleine Martha trat neugierig auf die Diele hinaus, Frau Dietrichsen und Vetter Wilhelm eilten von verschiedenen Seiten herbei.

Trotz der scharfen Kälte, die draußen herrschte, glühten die Wangen des Knaben, die hellen Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn.

„O helft! helft!" rief er athemlos, „meine Mutter ist auf der Straße umgefallen, sie stirbt!"

„Wer ist denn deine Mutter, und was ist's mit ihr?" frug Frau Dietrichsen in ihrer etwas langsamen, bedächtigen Art.

„Sie stirbt! sie stirbt!" rief der Knabe weinend, „draußen liegt sie an der Landstraße."

„Da müssen wir gleich helfen," sagte Vetter Wilhelm, — „kommt, Claus und Johann!" rief er zwei Knechten zu, die mit offenem Munde da standen, „ihr könnt' mitgehen."

Frau Dietrichsen war keine hartherzige Frau, sie brummte zwar vor sich hin, von Landstreichergesindel, von unnöthiger Mühe und dergleichen, — aber sie befahl doch den Mägden, in einer kleinen Kammer neben der Küche, in der altes Geschirr stand, eine Streu aufzurichten; sie holte selbst ein reines Leintuch, ein Federkissen und eine warme Decke herbei, um auf alle Fälle ein ordentliches Lager bereit zu haben.

Es war dies auch keine unnütze Vorsorge gewesen; denn kaum war das Bett fertig, so kamen Vetter Wilhelm, der kleine Junge und die beiden Knechte schon wieder zurück. Die Letzteren trugen eine leblose Frauengestalt. Ihr Gesicht war blaß und abgezehrt, die Augen hatte sie fest geschlossen, so daß man nicht sehen konnte, ob sie lebe oder schon todt sei. Ihr Anzug war zwar ärmlich, aber sehr sauber und reinlich, so daß Frau Dietrichsen sie ohne

Zögern auf das vorhin zurechtgemachte Lager bringen ließ, in das sie sogar noch eine heiße Wärmflasche gestellt hatte. Die Wärme schien der fremden Frau wohlzuthun, nach einiger Zeit schlug sie langsam die Augen auf. Aber sie blickte wirr und verwundert umher und schien kaum ihren eigenen Knaben wieder zu erkennen. Auch war sie noch matt, sehr matt; kaum konnte sie die Tasse mit heißem Thee zum Munde führen, die Frau Dietrichsen ihr brachte, und fiel gleich darauf wieder in festen Schlaf.

Der Knabe war seelenvergnügt, daß seine Mutter, die er schon für todt gehalten, nun wieder aufgewacht sei. Frau Dietrichsen nahm ihn in die Küche und bewirthete ihn mit Milch und Butterbrod; auf ihre Fragen erzählte er bereitwillig seine ganze Lebensgeschichte.

„Wir sind aus der Pfalz,“ sagte er, „mein Vater war Weingärtner. Er ist gestorben und da hatten wir gar nichts zu leben. Aber meine Tante aus Amerika, welche meiner Mutter Schwester ist, die schickte der Mutter viel Geld, daß sie nachkommen solle mit mir. Da giengen wir fort und da kamen wir nach Hamburg; dort schliefen meine Mutter und ich in einem Wirthshaus am Hafen in einer Kammer. Als wir aber am andern Morgen aufwachten, da war all' unser Geld gestohlen, das meine Mutter in ihrem Kleide eingenäht hatte.“ —

„Wißt ihr denn nicht, wer es gethan haben kann?“ frug Frau Dietrichsen.

„Ja,“ sagte der Kleine, indem er sie mit seinen schwarzen Augen treuherzig anblickte, — „ein Mann saß am Abend neben uns in der Wirthsstube, der frug meine Mutter, wer sie sei und wohin sie gehe und ob sie auch Reisegeld habe? Alles Mögliche frug er sie, und meine Mutter erzählte ihm Alles, weil er so freundlich war gegen sie und mich. Er ließ meiner Mutter ein großes Glas süßen Wein kommen und ich kriegte auch davon zu trinken. Aber darum schliefen wir auch so fest, daß wir gar nicht aufwachten,

als er des Nachts in unsere Kammer trat. Und das Geld hatte er aus dem Kleide herausgetrennt, ohne daß wir etwas davon merkten."

„Gewiß hat das einfältige Weib dem Kerl erzählt, wo sie es aufbewahrt hatte," sagte Frau Dietrichsen leise für sich hin. — „Wie kommt ihr nun aber hieher?" frug sie den Knaben weiter.

„Als wir am andern Morgen aufwachten," fuhr dieser in seiner ehrlichen Weise fort zu erzählen, „und der Mann war fort und unser Geld auch, da sagten alle Leute, es sei gewiß, daß der es gestohlen habe. Und da er am Tage vorher immer gesagt hatte, er gehöre nach Holstein, wolle wieder dort hinreisen, so dachten sie, da sei er wohl auch hingefahren. Meine Mutter sagte, wir müssen ihm nach, und so giengen wir erst nach Altona und dann mit der Eisenbahn weiter bis Itzehoe. Da stiegen wir aus und liefen zu Fuß. Essen konnten wir uns nicht kaufen, weil wir kein Geld mehr hatten, und meine Mutter wollte nicht, daß ich bettelte; sie sagte, wir müssen ja doch gleich den Dieb finden mit unserem vielen Gelde. Aber zuletzt konnte sie nicht mehr, da fiel sie hier an der Straße um."

„Wie kommt es denn," frug nun Frau Dietrichsen etwas mißtrauisch, — „wie kommt es denn, Kleiner, daß deine Mutter sich nicht zuerst in Hamburg an die Polizei gewendet hat? Die hätte ja den Dieb viel eher ausfindig machen können, als ihr Beide, die ihr hier ganz fremd seid, und nicht einmal Geld genug habt, um weiter zu kommen."

Dem kleinen Knaben traten Thränen in die Augen.

„Ach," sagte er traurig, „das haben sie schon in Hamburg zu meiner Mutter gesagt, aber sie wollte nicht darauf hören. Sie war überhaupt so sonderbar und lief immer in der Stube herum und rief: Ich muß mein Geld wieder haben, mein Geld! mein Geld! Als sie dann hörte, daß der Dieb wahrscheinlich nach Holstein gereist sei, so hatte sie gar keine Ruhe mehr. Ich mußte

ganz schnell mit ihr nach Altona hinüber laufen, da fuhr gerade die Eisenbahn ab und da setzten wir uns gleich hinein. Unterwegs sagte sie fast gar nichts, als immer wieder und wieder: Ich muß den Dieb kriegen, ich muß mein Geld wieder haben."

„Du lieber Gott!" rief Frau Dietrichsen, indem sie die Hände über dem Kopf zusammenschlug, „da wäre die Person am Ende verrückt!" —

Der Knabe sah sie erschrocken an und fing dann laut an zu weinen.

„Dummes Zeug," sagte Frau Dietrichsen, „sei froh, daß du nicht mehr allein mit ihr auf der Landstraße bist. — Du kannst dich nun erst satt essen und nachher bei deiner Mutter schlafen."

Hierauf nahm sie ihren großen Schlüsselbund und gieng brummend ihren Haushaltungsgeschäften nach.

„Da habe ich mir eine schöne Last aufgebunden," seufzte sie im Hinausgehen leise vor sich hin.

Der Junge saß noch immer weinend am Feuerherd. Martha setzte sich stille neben ihn und sah ihn mitleidig an.

„Wie heißt du denn?" frug sie nach einer Weile fast schüchtern; der große Junge, der so weit herkam und so viel zu erzählen wußte, kam ihr recht merkwürdig vor.

„Karl Hartmann," sagte der Knabe, indem er sich die Augen trocknete und das kleine Mädchen freundlich ansah, — „du heißt Martha, denn so hat dir die dicke Frau gerufen. Ist die dicke Frau deine Mutter?"

„Nein," sagte Martha, indem sie traurig den Kopf schüttelte, „ich habe keine Mutter mehr und auch keinen Vater, und meine Großmutter ist nun auch todt." —

Karl sah sie theilnahmsvoll an. Das kleine Mädchen war doch noch ärmer als er, obgleich sie in einem so schönen Hause wohnte und satt zu essen hatte. Sie sah auch so traurig und verlassen aus.

„Ich will dir morgen ein Schiff machen," sagte er, „gerade so, wie sie auf dem Rhein fahren."

„Der Rhein? — was ist denn das?"

„O, weißt du das nicht?" rief Karl; seine Augen glänzten, und er fing an, dem kleinen Marschkinde von seiner schönen Heimath zu erzählen, von dem grünen Rhein und von seinen lachenden Ufern, von seinem Heimathdorfe am Fuße der hohen Weinberge, von den lustigen Herbstfesten und der fröhlichen Kirchweih.

Wenn die kleine Martha auch nicht Alles verstand, so mochte sie doch für ihr Leben gern zuhören. Ihr hatte noch Niemand sonst irgend etwas erzählt. Sie hatte gar nicht gewußt, daß es irgendwo anders sein könne, als auf der Marsch. Es war ihr recht ungelegen, als Frau Dietrichsen kam, um sie zu Bett zu bringen, obgleich es eigentlich viel später war, als sonst. Sie freute sich schon auf den andern Morgen und auf das versprochene Schiff, und träumte die ganze Nacht von ihrem neuen Spielgefährten.

Dieser hatte keine so ungestörte Nachtruhe wie sie. Der Schlaf seiner Mutter wich bald einer fieberhaften Aufregung. Sie richtete sich in ihrem Bette auf und rief laut nach ihrem Gelde und nach dem Dieb, und ergieng sich dann in allerlei wilden Fieberphantasieen.

Als Frau Dietrichsen am andern Morgen nach der Kranken sah, hatte ihr Zustand sich keineswegs gebessert, sie war noch nicht bei Besinnung und phantasierte immerfort. Der Arzt, der von Zeit zu Zeit auf dem Hofe vorfuhr, um sich nach der kleinen Martha Befinden zu erkundigen, und der zufällig auch heute eintraf, wurde zu der armen Frau geführt. — Er schüttelte bei ihrem Anblick bedenklich den Kopf, und meinte, sie könne am Ende noch das Nervenfieber bekommen.

Das war für Frau Dietrichsen eine Schreckensbotschaft; sie weinte und jammerte.

„Ach, du lieber Gott!" rief sie wieder und wieder, „was habe ich dumme Person mir für eine Last aufgebürdet! Das fremde

Weib wird uns alle mit ihrer Krankheit anstecken. Sie muß gleich aus dem Hause, das wird noch das Beste sein."

„Frau Dietrichsen," sagte der alte Vetter Wilhelm, der sonst nicht viel in ihre Anordnungen dreinredete, sehr ernst und bestimmt, „das kann nicht geschehen. Es war gut und schön von Ihnen, daß Sie die arme Frau in ihr Haus aufgenommen haben: Sie müssen nun aber Ihre gute That auch weiter ausüben, und die Kranke nach besten Kräften pflegen. Sie jetzt aus dem Hause zu werfen, wäre eine große Sünde, so schlimm wie ein Mord."

Frau Dietrichsen sah selbst ein, daß der alte Mann Recht hatte und fügte sich seufzend in das unvermeidliche Uebel. Die Kranke war ihr auch nicht lange mehr zur Last. Am Abend des zweiten Tages schon wurde sie matter und matter; das Bewußtsein schien zwar wiederzukehren, die wilden Fieberphantasieen ließen nach, aber die Kräfte schwanden zusehends. Einen Blick voll Liebe warf die arme Frau noch auf ihr Kind, das schluchzend an ihrem Lager kniete, dann blickte sie flehend auf Frau Dietrichsen und Vetter Wilhelm, der zufällig auch herzugetreten war, und sank dann todt in ihre Kissen zurück. —

Wieder eine Waise.

Es waren kaum vier Monate verflossen, seit sie den kostbaren, reich mit Sammt beschlagenen Sarg der alten Hofbesitzerin nach dem Kirchhofe geführt hatten, und schon wurde wieder eine Leiche aus dem rothen Hof zum Gottesacker gebracht. Doch dieser folgte keine lange Reihe von Wagen, und keine schwarzgekleideten Verwandten, nur ein weinender Knabe saß neben dem schmucklosen Sarg, der die irdische Hülle eines liebenden Mutterherzens barg.

Die kleine Martha stand am Fenster und sah traurig dem Wagen nach, der etwas schneller fuhr, als er eigentlich hätte fahren sollen.

Frau Dietrichsen saß mit ihrem Strickstrumpf am Ofen und Vetter Wilhelm rauchte seine Pfeife auf dem Sopha.

„Was wollen Herr Steffens nun mit dem Jungen anfangen?" frug Frau Dietrichsen, die mit einem Seufzer der Erleichterung die Leiche hatte wegfahren sehen.

Der Alte zuckte die Achseln.

„Ich muß ja wohl an die Behörde schreiben," meinte er, „der Kleine wird dann in seine Heimath transportirt werden, wo er vielleicht Verwandte hat. Jedenfalls muß seine Gemeinde für ihn sorgen."

„Karl soll doch nicht fort!" rief Martha, die aufmerksam zugehört hatte, erschrocken.

„Soll er denn hier bleiben, dummes Kind?" frug der Vetter lächelnd.

„O, laß ihn doch hier!" bat die Kleine flehentlich, mit Thränen in den Augen, „laß ihn hier! Er kann mir so schön erzählen, und ein Schiff hat er mir auch gemacht. O bitte, bitte, Onkel Wilhelm, laß ihn hier bleiben!"

Der alte Mann schaute das Kind verwundert an, er hatte sie noch nie so erregt gesehen.

„Nun ja," sagte er endlich, „brauchen kann man so einen kleinen, gewandten Burschen schon auf dem Hofe. Man kann ihm wohl so viel zu thun geben, daß er sein Brod verdient und du kannst auch einen Spielgefährten brauchen, armes Kind! bist ja immer allein. Hast schließlich auch ein Wort mitzureden, da du die Herrin des Hofes bist."

„Und dann kann ich Ihnen sagen, Frau Dietrichsen," fuhr der alte Mann fort, indem er sich an diese wandte, die etwas bedenklich mit dem Kopf schüttelte, „ich kann den Blick nicht vergessen, mit dem die arme, todte Person mich zuletzt noch angesehen hat, als wolle sie sagen: Nimm dich doch meines verlassenen Kindes an! — So denke ich, kleine Martha, wir können dir vorderhand deinen neuen Kameraden lassen." —

Frau Dietrichsen mochte damit einverstanden sein oder nicht, — da Vetter Wilhelm nun einmal den Beschluß gefaßt hatte, lag es nicht in ihrer Macht, ihn zu ändern. Schließlich war sie auch einigermaßen erleichtert, daß die kleine Martha nun den Tag über Unterhaltung hatte, sie wußte doch nichts mit dem Kinde anzufangen. Auch die Verwandten sagten nicht viel dagegen, als ihnen gelegentlich von dem neuen Ankömmling erzählt wurde; ihnen war es einerlei, ob eine Person mehr oder weniger auf dem Hofe beschäftigt wurde. Und dann, wie kurze Zeit dauerte es wohl noch, bis die kleine Besitzerin ihren heimgegangenen Lieben folgte! — wenn bis dahin der junge Knecht sich nicht als tüchtig erwies, so konnte er ja immer noch weggeschickt werden.

Der neue Spielgefährte.

Die kleine Martha lebte ganz auf mit ihrem neuen Spielgefährten. Er war so ganz anders als die Taglöhnerskinder auf dem Hofe, so viel lebendiger und aufgeweckter. Sie hatte bisher so still vor sich hingelebt, ohne zu wissen, wie schön und gut sie es in mancher Beziehung hatte. Nun, da sie die Freude und das Interesse des kleinen Karl an dem Hofe und seiner Umgebung sah, gieng ihr eine ganz neue Welt auf.

Zu thun hatte der kleine Knecht bald genug, so daß er nicht viel mit ihr spielen konnte; aber es war ihr schon ein großer Genuß, wenn sie ihm bei seinen Arbeiten zusehen durfte. Gleich Morgens, wenn sie angekleidet war, gieng sie mit ihm nach dem Hühnerstall. Dort suchten sie zusammen Eier. Das war ein Vergnügen, wenn diese so schneeweiß aus dem gelben Stroh hervorblickten, und wie nett war es dann, der gackernden Hühnergesellschaft Futter hinzustreuen; wie rasch kamen sie da herbeigeflogen. Karl kannte jede einzelne Henne, jede hatte ihren Namen; bald hatte Martha wie er ihre besonderen Lieblinge darunter. Auch wenn Karl den

kleinen Kälbern ihr Futter brachte, begleitete ihn Martha. Sie war früher so gleichgültig an den stummen Thieren vorbeigegangen. Nun aber Karl ihr zeigte, wie eigentlich keines eben so aussah wie das andere, wie jedes sein besonderes Wesen an sich hatte, gewann sie sie auch lieb, streichelte sie und hatte ihre Freude daran, wenn es ihnen gut schmeckte.

Ueberall hin konnte Martha dem kleinen Freunde freilich nicht folgen, er wurde zu gar zu vielen Dingen verwendet: bald mußte er den Mädchen Feuerung und Wasser in die Küche tragen, dann mußte er Frau Dietrichsen irgend etwas aus dem Keller oder vom Boden herunter holen, oder hatte Vetter Wilhelm einen Auftrag in Stall oder Scheune für ihn. — Alle konnten die Dienste des flinken, gewandten Burschen wohl gebrauchen. Er war auch zu Allem willig und geschickt, keine Arbeit war ihm zu viel; man sah ihn immer freundlich und gefällig. Das arme Kind hatte in seiner frühen Jugend schon so bitter unter den Entbehrungen der Armuth gelitten, er hatte viel gehungert und gefroren, so daß es ihm nun recht wohl war in der neuen, behaglichen Heimath, wo er immer satt zu essen bekam und wo er nach der Arbeit des Tages am warmen Ofen ausruhen durfte.

Abends in der Dämmerung rief Vetter Wilhelm ihn in die Stube herein, da durfte er bei der kleinen Martha sitzen. Dann erzählte er ihr mit leiser Stimme von seiner fernen Heimath, — von seinem Vater, den er sich nur bleich und abgezehrt auf der Bahre liegend denken konnte; von seiner Mutter, die sich oft ihr einzig Stück Brod am Munde abgedarbt hatte, um es ihm zu geben. Er erzählte, wie er manchmal halb starr vor Kälte in den Wald hätte gehen müssen, um unter Schnee und Eis die dürren Stücke Holz aufzusammeln, damit seine Mutter doch ein kleines Feuer im Ofen erhalten konnte. — Der kleinen Martha fiel es nun erst ein, wie gut sie es habe, daß sie immer Speise, Trank und warme Kleider im Ueberfluß hatte.

Aber nicht lauter traurige Erinnerungen waren es, die Karl von seinen ersten Kinderjahren zu erzählen wußte. Wenn er Winters frieren und hungern mußte, im Sommer war's doch schön gewesen! Da konnte die Mutter leichter etwas verdienen, oft legte auch ein Dampfschiff an, er konnte Reisenden ihr Gepäck tragen, einen Weg zeigen, und hatte so manchen Groschen bekommen. Und wie schön hatte man spielen können am Ufer des blauen Rheins, Berge bauen und Bächlein graben im Sand und Kies, hie und da auch hinausfahren mit einem kleinen Boot. Am allerherrlichsten aber war's gewesen zur Zeit der Weinlese, wo nicht nur die Gäste, auch die Arbeiter mit Lust und Singen hinauszogen und die Berge wimmelten von fröhlich geschäftigen Menschen! Da stiegen Abends feurige Raketen und Leuchtkugeln in die Luft, lustige Schüsse donnerten nieder von allen Höhen und lange glänzende Fackelzüge wallten zum Dorfe nieder unter lauten, jubelnden Gesängen.

Karls Augen wurden feucht, wenn er von diesen fröhlichen Tagen redete; mit strahlenden Blicken hörte ihm die kleine Martha zu.

Aber eine ganz neue, ungeahnte Welt gieng ihr auf, wenn Karl ihr von den andern wunderbaren Märchen und Geschichten berichtete, die man sich am Rhein erzählt: von den weißen Nixen, die in stiller Nacht aus den mondbeglänzten Wassern hervortauchen; von den stolzen Rittern, die vor langen Jahren droben auf den Bergen in den nun zerfallenen Burgen gehaust haben; von den Zwergen und Wichtelmännchen, die unter der Erde ihr Wesen treiben; von der Lorelei, die hoch oben auf dem Felsen ihre goldenen Haare kämmt und mit ihrem wunderbaren Gesang den Schiffer in's Verderben lockt. —

Martha konnte nicht müde werden zuzuhören, denn von all' diesen seltsamen Dingen hatte sie noch nichts gewußt. Den Kindern auf der Marsch werden keine Märchen erzählt, sie dürfen nur erfahren, was wirklich geschehen ist und was sie begreifen können. Es war gut, daß Frau Dietrichsen nicht darauf achtete, was Karl

der kleinen Martha alles vorsagte, sonst hätte sie gewiß gescholten. So aber hörte nur der gute Vetter Wilhelm hie und da einige Bruchstücke davon von seinem Sopha aus, und der hatte selbst seine heimliche Freude daran.

Karo, Martha's alter Spielkamerad, wurde durch den neuen Gefährten nicht verkürzt, er war bald der gemeinsame Freund und Genosse der Kinder, ließ sich von Karl allerlei Kunststücke lehren, und war fast so anhänglich an ihn, wie an seine kleine Herrin.

Was der Weihnachtsabend bringt.

„Ich bin nun schon vier Wochen hier," sagte Karl eines Abends zu der kleinen Martha, — „es sind nur noch acht Tage bis Weihnachten. Freust du dich auf Weihnachten?"

„O ja," sagte Martha etwas kühl; „ich freue mich schon, da essen wir bunten Mehlbeutel mit viel Rosinen und Schweinsbraten."

„Bekommst du denn keinen Baum?"

„Einen Baum, nein, was thut man denn um Weihnachten mit einem Baum?"

„O, Frau Dietrichsen," rief Karl dieser zu, die eben in's Zimmer trat; „Martha weiß nicht, was ein Weihnachtsbaum ist! Zündet man ihr denn keinen an?"

„Unsinn," sagte Frau Dietrichsen, „was werde ich wegen dem einzigen, kränklichen Kinde solche Umstände machen! Dir wird deine Mutter auch keinen Baum angezündet haben, dummer Junge."

„O ja," sagte Karl eifrig, „das Christkind brachte mir jedes Jahr einen Weihnachtsbaum; er war nur klein, auch hingen nicht so viele schöne Sachen daran, wie bei den Kindern im Pfarrhaus, aber er war doch ganz voll von Lichtern, und zwölf Nüsse und sechs Aepfel hiengen auch daran."

„Was ist denn das Christkind?" frug Martha neugierig.

„Das weißst du nicht?“ frug Karl erstaunt. „Das ist ja der liebe Heiland, der ist als ein ganz kleines Kind auf die Welt gekommen, um die Menschen zu erlösen, und daß wir Kinder uns recht darüber freuen sollen, kommt er jedes Jahr am Weihnachtsabend wieder als ein kleines Kind zu uns vom Himmel herunter, und bringt uns einen Tannenbaum mit vielen hellen Lichtern daran, und was die reichen Kinder sind, die kriegen noch viel andere schöne Sachen dazu.“

„Ich wollte, das Christkind brächte mir auch einen Weihnachtsbaum,“ sagte die kleine Martha.

Frau Dietrichsen aber nahm Karl auf die Seite und schalt ihn tüchtig aus:

„Dummer Bengel,“ sagte sie, „was brauchst du dem Kinde so etwas vorzusprechen! Es thäte nun wahrhaftig Noth, ich liefe selbst nach der Stadt hinein und kaufte dort einen Tannenbaum, bei dem man einen Tag lang stehen kann, um ihn aufzuputzen. Das thue ich aber nicht, hörst du? Du sagst also nichts mehr von einem Tannenbaum, dann vergißt sie's auch.“

Karl sagte auch nichts mehr davon zu der kleinen Martha, aber in der Stille dachte er sich: „Sie muß doch einen Baum haben.“

Zwei Tage vor Weihnachten mußte Karl in die Stadt auf den Weihnachtsmarkt, um verschiedene Einkäufe für Frau Dietrichsen zu machen. Zugleich besah er sich die Tannenbäume, die an diesem Tage zum Verkauf aufgestellt waren. Einen großen konnte er freilich nicht erstehen, denn seine ganze Baarschaft bestand aus zwölf Schillingen, die er an den vier Sonntagen, welche er auf dem rothen Hofe gewesen, von Martha's Verwandten für's Anschirren der Pferde bekommen hatte. Doch für fünf Schillinge bekam er schon einen ganz netten, kleinen Baum; für sein übriges Geld kaufte er Lichter, buntes Papier und ein paar Zuckerkuchen, damit schickte er sich seelenvergnügt zum Heimweg an. Aber über all' seinen Ein-

käufen war es spät geworden; mit Sorge dachte Karl daran, wie ihn im Hause eine tüchtige Ladung Scheltworte von Frau Dietrichsen erwarten würde. Und, — wie sollte er es machen, um unbemerkt in's Haus zu kommen? Von der Landstraße aus, die gerade um den Hof herum eine scharfe Krümmung machte, konnte man ihn von den Fenstern des Hauses aus schon von Weitem kommen sehen, und der Tannenbaum ließ sich eben gar nicht verstecken, und doch durfte Frau Dietrichsen ihn um keinen Preis sehen, denn sie würde ihm gewiß die Freude nicht gönnen, die kleine Martha damit zu überraschen.

Als Karl so recht nachdenklich einherschritt und traurig über die weite, weiße Chaussee blickte, fiel ihm plötzlich auf, daß an der Seite sich ein schmaler Fußweg abzweigte, der in gerader Richtung nach dem Hofe zu führen schien. Wie, wenn das ein näherer Weg wäre? Wie von einem unwiderstehlichen Drange getrieben, schlug Karl den ihm so gänzlich unbekannten Pfad ein. Es war ein schmaler Weg, der sich zwischen den Feldern hinzog, sich bald zu verlieren schien, bald vor einen Graben mündete, den Karl aber mit leichter Mühe überspringen konnte. Er schien fast nie betreten zu werden, aber er führte in schnurgerader Richtung nach dem Hofe, den Karl nun in einer halben Stunde erreicht hatte, während er auf der Chaussee beinahe eine ganze Stunde gebraucht hätte. Und dann kam er auf der Rückseite des Hauses an, so daß er unbemerkt von Allen seine Last in einer Ecke des Stalls verbergen konnte. Karl dachte bei sich: gewiß hat mir das Christkind diesen Weg gezeigt, damit die kleine Martha doch ihre Weihnachtsfreude habe. —

Es war Weihnachtsabend. Das ganze Haus war von oben bis unten rein gescheuert worden, die Knechte und Mägde saßen in der Küche um den Tisch und speisten Mehlbeutel und Schweinsbraten. Ein großer Mehlbeutel, ganz bunt von Rosinen, stand auch im Zimmer auf dem Tisch, daneben ein duftender Braten,

den sich Vetter Wilhelm und Frau Dietrichsen trefflich schmecken ließen. Die kleine Martha saß bei ihnen, sie konnte nicht viel von der schweren Speise essen. Ganz in der Stille dachte sie, wie schön es wohl wäre, wenn ihr das Christkind nun einen Tannenbaum brächte.

Da gieng plötzlich die Thüre auf, ein heller Lichtschein drang herein, es erschien eine weiße Gestalt, die einen hübschen, mit bunten Papierketten, Kuchen und strahlenden Lichtern geschmückten Weihnachtsbaum vor Martha hinsetzte und dann verschwand.

Gleich darauf trat Karl in's Zimmer. Martha lief ihm jubelnd entgegen.

„O, Karl! Karl! sieh', das Christkind hat mir auch einen Weihnachtsbaum gebracht!"

Und das sonst so ruhige, ernste Kind faßte Karls beide Hände und tanzte jauchzend mit ihm um den Baum herum, ihre Augen strahlten noch heller als die brennenden Lichter.

Frau Dietrichsen, die wohl errieth, wer die weiße Gestalt gewesen war und wer den Baum aufgeputzt hatte, hätte gern mit Karl gescholten; aber sie war doch zu gutmüthig, um der kleinen Martha ihre Freude dadurch stören zu wollen. Auch wagte sie es nicht Vetter Wilhelms wegen, der ganz gerührt auf die glücklichen Kinder blickte, und sogar, sie sah es ganz deutlich, dem Jungen einen ganzen Thaler in die Hand drückte und leise zu ihm sagte:

„Da, nimm, mein Junge, du sollst doch auch eine Freude haben." —

Karl war ganz verblüfft über dies unerwartete Geschenk. Er war durch die Freude der kleinen Martha schon genug für seine Mühe belohnt gewesen, es war ihm eigentlich gar nicht recht, daß Vetter Wilhelm ihm noch Geld dafür bot. Als er aber in die freundlichen Augen des alten Mannes blickte, so merkte er, wie gut dieser es meine, und dankend steckte er das Geld ein. Er hatte noch nie so viel auf einmal besessen. Dann wandte er sich wieder

zu Martha, die nicht satt werden konnte, den Baum zu bewundern und sich darüber zu freuen.

Die Lichter waren schon beinahe abgebrannt und Frau Dietrichsen fieng an, Anstalten zu machen, um Martha zu Bette zu bringen, als man plötzlich draußen den Hund bellen hörte. Die Hausthüre öffnete sich geräuschvoll, und noch ehe Frau Dietrichsen hinausgehen konnte, um nachzusehen, wer zu so später Stunde noch komme, kam ein großer, schöner, noch junger Mann in's Zimmer. Rasch gieng er auf den alten Vetter zu und schüttelte ihm die Hand, dann hob er die kleine Martha in die Höhe und küßte sie.

„Guten Abend, mein Kind," sagte er mit wohlklingender Stimme, „du kennst mich wohl nicht, — aber ich glaube dich zu kennen, — du hast die Augen meiner Schwester. — Ist es ihr Kind, Vetter Wilhelm?" —

„Herr Gott, Claus Steffens!" rief Frau Dietrichsen und schlug, halb erschrocken, die Hände über dem Kopfe zusammen, „Martha, das ist dein Onkel."

„Bist du mein Onkel?" frug Martha, — „du siehst gerade so aus, wie das Bild, das die Großmutter gehabt, sie hat es immer bei sich getragen."

Der kleine Karl stand in der Ecke und sah stumm auf den fremden Mann, der Martha auf den Schooß genommen hatte und sie mit Liebkosungen überhäufte.

„Der sieht dem Manne gleich, der meiner Mutter Geld gestohlen hat," sagte er leise vor sich hin; „aber wenn es der kleinen Martha Onkel ist, so kann das ja nicht sein."

Der verlorene Sohn.

„Ja, Vetter," sagte am andern Morgen der verloren Geglaubte, indem er sich behaglich auf dem Sopha ausstreckte und zu dem von Frau Dietrichsen trefflich bereiteten Kaffee eine feine Cigarre rauchte, — „ja, Vetter Wilhelm, ich bin weit in der Welt herum gekommen in den zwölf Jahren, die ich von meinem Vaterhause verbannt gewesen bin. Ich habe gehungert und gearbeitet, ich habe viel gesehen und bin vielerlei gewesen, ich habe Holz gehauen und Steine geklopft und Aecker umgegraben. Manchmal hatte ich Geld im Ueberfluß, aber in Amerika ist viel Wind, der hat es mir immer wieder weggeblasen, noch ehe es mir fest in der Tasche steckte. Am Ende dachte ich, wenn du zu Hause arbeitest, wie du hier arbeiten mußt, so kannst du's in der alten Welt eben so weit bringen, wie in der neuen, und kannst dir noch dazu die Verzeihung deiner Mutter wieder erwerben und auf dem rothen Hof ein behagliches Leben führen. Ich sehnte mich nach meiner Heimath, Vetter Wilhelm und nach meinem schönen Besitzthum und als ich mir wieder ein Bischen zusammen verdient hatte, so schiffte ich mich dafür nach Hamburg ein."

„Hast du," unterbrach Vetter Wilhelm den Erzähler, „in all' der langen Zeit wohl einmal den Versuch gemacht, deiner Mutter Verzeihung zu erwirken?" —

„Ich habe," erwiderte Claus, „vor sechs Jahren an meine Schwester geschrieben, und klopfte ein Bischen auf den Busch, ob mich die Alte wieder zu Gnaden annehmen würde, wenn ich als reuiger Sünder vor sie träte. Sie erwiderte nichts, nur von ihrem Manne erhielt ich ein paar Worte zur Antwort; er schrieb, daß seine Frau krank sei, und daß sie ihm den Auftrag gegeben habe, mir die Geburt ihrer kleinen Tochter anzuzeigen. Sobald sie wieder besser sei, werde sie suchen, bei meiner Mutter für mich Verzeihung

zu erwirken. Jetzt könne sie das noch nicht, da bei ihrer großen Schwäche der Arzt ihr streng jede Aufregung untersagt habe. Und ohne Sturm, meinte mein Schwager, würde es nicht abgehen, wenn von mir die Rede sei; denn bis jetzt habe es noch kein Mensch gewagt, meinen Namen vor meiner Mutter zu nennen. — Mit diesem Troste mußte ich mich begnügen, Vetter; denn in all' dieser Zeit habe ich nichts mehr von meiner Familie gehört. Man soll Todten nichts Böses nachsagen, sonst würde ich die Vermuthung aufstellen, meine Schwester habe nie den Versuch gemacht, meiner Mutter Verzeihung für mich zu erwirken, es lag ja auch schließlich in ihrem Interesse, wenn ich weg blieb." —

„Du thust deiner Schwester Unrecht," sagte Vetter Wilhelm sehr ernst; „sie hat dich lieb gehabt, und hätte ihr Herzblut hingegeben, wenn sie damit deiner Mutter Verzeihung hätte erkaufen können. Sie hatte das Nervenfieber, als sie deinen Brief erhielt; als sie ihn gelesen, steigerte sich bei ihr das Fieber dergestalt, daß ihre schon vorher geschwächte Kraft darunter erlag; sie starb, ohne wieder zur Besinnung zu kommen, am Tage darauf. Dein Schwager muß deinen Brief gleich beantwortet haben, nachdem er ihn gelesen, denn von der Leiche seiner Frau wurde er krank weggetragen; er starb kurz darauf auch am Nervenfieber. Ich erinnere mich, daß er auf seinem Todtenbette deiner Mutter deinen Brief hinreichte, doch sie zerriß ihn, ohne ihn gelesen zu haben."

„Ich hätte mir das denken können," sagte Claus, indem er sich auf die Lippen biß, „ich wagte auch keinen weitern Versuch mehr, mich ihr wieder zu nähern, bis ich mich endlich nach Hamburg einschiffte. Als ich aber wieder die deutsche Erde unter den Füßen hatte, da fiel mir Alles wieder so recht deutlich ein, was zwischen mir und meiner Mutter vorgegangen. Ich fürchtete mich vor der Alten und ihrem Willkomm, und als ich zufällig ein Geschäft machte, das mir einhundert Thaler eintrug, reiste ich damit, statt hieher, nach Paris. Dort ist aber auch kein guter Boden

für die harten Thaler; so leicht es ist, sie los zu werden, so schwer ist's, sie wieder zu finden. Eines schönen Morgens war mein Beutel leer und guter Rath theuer. Da fiel mir zufällig eine deutsche Zeitung in die Hand, die eine ‚letzte und dringende Aufforderung' an mich enthielt, mich, wo ich auch sei, vor Gericht zu stellen, um mein Erbtheil in Empfang zu nehmen, da meine Mutter gestorben sei. Morgen will ich mich nun bei dem Gerichte melden, und denke, ich bin dann der rechtmäßige Herr des rothen Hofs."

„Dem ist nicht so," sagte der alte Vetter, indem er aus seiner kurzen Pfeife eine tüchtige Rauchwolke in die Stube blies, „dem ist nicht so, Claus Steffens. Wohl sind deine Geschwister alle todt, und bist du demnach der nächste Erbe. Aber in ihrem Testamente hat deine Mutter ihr Besitzthum dem einzigen Kinde deiner jüngsten Schwester vermacht. Du, als ihr einziger, und, wie sie hinzufügt, leider ungerathener Sohn, bist auf den bloßen Pflichttheil herabgesetzt. Bei dem Werthe, den in gegenwärtiger Zeit die liegenden Güter haben, ist das nun allerdings nicht viel im Verhältniß zu dem Hofe, doch ist es immerhin genug, um anständig leben zu können, und ein Mensch, der arbeiten will und kann, kann damit den Grund zu einem sehr ansehnlichen Wohlstand legen."

Mit diesen Ansichten schien der junge Mann aber ganz und gar nicht einverstanden zu sein.

„Ich habe genug am Arbeiten, Vetter!" sagte er mit einem Seufzer, „ich glaubte, ich hätte mich nun genugsam abgequält und meine Sünden gehörig gebüßt. Ich hoffte, mich jetzt auf meiner Besitzung ausruhen zu können. Als Herr des rothen Hofes wollte ich ein neues Leben beginnen und meine Güter ordentlich und fleißig bewirthschaften. Nun soll ich mich auf's Neue draußen in der Welt herum stoßen lassen! Das ist hart, Vetter Wilhelm."

Wieder stieß der junge Mann einen schweren Seufzer aus, und blickte so tief und traurig enttäuscht vor sich nieder, daß der gutmüthige Vetter ordentlich Mitleiden mit ihm hatte.

„Deine Lage ist wirklich so schlimm nicht, Claus," — sagte er in tröstendem Tone, „du bist jung und gesund und hast über ein ganz nettes Kapital zu verfügen. Mancher Andere wäre froh, wenn er mit so viel in die Welt hinein könnte."

„Ja!" rief Claus Steffens heftig, — „aber Andere sind auch nicht großgezogen worden in der Hoffnung auf ein einstiges, großes Besitzthum!

„Meine älteren Brüder starben, als ich noch ein kleines Kind war. Ich war der männliche Erbe meines elterlichen Hofes. Das ist mir wieder und immer wieder gesagt worden, von allen, mit denen ich in Berührung kam. Als kleiner Knabe schon wußte ich, daß ich reich sei, und daß man mit Geld sich Alles erkaufen könne. Wenn ich andere Jungen arbeiten sah und lernen, um einst einen Beruf ausfüllen zu können, mit dem sie sich ihren Lebensunterhalt verdienen mußten, — so wußte ich, daß ich, ohne zu arbeiten und zu lernen, doch einst reicher sein würde, als sie alle. Mein Vater war früh gestorben, meine Mutter war strenge, sehr strenge gegen mich. Ich wurde knapp im Gelde gehalten, ich mußte, wenn ich Abends von der Schule heim kam, noch tüchtig mit an die Arbeit. Das hielt ich für überflüssige Härte. Wo ich konnte, trachtete ich der Arbeit zu entfliehen. Wenn meine Mutter mir kein Geld geben wollte, so suchte ich mir's auf alle mögliche andere Weise zu verschaffen. Es waren immer genug Leute da, die mir höchst bereitwillig Geld liehen, so viel ich wollte. Als sie es aber wieder von meiner Mutter forderten, — hu! da gab es einen Höllenspektakel. Sie bezahlte natürlich, erklärte aber, daß sie dies nie wieder thun würde. Ich wurde Knall und Fall von der gelehrten Schule genommen, und mußte auf dem Hofe wie ein Knecht arbeiten. Das kam mich sauer an, doch ein halbes Jahr lang hielt ich es aus. Ich wurde konfirmirt und hatte mich die ganze Zeit der Vorbereitung über gut gehalten. Als ich am Einsegnungstage mit den andern Kindern vor dem Altare kniete, als unser würdiger

Pastor mir den Spruch zurief: ‚Welchem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern,‘ — da war ich voll guter Vorsätze. Nach der heiligen Handlung fiel ich meiner Mutter um den Hals und gelobte ihr, künftig ein guter Sohn zu werden. Sie küßte mich, was sie sonst noch nie gethan, und in ihrem Auge sah ich, was ich noch nie darin gesehen, — eine Thräne.“

Einen Augenblick schwieg Claus Steffens, er fuhr sich mit der Hand über die Stirn, als wollte er die Erinnerung an vergangene Zeiten verscheuchen, — dann zündete er sich eine neue Cigarre an, und sagte, mit kurzem Lachen:

„Lang dauerte meine Frömmigkeit freilich nicht, — es verdroß mich bald, daß ich nach wie vor arbeiten mußte, und nicht ausgehen durfte. Meine Schulfreunde und andere junge Leute kamen und ermahnten mich, das Leben besser zu genießen. Ich war ja der Erbe eines großen Hofes. Bald waren die ernsten Ermahnungen des Geistlichen, die feierliche Confirmation, die guten Vorsätze, die ich gefaßt, vergessen. In mancher Nacht, wenn meine Mutter mich in tiefem Schlafe wähnte, stieg ich zum Fenster hinaus und eilte auf den Tanzboden, der, so jung ich war, mir, dem reichen Erben, stets offen stand. Geld bekam ich nicht von meiner Mutter, Schulden machen durfte ich auch nicht, so nahm ich mir, was ich konnte. Ich hatte meinen eigenen Schlüssel zu meiner Mutter Geldkasten. Das merkte sie aber bald, sie hatte ein viel zu scharfes Auge für ihre harten Thaler. Es war im Herbste, in der Stadt war Jahrmarkt, da gieng es des Abends in allen Wirthshäusern hoch her. Ich durfte nicht dabei fehlen. Am Abend saß ich bis acht Uhr bei meiner Mutter. Dann stand ich auf und sagte: Ich will nun zu Bett. — ‚Jetzt schon?‘ frug die Alte und sah mich scharf an. Ja, sagte ich, indem ich gähnte und mich wie schlaftrunken streckte, ich bin schläfrig und müde. — Ich konnte mich gut verstellen, Vetter Wilhelm, — aber diesmal war die Alte doch klüger als ich, sie sagte nur: ‚So!‘ warf mir noch

einen Blick zu, und gieng mit dem Lichte hinaus. Ich war ein Esel, daß ich bei diesem Blick nicht merkte, daß sie mich durchschaute; aber ich dachte an nichts, als an das Vergnügen, das mich noch erwartete. — Rasch gieng ich auf meine Stube, schloß mich darin ein, und kleidete mich auf's Feinste an. Dann eilte ich an die Casette und wollte sie mit meinem Schlüssel öffnen. Sonst war das ein Kinderspiel, aber heute, heute gieng es nicht. Ich drehte und probierte und schüttelte, aber es half nichts, das Schloß war verändert worden. Da, plötzlich, wie ich noch eifrig am Untersuchen bin, fühle ich eine Hand auf meiner Schulter. Ich wende mich erschreckt um, — meine Mutter steht hinter mir, todtenbleich, mit furchtbaren, glühenden Augen. — ‚Also das ist der Dieb!‘ rief sie mit heiserer, hohler Stimme. — Noch in derselben Nacht stand ich draußen auf der Landstraße in meinen Feiertagskleidern, mit einem Beutel voll Geld in der Tasche, aber nicht als ein lustiger Bruder, der auf den Tanzboden eilt, sondern als ein Verstoßener, der in die weite Welt hinausgetrieben wird."

„Und deine Mutter," sagte Vetter Wilhelm, „wurde am andern Morgen besinnungslos am Boden liegend gefunden. Sie lag lang und schwer krank darnieder. Nie, in ihrem Leben nie, hat sie den Schlag verwunden, der sie durch ihren Sohn betroffen, — ihren Sohn, der ihr auf der Welt das Liebste war."

„Und den sie doch enterbt hat!" rief Claus Steffens leidenschaftlich aus, indem er aufsprang und seine Hände ballte, — „den sie enterbt hat, um sein schönes, rechtmäßiges Besitzthum gebracht, um dessentwillen er ein schlechter Kerl geworden ist, und das ihn nun wieder einem neuen, bessern Leben hätte zuführen sollen. Ich habe wahrhaftig genug gebüßt für die Sünden meiner Kindheit; unter all' den Entbehrungen und Leiden meines Lebens in der neuen Welt hat mich nur die Hoffnung aufrecht erhalten, einst der Herr meines Gutes zu werden; zwölf lange Jahre habe ich gedarbt und gearbeitet, und nun komme ich wieder, um das, was mir ge-



hört, in den Händen eines kleinen Kindes zu sehen! Das ist hart, Vetter Wilhelm, das ist kaum zu ertragen." —

„Claus! Claus!" rief der Alte mit trauriger Miene, „das ist nicht der Weg, begangenes Unrecht zu sühnen und das Gute, das die Gegenwart uns bietet, sich anzueignen. Du hast dich schwer versündigt und hast lange nicht genug dafür gebüßt, das beweist dein ungebrochener, heftiger Sinn. Deine Lage ist besser, weit besser, als du es verdienst, denn wenn auch der Hof selbst nicht dein ist, so hast du, wie ich dir schon gesagt habe, immerhin genug, um ein neues, besseres Leben mit Ehren anfangen zu können. Besinne dich also, Claus Steffens, und werde ein ordentlicher, fleißiger Mensch. Vielleicht ist auch die Zeit nicht mehr fern, wo du dennoch das Besitzthum, an dem dein Herz hängt, antreten kannst; das arme Kind, dem du es so wenig gönnst, trägt vielleicht schon den Keim des Todes in sich, es ist sehr zart und schwach."

Hätte Vetter Wilhelm den bösen Blick gesehen, der bei diesen, seinen letzten, unvorsichtigen Worten in den Augen des jungen Mannes aufblitzte, — so hätte es ihm sicher sehr leid gethan, sie ausgesprochen zu haben. — Aber er hatte ihn nicht gesehen, — doch einem Andern war er nicht entgangen, in einem andern, viel jüngern, unerfahrenen Herzen hatte dieser Blick eine bange, bange Furcht erweckt. — Der kleine Karl, der bei Vetter Wilhelms letzten Worten in die Stube getreten war, ohne daß die beiden Andern es gewahr wurden, hatte diese Worte noch gehört und verstanden, er hatte auch bemerkt, was dabei in Claus Steffens Augen aufgeleuchtet hatte.

„Das ist der Mann, der meiner Mutter Geld gestohlen hat," sagte er sich in diesem Augenblicke beinahe mit völliger Gewißheit, und mußte in trüber Ahnung hinzufügen: „der kann auch noch Schlimmeres thun."

Unwillkürlich gelobte Karl sich dabei ganz in der Stille, recht

sorgsam und treu über der kleinen Martha zu wachen und sie so wenig als möglich allein zu lassen.

Wenn übrigens wirklich eine schlimme Regung in Claus Steffens aufgestiegen war, so wußte er dieselbe bald wieder zu verbergen. Seine Augen, die noch eben so bösartig aufgeleuchtet hatten, blickten im nächsten Augenblicke schon recht herzlich und zutraulich zu Vetter Wilhelm hinüber. Treuherzig reichte er seinem alten Verwandten die Hand und sagte in ganz verändertem Tone:

„Euch ist wohl ganz bange vor mir geworden. Ich bin eben immer noch ein wilder Gesell. Aber glaubt mir, ich habe den besten Willen, mich zu bessern. Nun die erste Enttäuschung vorüber ist, will ich Muth fassen und euren Rath befolgen. Ich will sehen, daß ich aus meiner Lage das Beste mache. — Für's Erste denke ich mit Erlaubniß meiner kleinen Nichte noch eine Zeit lang auf dem Hofe zu bleiben, um unter eurer Leitung die Landwirthschaft recht gründlich zu erlernen. Dann kann ich mir vielleicht irgendwo in der Nähe einen kleinen Hof erwerben. Denn so weit ich in der Welt herumgekommen bin, nirgends habe ich es schöner und besser gefunden, als bei einem Dithmarscher Landmann."

Der alte Wilhelm schlug herzlich ein.

„So gefällst du mir, Vetter," sagte er freundlich, „wir wollen das Vergangene vergessen und von der Zukunft das Beste hoffen."

Thörichter, alter Mann! hast du in deinem langen Leben nicht erfahren, wie wenig bei uns schwachen Menschen alle guten Vorsätze helfen, wenn wir sie aus eigener Kraft ausführen wollen. Nur der Herr allein kann aus uns sündigen Geschöpfen gute und fromme Menschen machen. Nur wenn wir uns reuig und zerknirscht zu seinen Füßen werfen, hilft er uns, die bösen Regungen unseres Herzens zu ersticken, die sonst so leicht, so leicht zur That werden können.

Der Onkel aus Amerika.

Ein neues, munteres Leben war auf dem stillen Marschhof eingezogen mit dem jungen, lustigen Onkel aus Amerika. Er hatte sich durch sein zutrauliches Wesen bald alle Herzen gewonnen. Vetter Wilhelm hatte an ihm einen gelehrigen Schüler, der ihm mit Fleiß und Gewandtheit zur Hand gieng; gegen die Dienstboten war er leutselig und freundlich. Selbst Frau Dietrichsen, die den unerwarteten Ankömmling erst etwas mißtrauisch betrachtet hatte, wußte er für sich einzunehmen, indem er ihr einmal ein paar Ellen rosenrothes Haubenband aus der Stadt mitbrachte und dabei versicherte, er habe sich gedacht, gerade rosa müsse ihr bei ihrem frischen Aussehen gut stehen.

Am allermeisten aber liebte die kleine Martha den neuen Onkel. Ihr warmes, liebebedürftiges Herzchen gab sich bald ganz und gar dem einzigen ihrer Verwandten hin, der es der Mühe werth fand, sich eingehend mit ihr zu beschäftigen. Er spielte Ball mit ihr auf der großen Hausdiele, er zeigte ihr Bilder und nahm sie auf den Schooß. Und wie schön, wie wunderbar schön wußte er zu erzählen von all' den fremden Ländern, in denen er gewesen, vom großen Meer und von den Schiffen darauf! Das war doch noch ganz etwas anderes, als Karls Geschichten vom Rhein. Und der Onkel machte dazu so lustige Späße und schnitt so drollige Grimassen, daß Martha oft gar nicht aufhören konnte, zu lachen.

Der Einzige, der sich von dem liebenswürdigen Wesen des Onkels aus Amerika nicht bestechen ließ, war Karl Hartmann. Er konnte mit dem besten Willen sein Mißtrauen gegen ihn nicht los werden, oft kam ihm auch vor, der neue Onkel betrachte ihn mit forschenden, zweifelhaften Blicken; so hielt er sich immer in scheuer Entfernung von dem Liebling Aller. Mit Martha war Karl nun lange nicht mehr so viel beisammen, wie früher.

Von Neujahr an mußte er die nächste Dorfschule besuchen, und war so beinahe den ganzen Tag über abwesend. In der Zwischenzeit mußte er sich doppelt beeilen, mit seinen Arbeiten in Haus und Küche fertig zu werden. So hatte er wenig Muße, mit der kleinen Freundin zu spielen. Diese vermißte ihn ja auch gar nicht, das fühlte er schmerzlich; sie hatte ihn über dem neuen Onkel fast ganz vergessen.

Aber darum hatte Karl seine kleine Gespielin doch noch eben so lieb wie früher. Ohne daß sie es wußte, beobachtete und bewachte er sie, wo er konnte, besonders wenn sie mit dem Onkel zusammen war. Karl hatte jenen bösen Blick nicht vergessen, den er damals in des jungen Mannes Auge gesehen, als von dem Kinde die Rede gewesen war, das allein zwischen ihm und dem Ziele seiner Wünsche stand. Unwillkürlich mußte er wieder und immer wieder denken, es sei dem liebevollen Onkel nicht so recht ernst mit seiner Freundlichkeit gegen die Kleine. Manchmal meinte er auch zu bemerken, dieser achte lange nicht genug auf die Gesundheit des zarten Kindes; oft führte er sie unnöthig aus der warmen Stube in die kalte Winterluft hinaus, oft nöthigte er sie, Speisen zu essen, die die Kleine sonst nie hatte vertragen können; — auch wurde sie durch die wilden Spiele, die er mit ihr trieb, immer so aufgeregt, daß sie Abends fast gar nicht einschlafen konnte. Karl konnte die Furcht nicht los werden, daß der Onkel es mit dem Kinde nicht gut meine und ihm schaden wolle. Aber das konnte auch Einbildung sein, und wenn Karl Abends im Bette sein Nachtgebet gesprochen hatte und dann darüber nachdachte, ob er den Tag auch so zugebracht, daß sich der liebe Gott und seine Mutter im Himmel darüber freuen konnten, so besann er sich manchmal, ob nicht seinem ganzen Widerwillen gegen den fremden Mann, außer dem Verdacht, daß er seiner Mutter Geld gestohlen, nicht auch etwas Neid zu Grunde liege. Hatte der Onkel aus Amerika ihm doch das einzige Herz entfremdet, das dem heimathlosen Knaben in Liebe zugethan gewesen. Karl

bat den lieben Heiland recht von Herzen, er möge ihm helfen, diese böse Regung zu bekämpfen, aber er möge auch, wenn der Mann wirklich schlimme Absichten habe, dafür sorgen, daß er diese nicht ausführen könne.

Uebrigens schien der Onkel aus Amerika bald zu merken, mit welchen Augen Karl ihn betrachtete, er war diesem keineswegs zugethan und suchte ihn auf alle mögliche Weise zu quälen, indem er ihm bald Arbeiten aufbürdete, die wirklich über seine Kräfte giengen, bald ihn mit unverhohlener Geringschätzung behandelte.

Eines Abends, es war gegen Ende Januar und ein rauher Ostwind wehte draußen, trat Claus Steffens in die warme Stube und sagte lächelnd zu seiner kleinen Nichte, die mühsam an einem festen, nicht sehr sauber aussehenden Strickzeuge knupperte: „Na, du fleißiges Kind, leg' deine Arbeit nieder und komm' mit, wir wollen schneeballen.“ Fröhlich ließ das Kind sein Strickzeug fallen und faßte den guten Onkel bei der Hand, der sie von einer so schweren Arbeit erlöste. Unter der Stubenthüre begegnete ihnen Karl, der einen Kessel voll Wasser in den Ofen stellen sollte.

„Wo willst du hin, Martha?“ frug dieser.

„Hinaus in den Hof, mit Onkel Claus schneeballen,“ erwiderte das Kind in fröhlichem Ton.

„Komm' nur schnell, Kleine,“ sagte dieser, „eh' es vollends dunkel wird.“

„O, Herr Steffens!“ rief Karl erschrocken aus, „der Herr Doktor, der gestern hier war, hat ja verboten, daß Martha beim Ostwind hinausgehe, er sagte, es könnte ihr Tod sein, da jetzt so viele Kinder den Rachencroup oder die Halsbräune haben!“ —

„Ach, dummes Zeug!“ sagte Claus Steffens ärgerlich, — „merk' dir ein für allemal, du hast nichts zu sagen, dummer Junge,“ und damit wollte er die Kleine mit fort ziehen.

„Aber,“ rief Karl noch ängstlicher als zuvor, „sie kann doch nicht so hinaus, sie hat ja nicht einmal ein Tuch umgebunden und

auch nichts auf dem Kopf! Warten Sie doch nur einen Augenblick, Herr Steffens, ich will ihr schnell etwas holen.“ —

Aber Steffens wollte nicht warten, er war gerade im Begriff, aus der Hausthüre zu treten, als Frau Dietrichsen, die in der Küche Karls lautes, ängstliches Sprechen vernommen hatte, herbeigelaufen kam.

„Nein, Herr Steffens,“ sagte sie höflich, aber entschieden, „Sie müssen das nicht übel nehmen, aber ich darf die Kleine so spät nicht mehr hinauslassen, der Doktor hat es streng untersagt.“

Auch Vetter Wilhelm trat hinzu und bestätigte diese Aussage; er nahm ruhig die widerstrebende Kleine und führte sie in's Zimmer zurück. Der Onkel aus Amerika folgte mit verdrießlicher Miene.

„Das hat man davon,“ rief er, indem er sich in die Sophaecke warf, „das hat man davon, wenn man so gutmüthig ist und will Kindermädchen spielen, man wird von der ganzen Haushaltung herumkommandirt.“

„Du mußt bedenken, Claus,“ sagte Vetter Wilhelm, „daß die Kleine sehr zart und schwach ist.“

„Das hat mir der Vetter schon früher einmal gesagt, aber das ist nicht wahr, das Kind ist nicht schwach, es kann mehr vertragen, als man denkt,“ rief Claus Steffens und lachte dabei so höhnisch und bitter zugleich, daß sogar der harmlose Vetter Wilhelm verwundert auffah und ihn scharf anblickte.

Der junge Mann schien sich zu besinnen, rasch fuhr er sich mit der Hand über die Stirn und sein Gesicht nahm wieder den gewöhnlichen, treuherzig heitern Ausdruck an.

„Nun,“ sagte er, „es ist ja um so besser, wenn das Kind etwas vertragen kann, aber der Vetter hat Recht, man ist lieber zu vorsichtig mit so einem kleinen Geschöpf, besonders wenn es wie dies, eine reiche Erbin ist. Aber, was ich sagen wollte, Vetter, — der Junge muß aus dem Haus, der fremde Landstreicher, mein'

ich. Das ist ja ein naseweiser Bengel, der sich frech und unverschämt gegen seine Herrschaft beträgt!"

„Der Kleine," sagte Vetter Wilhelm, „nützt mehr auf dem Hof, als du denkst; wir können ihn gar nicht gut mehr entbehren, es kann einmal ein tüchtiger Knecht werden, und wie viel in einer Landwirthschaft ein treuer, umsichtiger und zuverlässiger Dienstbote werth ist, wirst du noch erfahren, wenn du einmal einen eigenen Hof hast."

„Ich habe erfahren," rief der junge Mann, „daß es widerlich ist, sich von einem kleinen, hergelaufenen Burschen meistern lassen zu müssen; was wird ein dreizehnjähriger Junge, der noch daneben die Schule besucht, viel nützen! Macht mir nichts weiß, Vetter! Schickt ihn doch an seine Commune zurück, wozu sollen wir uns mit diesem süddeutschen Bettelvolk abquälen! —"

„O, Onkel Claus," fiel ihm da plötzlich die kleine Martha in die Rede, „Karl darf ja nicht fort, er muß immer hier bleiben, er soll nicht fort, ich will es nicht haben. Nicht wahr, Vetter Wilhelm, Karl soll immer hier bleiben?"

Die Kleine hatte es in ängstlich bittendem Tone gesprochen, und als gerade in diesem Augenblick Karl mit einem Korb voll Torf in's Zimmer trat, eilte sie auf ihn zu und umklammerte ihn mit beiden Armen.

„Nein, Martha, Karl soll nicht fort," sagte der alte Vetter ruhig und bestimmt.

Claus Steffens trat an's Fenster und blickte düster in die dunkle Nacht hinaus.

„Die fängt früh an, die Herrin zu spielen," murmelte er ingrimmig zwischen den Zähnen, „nun, es ist noch nicht aller Tage Abend." —

Karl aber, indem er sich sanft von der kleinen Martha losmachte, gelobte sich fester als je, — treu über dem einsamen Kinde zu wachen, und bat in der Stille den lieben Gott um seinen Segen dazu.

Auf dem Eise.

Der Winter wollte in diesem Jahr kein Ende nehmen. Es war schon Februar geworden und noch war der Wassergraben um's Haus herum dicht zugefroren. Claus Steffens nahm die kleine Martha oft hinaus und ließ sie glitschen, auch versuchte er sie das Schlittschuhlaufen zu lehren. Karl war manchmal bange, daß das Kind sich in der rauhen Luft erkälten könnte und brachte ihr oftmals noch ein warmes Tuch hinaus. Abends nahm ihr Onkel sie aber doch nicht wieder in's Freie.

Die Bewegung in der frischen Luft schien dem Kinde mehr heilsam als schädlich zu sein. Es erstarkte zusehends, die Fieberanfälle ließen nach und seine bleichen Wangen rötheten sich mehr und mehr.

Gegen die Mitte des Monats schien es etwas milder werden zu wollen; die Sonne schien recht freundlich auf die schneebedeckten Fluren nieder, das Eis begann zu schmelzen.

„Wenn du diesen Winter noch glitschen willst, kleine Martha," sagte ihr Onkel eines Morgens zu ihr, „so müssen wir heute hinaus, morgen dürfte es schon zu spät sein."

„Das Eis ist heute schon nicht mehr sicher," meinte Vetter Wilhelm, indem er die Tropfen betrachtete, die, einer nach dem andern, vom Dache herunterrieselten.

„Ich weiß eine ganz sichere Stelle," sagte Claus, „komm', mein Kind, brauchst dich nicht so warm anzuziehen, kalt ist es heute nicht."

„Es ist doch rührend," sagte Frau Dietrichsen, indem sie den Beiden nachschaute, wie sie durch den Garten dem Graben zueilten, „wie Herr Steffens sich mit dem Kinde abgibt, das ihm doch eigentlich recht im Wege steht."

Auch Karl hatte dem Onkel und seiner Nichte nachgesehen;

er hatte auch bemerkt, wie der junge Mann die Kleine an eine Stelle führte, von der Karl wußte, daß sie am allerersten angefangen hatte, aufzuthauen. Er durfte es aber nicht wagen, hinzugehen, aus Furcht vor Claus Steffens, der ihn in der letzten Zeit besonders unfreundlich behandelt hatte. Auch mußte er wieder in's Haus zurück und Frau Dietrichsen das Wasser bringen, das er eben an der Pumpe geholt.

„So, Kleiner, nun feg' mir ein Bischen die Küche aus," sagte diese, als er ihr den Eimer brachte.

Karl machte sich an die Arbeit, und hatte kaum angefangen, als er Claus Steffens Tritte auf der Diele hörte. Gleich darauf trat dieser in die Küche.

„Na, Frau Dietrichsen," sagte er, indem er sich behaglich auf einen Stuhl beim Feuer niederließ, — „haben Sie etwas Warmes für mich, kleine Frau? Es ist draußen kälter, als man meinen sollte; ich komme auch herein, um der kleinen Martha ein warmes Kopftuch zu holen; ich bin bange, sie erkältet sich draußen auf dem Eise. Aber sie will das rothe Tuch haben, Frau Dietrichsen, geben Sie mir ja das rothe Tuch, sonst schickt mich die eigensinnige kleine Dame noch einmal heim!"

„Herr Steffens sind viel zu gut gegen das kleine Ding," sagte Frau Dietrichsen halb verdrießlich; ihr war es gar nicht lieb, daß sie das Tuch holen sollte, das sie oben in einem Schrank verschlossen hatte.

„Geben Sie mir inzwischen ein Glas Grog, sonst wird mir die Zeit gar zu lang, bis Sie wieder herunterkommen," sagte Claus in jenem scherzend zutraulichen Tone, dem Niemand widerstehen konnte.

„Nun ja, meinetwegen," sagte Frau Dietrichsen, indem sie in die Speisekammer gieng, um die Rumflasche zu holen.

Diesen Augenblick benützte Karl, den Claus Steffens noch gar nicht bemerkt hatte, da er ganz im Hintergrunde der großen

Küche beschäftigt war, um zur Hofthüre hinaus in's Freie zu gelangen. Er mußte nach der kleinen Martha sehen, die er so allein auf dem dünnen Eise wußte, und die wahrscheinlich noch recht lang allein gelassen wurde, denn bis Frau Dietrichsen das rothe Tuch vom Boden holte, mußte eine geraume Zeit verstreichen.

Schon von weitem, wie er aus dem Hof in den Garten trat, sah er die Kleine auf dem Eis herumhüpfen.

„Martha! Martha!“ rief er ihr zu, „geh' doch heraus, das Eis ist zu dünn!“

„O bewahre,“ rief sie ihm entgegen, „der Onkel hat gesagt, es sei ganz fest, ich könne tüchtig d'rauf stampfen.“

Das that sie denn auch, und stieß nach besten Kräften mit ihren kleinen Füßen auf das dünne Eis. Aber das gieng denn doch nicht, es krachte und brach, und die kleine Martha sank unter in dem kalten, tiefen Wasser.

Im selben Augenblick aber hatte Karl den Graben erreicht, schnell trat er auf's Eis und faßte noch eben glücklich ein Ende von Martha's dunklem Kleidchen, zog sie daran heraus und trug sie an's Ufer.

Mit großer Anstrengung brachte der Knabe das fast leblose Kind in's Haus zurück; unter der Thüre begegnete ihm Claus Steffens mit dem endlich gefundenen Tuche. Als er Karl mit der Kleinen sah, wurde er schneeweiß im Gesicht.

„Hast du sie aus dem Wasser gezogen?“ frug er, aber nicht in dem Tone, mit dem man sonst den Retter eines theuren Lebens begrüßt.

„Ja,“ sagte Karl und sah ihn fest an, „sie stand auf der dünnsten Stelle des Eises.“

„Infamer Bengel!“ murmelte Claus Steffens, indem er sich auf die Lippen biß.

Nun eilten auch Frau Dietrichsen und Vetter Wilhelm herbei.

Erstere mit lautem Wehklagen. Auch Claus Steffens fing an zu jammern.

„Warum bin ich auch von dem Kinde weggelaufen," rief er wieder und wieder aus, „ich hatte ihr doch noch gesagt, sie solle am Ufer bleiben, bis ich wieder komme. Aber die Kleine muß eben immer ihren eigenen Willen haben. Mein Gott! wenn das Kind nun krank würde, ich müßte mir ja ewig Vorwürfe machen!" —

„Beruhigen der Herr Steffens sich," sagte tröstend Frau Dietrichsen, indem sie das Kind bei dem warmen Ofen auskleidete, „ich glaube, wir kommen dießmal mit dem bloßen Schrecken davon. Auf keinen Fall hätten Sie Schuld an dem Unglück; du lieber Gott! so besorgt wie Sie um die Kleine sind!"

Vetter Wilhelm stand dabei und sagte nichts, dann nahm er unbemerkt Karl bei Seite und frug ihn aus, wie Alles gekommen sei. Karl erzählte ihm auch Alles ganz genau, und wie der Alte immer aufmerksamer und immer nachdenklicher zuhörte, gestand der Knabe ihm auch, was er sonst für einen Verdacht auf den jungen Mann habe.

„Kind! Kind!" sagte der alte Mann, „das ist eine schwere Beschuldigung, die du da aussprichst. Sage keinem Menschen sonst etwas davon; es ist der Sohn einer ehrbaren, angesehenen Familie, den du eines so gemeinen Diebstahls beschuldigst. Die Wahrheit muß aber an den Tag; ich werde in der nächsten Zeit selbst nach Hamburg reisen und meine Erkundigungen einziehen. Es soll kein Schilling unrechten Guts in unserer Familie bleiben, und wenn einer von uns ein Spitzbube ist, so soll er mit Schimpf und Schande hinausgestoßen werden."

Eine dunkle Nacht.

Ein paar Tage lang mußte die kleine Martha das Bett hüten, da sie sich durch ihr unfreiwilliges Bad eine leichte Erkältung zugezogen hatte. Doch erholte sie sich schnell wieder, dank der liebevollen Pflege des kleinen Karl, der jeden freien Augenblick an ihrem Bette zubrachte, und ihr alle Wünsche an den Augen absah. Frau Dietrichsen erließ ihm so lange seine sonstigen Arbeiten im Hausstande; es war ihr recht bequem, wenn sie nicht nöthig hatte, den ganzen Tag am Lager der kleinen Kranken zu sitzen.

Zur Schule mußte Karl freilich nach wie vor, und dann setzte sich oftmals auch Onkel Claus an's Bett der Kleinen und unterhielt sie mit seinen lustigen Geschichten. Er war so liebevoll als je gegen das Kind.

Als nach drei Tagen Martha wieder so wohl wurde, daß sie aufstehen konnte, überraschte Vetter Wilhelm Frau Dietrichsen und Claus mit dem Entschluß, nach Hamburg reisen zu wollen.

„Ich möchte doch auch einmal wieder hinaus," sagte er, um sein ungewöhnliches Vorhaben zu entschuldigen, „und nun kann ich am Besten weg, denn das Wenige, das in der Wirthschaft zu thun ist, kann Claus Steffens für mich besorgen." —

Als er weggieng', reichte er Karl die Hand und sagte leise zu ihm:

„Wache über die Kleine."

Karl fühlte sich während des guten Vetters Abwesenheit eigentlich ein bischen verlassen auf dem Hofe, denn Claus Steffens behandelte ihn schlechter als je, und auch Frau Dietrichsen, die er auf alle Weise gegen den Knaben einzunehmen suchte, war lange nicht mehr so gut gegen ihn, wie früher. Auch merkte Karl wohl, wie Martha's Onkel ihn möglichst von der Kleinen fern halten wollte.

Es war wieder bitter kalt geworden; als Karl drei Tage nach Vetter Wilhelms Abreise aus der Schule kam, und auf das fußdicke Eis des Grabens blickte, dachte er: „Nun könnte Martha wohl auf's Eis gehen, so fest wie es jetzt ist. Aber heute wäre es auch zu kalt für sie, da sie erst krank gewesen ist.“ —

Im Hause kam es dem Knaben merkwürdig still vor.

„Wo ist denn Martha?“ frug er das Küchenmädchen, die behaglich beim warmen Herde saß und Kartoffeln schälte.

„Wo wird sie sein?“ sagte gleichgültig die Magd, „sie ist mit ihrem Onkel zur Stadt gefahren; es ist heute Fastnacht, da werden dort so schöne heiße Wecken gebacken, daran soll sie sich satt essen, sagte Herr Steffens; er verzieht die Kleine, das ist gewiß.“

„Ist sie denn allein mit ihrem Onkel ausgefahren?“ frug Karl erschrocken, „und hat Frau Dietrichsen es zugegeben?“

„Die,“ sagte die Köchin, „die ist schon seit ein Uhr weg, Herr Steffens ließ ihr die Kutsche anspannen, sie ist zu ihrer Schwester nach Leersdorf gefahren.“

„Dann ist Herr Steffens mit Martha im offenen Wagen gefahren und heute ist es doch so kalt, und Martha ist erst krank gewesen! Auch ist der Wagen ja entzwei; der Großknecht sagte, bei der nächsten Fahrt müsse er zusammenbrechen!“ rief Karl.

„Ach, so schlimm ist das wohl nicht,“ meinte die Magd, „bis zur Stadt ist's ja nicht weit.“

„Kann ich nicht auch hingehen?“ frug Karl, den es eiskalt überlief bei dem Gedanken, daß Martha ganz allein mit ihrem Onkel weggefahren war, — „es gibt wohl nichts mehr für mich zu thun?“

„Ja, genug!“ lachte die Magd, „Herr Steffens hat dir eine Menge Arbeit hinterlassen, kannst froh sein, wenn du heute noch fertig wirst.“

Dieß war auch wirklich der Fall; Claus hatte dafür gesorgt, daß Karl der kleinen Martha nicht entgegen gehen konnte; er hatte

den zurückgebliebenen Dienstboten so viel Aufträge für ihn dagelassen, daß Karl keine Minute verlieren durfte, wenn er denselben nur einigermaßen nachkommen wollte. Mit schwerem Herzen machte er sich dann auch sofort an die Arbeit. Aber so recht war er nicht dabei mit seinen Gedanken. Immer wieder mußte er hinaussehen, wie es dunkler und dunkler wurde, immer mußte er an Martha denken und eine bange Furcht schnürte ihm fast das Herz zusammen. War sie doch allein und schutzlos dem Manne preisgegeben, der schon einmal ihr zartes Leben so gewissenlos auf's Spiel gesetzt hatte! Und er konnte ihr nicht helfen!

„Doch vielleicht," tröstete Karl sich dann wieder, „vielleicht geht auch Alles gut. Claus Steffens ist doch Martha's Onkel, und dann steht sie ja überall unter des lieben Gottes Schutz. Er, der damals meine Mutter vom Tod an der Landstraße errettet hat, der kann das Kind auch jetzt behüten."

Recht von Herzen betete Karl zum lieben Gott um Schutz für die kleine Martha und es wurde ihm leichter um's Herz dabei, obgleich es später und später wurde und die Kleine immer noch nicht da war.

Die große Dielenuhr schlug neun, draußen war dunkle Nacht und dichte Schneeflocken fielen, vom eisigen Winde gejagt, zur Erde, als Claus Steffens in's Zimmer trat, wo Karl eben beschäftigt war, das Feuer in dem großen Kachelofen neu anzufachen.

„Wo ist Martha?" war des Knaben erste Frage, als er den jungen Mann erblickte.

„Martha!" frug dieser erstaunt, „ist sie denn nicht längst hier?"

„Nein, o nein!" rief Karl bis zum Tode erschrocken, „wo haben Sie sie denn gelassen? — und warum kommen Sie denn zu Fuß, Herr Steffens?"

„Das geht dich eigentlich nichts an," lachte dieser in der rohen Weise, in der er gewöhnlich mit Karl sprach, „wenn ich hätte fahren können, so wäre ich nicht gelaufen, bei diesem Hundewetter. Aber

der alte Rumpelkasten von Wagen brach zusammen, ehe wir recht in der Stadt waren. Der dumme Kerl von Schmied konnte ihn bis heute Abend nicht fertig bringen, so mußte ich mit dem kleinen Mädchen zu Fuß gehen. Ich trug sie, bis ich nicht mehr konnte, dann gieng sie eine Weile, bis sie über einen Stein fiel und sich den Fuß verletzte. Ich wollte sie nun wieder tragen, aber ich spürte bald, daß es mir doch zu viel wurde. Da hörte ich einen Wagen vorbei fahren, schnell setze ich sie nieder und laufe hinter ihm her, um den Fuhrmann zu bitten, daß er das Kind bis hieher mitnähme. Der Bursche hörte mich aber lange gar nicht, ich mußte mir fast den Hals abschreien und die Beine weglaufen. Endlich konnte ich mich verständlich machen; er kehrte mit mir um, aber wie ich an die Stelle kam, wo ich die Kleine gelassen, war diese weg; wir suchten und riefen, aber vergebens. So dachte ich mir, sie sei vielleicht von irgend einem Vorübergehenden mitgenommen und nach Hause gebracht worden; ist sie dennoch nicht hier?" frug er, indem er sich erschrocken umsah.

„Nein!" rief Karl, blaß vor Schrecken.

„Nein!" riefen die Dienstboten, die, als sie Steffens hatten kommen hören, herbei geeilt waren, um nach Martha zu fragen.

„Um Gotteswillen!" rief der junge Mann, „zündet Laternen an, lauft und sucht, an der Landstraße muß sie irgendwo zu finden sein!"

Es war ein allgemeiner Schreck und Lärm im Hause; Alles jammerte und schrie durcheinander; man wollte in der Eile Laternen anzünden, in denen kein Licht war; Claus Steffens ertheilte Befehle, auf die Niemand achtete, — die Mägde kreischten und heulten dazwischen, — man verlor viel kostbare Zeit, bis endlich ein paar Knechte und Mägde unter Claus Steffens Leitung auszogen, um das verlorene Kind zu suchen.

Karl hatte nicht geschrieen und nicht gejammert, obgleich von allen Hausbewohnern er gewiß der am meisten Erschrockene und

Bekümmerte war. Als die Andern alle noch wirr durcheinander schrieen, hatte er sich still und unbemerkt eine Laterne angezündet und war hinausgeeilt. Auf dem Hofe hatte er vor allen Dingen den Hund zu sich gelockt. „Martha suchen!" rief er ihm zu. Das treue Thier stieß ein kurzes Gebell aus, als wollte es sagen: Ja, ich habe dich verstanden! — dann senkte es den Kopf und spitzte die Ohren und lief mit Karl auf die finstere Landstraße hinaus.

Es war eine kalte stürmische Nacht. Der Nordwind blies die eisigen Schneeflocken dem Knaben in's Gesicht, er achtete nicht darauf in seiner tödtlichen Angst. Jeden Stein am Wege, jeden zusammengewehten Schneehaufen untersuchte er mit seiner Laterne, aber nirgends fand er eine Spur von der kleinen Martha. Auch der Hund lief noch ungewiß hin und her, schnüffelte bald hierhin, bald dorthin, ohne einen sichern Anhaltspunkt finden zu können.

Es war stille, ganz stille auf der weiten Straße. Niemand schien sich bei dem eisigen Winde hinauswagen zu wollen; man hörte nicht einmal einen Wagen rasseln, nur das Heulen des Sturmes klang grausig durch die dunkle Nacht.

Das Herz des suchenden Knaben schlug bang und immer banger. Mehr und mehr setzte sich in ihm die Gewißheit fest, daß die kleine Martha gar nicht mehr zu finden sei. Ihr böser Onkel hatte sie wohl auf irgend eine Art aus dem Wege geräumt. Die ganze Geschichte, die er im Hause erzählt, war Lüge gewesen, das war offenbar. Ein Kind wie Martha lief nicht mitten in der Nacht auf der Landstraße weg. Während Karl mit Angst und Zittern seine kleine Freundin suchte, lag sie gewiß schon todt und kalt an irgend einem fernen abgelegenen Platze, den weder er noch der treue Hund auffinden konnte.

„Martha! Martha!" rief Karl noch einmal laut in die Nacht hinaus; aber auch diesmal erhielt er keine Antwort und laut schluchzend setzte er sich auf einen Stein am Wege. Die Lichter der Stadt schimmerten schon in nächster Nähe; was nützte es ihn nun,

weiter zu gehen! Vielleicht konnte der Wirth, bei dem Claus mit Martha eingekehrt war, ihm einige Auskunft geben, doch war dies höchst unwahrscheinlich. Karl wollte aber doch noch den Versuch machen, ihn auszufragen. Er stand auf und rief dem Hunde, der war aber verschwunden. Er rief wieder und wieder; das sonst so folgsame Thier ließ sich nicht blicken. Karl nahm seine Laterne und leuchtete damit herum, es war ihm, als erkenne er in dem frischgefallenen Schnee des Hundes Fußstapfen. Sie schienen jedoch nicht auf dem geraden Wege der Chaussee weiter zu gehen, sie bogen seitwärts ab. — „O, mein Weg!" rief Karl unwillkürlich aus, — er erkannte den Fußweg wieder, der hier von der Chaussee sich abzweigte; den Weg, den er damals, als er den Christbaum für Martha geholt hatte, zufällig entdeckte. Er war nun verschneit und schwer zu finden bei der dunkeln Nacht, auch konnte Karl sich nicht recht denken, wie Martha sich gerade auf diesen Weg, den sie sonst noch nie gegangen, hätte verirren können. Aber der Hund war ihr doch nachgelaufen, noch sah man ein wenig seine Fußstapfen; es war am Ende doch das Beste, wenn Karl ihm folgte.

Kaum hatte der Knabe den schmalen, unsichern Weg eingeschlagen, den er in der Dunkelheit so leicht verfehlen konnte, als er zu seinem Schrecken wahrnahm, daß der Schnee immer dichter und schneller niederfiel, so daß er bald die Fußstapfen des Hundes nicht mehr erkennen konnte. Thränen der Angst und Sorge traten dem armen Jungen in die Augen, wieder und wieder schickte er ein heißes Gebet zum Himmel, daß der liebe Gott ihm doch den rechten Weg zeigen möge.

Im selben Augenblick sah Karl etwas eilig auf sich zurennen; es war Karo. Er blieb vor ihm stehen, wedelte mit dem Schweif und blickte mit seinen klugen Augen zu ihm auf, als wolle er ihn auffordern, ihm zu folgen. Dann lief er schnell den Weg zurück, den er gekommen war, indem er sich dabei immer wieder umsah, ob Karl seiner Aufforderung auch Folge leiste. Nun hatte Karl

seinen Führer gefunden; so schnell er konnte, lief er hinter dem treuen Thiere her.

Leise, leise fielen die Schneeflocken vom Himmel; sie hatten über die ganze, weite Marsch eine große, weiße, dichte Decke gebreitet. Leise, leise fielen sie herab auf ein kleines Mädchen, das an dem einsamen, abgelegenen Fußweg, fern von menschlichen Wohnungen auf der festgefrorenen Erde lag. Sie lag so stille da unter den stillen Flocken, ihr Gesicht war fast so weiß wie diese, die immer dichter sie bedeckten. Den Kopf hatte sie auf einem kleinen Körbchen liegen, das neben ihr stand; ihre Augen waren fest geschlossen. Lebte sie noch, oder war es schon ein Todtenhemd, in das der weiße Schnee sie hüllte? Es wachte nicht auf, das arme, blasse Kind, auch nicht, als ein großer Hund mit freudigem Bellen ihm Gesicht und Hände leckt, auch nicht, als ein paar Minuten später der Hund mit einem Knaben wieder kommt, der laut aufschluchzt vor Freude und Schmerz zugleich, beim Anblick der Wiedergefundenen.

Ja, die kleine Martha war es, die reiche Erbin vom rothen Hof, die einsam und verlassen an dem unbekannten Wege lag im tiefen, tiefen Schnee. Karl, der fremde Knabe, das arme Kind, das keine Heimath mehr hatte und von Vielen als Landstreicher verhöhnt wurde, — er war der Einzige gewesen, der mit wirklicher Angst und Liebe die Verlorene gesucht, und, gottlob! nun auch gefunden hatte. Wenn es nur nicht zu spät war! Weinend kniete er vor der erstarrten, kleinen Gestalt nieder, rieb ihre Glieder und rief sie beim Namen. Beinahe schien es ihm, als ob noch Wärme und Leben in dem zarten Körper sei. Aber es war keine Zeit zu verlieren, rasch nahm Karl das Kind auf, es war nicht schwer zu tragen, und die Angst verlieh dem Knaben doppelte Kräfte. Es war nur gut, daß Karl damals, als er den Baum geholt hatte,

den Fußweg gefunden, und ihn nun, wenn auch mit einiger Mühe, des dichten Schnees wegen, wieder erkennen konnte; er war viel näher als die Chaussee, und von einigen Minuten hing jetzt wohl das Leben der kleinen Martha ab. Durch Schnee und Wind trug Karl seine leichte Last, der Hund gieng voran mit der Laterne im Maul. Bald hatten sie den rothen Hof erreicht, — Frau Dietrichsen, die inzwischen zurückgekehrt war, jammerte und weinte im Haus herum, um das verlorene Kind, — sie hatte die Kleine lieb gehabt in ihrer Weise, und überdies fürchtete sie, wenn ein neuer Herr auf den rothen Hof komme, ihren angenehmen, einträglichen Posten zu verlieren. Als sie Karl mit der Kleinen erblickte, stieß sie einen lauten Freudenschrei aus und nahm ihm gleich das Kind ab. Der einzige Knecht, der noch im Hause war, da die andern Alle mit Claus Steffens ausgezogen waren, die kleine Martha zu suchen, wurde zu Pferd nach der Stadt geschickt, um den Arzt zu holen. Nach kurzer Zeit kam dieser auch schon angefahren, und stellte seine Belebungsversuche bei der Kleinen an, die Frau Dietrichsen inzwischen zu Bette gebracht hatte. Und siehe da! es war ein Wunder bei dem zarten, schwachen Kinde, — aber es war noch nicht todt, — nach einiger Zeit schlug Martha die Augen auf und blickte erstaunt um sich. Mit glückseligem Lächeln gab Karl ihr eine Tasse heißen Thee zu trinken; sie sah ihn dankbar an. Dann legte sie das Köpfchen wieder auf die Seite und schlief ein.

Gegen Mitternacht kam Claus Steffens mit den Knechten und Mägden wieder zurück. „Wir haben sie nicht gefunden,“ sagte er mit einem tiefen Seufzer und bekümmerter Miene, als er auf die Diele trat.

„Ach ja,“ jammerten die Mägde, „und hinter jeden Stein haben wir geleuchtet mit der Laterne und in jedes Haus sind wir hineingegangen, um zu fragen, und Niemand hat sie auch nur gesehen, — ach, das arme Kind! was mag nur aus ihm geworden sein!“



Frau Dietrichsen sagte nichts zu diesem allgemeinen Jammer, sie nahm stillschweigend Claus Steffens bei der Hand und führte ihn nach dem Schlafzimmer, wo in ihrem Bettchen sanft und ruhig schlummernd die kleine Martha lag, rosig angehaucht und gleichmäßig athmend.

Triumphirend blickte Frau Dietrichsen den Onkel der vom Tode Erstandenen an. Wie mußte dieser sich nun freuen über die Rettung des Kindes, dem doch Niemand auf der Welt so nahe stand wie er.

Aber das war keine Freude, die sich auf den Zügen des liebevollen Onkels abspiegelte. Er wurde leichenblaß und biß sich auf die Lippen beim Anblick des schlafenden Kindes.

„Du hast sie gefunden, du!" murmelte er, auf Karl zutretend und ihm einen wüthenden Blick zuschleudernd.

„Sie lag im Schnee an dem Fußwege, ganz weit ab von der Straße," sagte Karl, der ruhig seinen Blick aushielt, „wenn ich eine Viertelstunde später gekommen wäre, so wäre sie erfroren."

„Ja, der Kleine hat Recht," sagte Frau Dietrichsen, überrascht auf Steffens blickend, „der Herr Doktor hat gesagt, es sei die höchste Zeit gewesen, sie herein zu bringen. Karl hat ihr das Leben gerettet, Herr Steffens; wir hätten sie wohl gar nicht mehr gefunden. Du lieber Gott! wie kam das Kind auch nur auf den Fußweg, den sonst Niemand geht, und von dem sie gewiß in ihrem Leben nichts gehört hat."

„Wie soll sie hingekommen sein!" sagte Claus Steffens, kurz und höhnisch auflachend, — „sie ist einfach weggelaufen, als ich sie an der Landstraße stehen ließ, um einen Wagen zu holen. Sie wollte sich wohl verstecken, um mir einen Schabernack anzuthun. Aber sie lebt ja, Frau Dietrichsen, sie lebt! Das ist die Hauptsache; freuen wir uns." Wieder lachte er auf und gieng, unfähig sich länger zu beherrschen, zur Thüre hinaus, die er so heftig hinter sich zuschlug, daß das kranke Kind im Schlafe zusammenfuhr.

Frau Dietrichsen sah ihm erschrocken nach. „Gerechter Gott!" sagte sie leise vor sich hin, — „ist es möglich, daß er das Kind los sein will? Er kriegt dann freilich den schönen Hof; ja, ja, er hat sie wohl absichtlich da hinein geführt und sie dann sitzen lassen."

Entlarvt.

Müde von den Anstrengungen und der Aufregung des Tages, wollte Karl sich eben leise von der sanft schlafenden Martha wegbegeben, als Frau Dietrichsen ihn bat, doch schnell nachzusehen, ob die Gartenpforte nach der Chaussee hin zugeschlossen sei.

„Es ist gewiß vergessen worden in dem allgemeinen Tumult," meinte sie, „und es ist einem doch gar nicht wohl, wenn man sich nicht sicher verwahrt hat, besonders wenn es so schlechte Menschen gibt, wie Claus Steffens." —

Karl eilte hinaus durch den Blumengarten der Pforte zu, von der er allerdings in der Ferne schon sehen konnte, daß sie weit offen stand. Von der Feuchtigkeit angelaufen, war das Schloß schwer zuzumachen; Karl mußte ziemlich lange daran drehen und ziehen. Da plötzlich fühlte er sich von hinten gepackt, von zwei eisenstarken Armen. Erschreckt blickte er zurück und sah ein paar dunkel glühende Augen mit dem Ausdrucke höchster Wuth auf sich geheftet. Es war Claus Steffens, der ihn fest hielt und der ihm nun mit heiserer Stimme in's Ohr raunte:

„Nun hab' ich dich endlich, du infamer Schurke, der du mir immer im Wege stehst, wenn ich mein Glück schon fest halte. Ich will dir mit deinem scheinheiligen Wesen! — Zertreten will ich dich wie einen Wurm, daß du dich nicht wieder in meine Sachen mischen kannst!" —

Bei diesen Worten krallte er seine eisernen Hände fester und fester um Karls Hals. Doch die Todesangst gab dem Kinde

Riesenkräfte. Er suchte sich von den Krallen seines Mörders zu befreien, so gut er es vermochte. Um Hülfe rufen konnte er nicht, zu fest hielt Claus Steffens seinen Hals zusammengeschnürt. All seinen verzweifelten Anstrengungen gelang es nicht, sich von dem starken Manne los zu machen. Bald lag Karl am Boden, fast unfähig, noch zu athmen, unfähig, sich zu rühren. Immer fester umschnürten die mörderischen Hände seinen Hals. Lachend schickte der Verbrecher sich an, noch mit einem letzten, sichern Griffe dem armen Knaben das Leben vollends zu nehmen.

Da wurde er mit einem Male festgehalten; es waren auch zwei starke Arme, die ihn zurückzogen von der grausigen That und Karl, der schon seine Seele dem lieben Gott befohlen hatte, der schon geglaubt hatte, bald mit seinen Eltern vereint zu sein, konnte wieder frei athmen. Er schlug die Augen auf und sah, daß es Vetter Wilhelm war, der ihm das Leben gerettet. Hoch aufgerichtet stand der alte Mann vor dem entlarvten Bösewicht. Mit einer Kraft, die ihm Niemand mehr zugetraut hätte, hielt er ihm beide Hände fest, die dieser vergeblich loszumachen strebte.

„Ist's nicht genug, du Schurke!" rief der Alte, „daß du auf listige Weise deiner eigenen Nichte das Leben zu nehmen suchst; willst du nun auch dies Kind hier gewaltsam tödten, nur weil es treu über der Kleinen gewacht hat? Gott sei Dank, daß deine Mutter gestorben ist, ohne ihren eigenen Sohn als Mörder zu sehen, als Mörder und als Räuber. Komm herein, Claus Steffens, ich habe dir noch mehr zu sagen. Und du komm auch, armer Junge, und ruhe dich im Bett von deinem Schrecken aus."

Freundlich beugte der Alte sich zu dem Knaben nieder und half ihm, der vor Angst und Erschöpfung noch halb todt dalag, empor. Dann sah er sich nach Claus Steffens um, — dieser war verschwunden. Es war, als höre man in der Ferne noch das Rasseln eines Wagens, — der Verbrecher war in dem Gefährt,

das Vetter Wilhelm von der Eisenbahnstation gebracht hatte, und das noch draußen vor dem Garten stand, davon gefahren.

„Laß ihn," sagte Vetter Wilhelm zu Karl, „laß den Bösewicht fliehen, er nimmt den Lohn seiner bösen Thaten mit sich fort! Gott sei Dank, daß er wenigstens nicht das Kainszeichen auf der Stirne trägt. Gott sei Dank, daß du, armer Knabe, nicht zum Lohn für deine Treue den Tod gefunden."

Am Tage nach jener verhängnißvollen Nacht, war die kleine Martha schon viel besser. Der Schlaf hatte sie gestärkt, sie konnte sich in ihrem Bettchen aufrichten und erzählen, was ihr am Abend zuvor zugestoßen war. Ihr Onkel hatte insofern die Wahrheit gesagt, als wirklich der Wagen brach, ehe sie noch recht in der Stadt waren.

Es wäre nun ein Leichtes gewesen, sich zum Rückweg ein anderes Gefährte zu verschaffen, aber Claus Steffens wollte das nicht, denn so hätte er ja seine verbrecherische Absicht, den Tod seiner Nichte herbeizuführen, nicht erreichen können.

So hatten denn Onkel und Nichte den Weg nach dem rothen Hofe zu Fuß angetreten.

„Ich wurde aber gleich müde," erzählte die kleine Martha, „Onkel Claus war in der Stadt so viel mit mir herumgelaufen. Als ich sagte, ich sei müde, da lachte er, und ich sollte ein bischen laufen, und er lief hinter mir her und wollte mich kriegen, und dann lief er wieder zurück, und da sollte ich hinter ihm herlaufen. Und so spielte der Onkel mit mir, aber da wurde ich immer müder. Und da sagte Onkel Claus, er wolle mich auf einem ganz, ganz nahen Weg nach Hause bringen. So giengen wir durch den Schnee auf einem ganz schmalen Wege. Da war ich aber so müde, daß ich gar nicht mehr gehen konnte, und Onkel Claus sagte zu mir, ich solle mich nun ein bischen hinsetzen, er wolle schnell einen Wagen holen, und ich könne ja so lange ein wenig schlafen." —

„O, du lieber Gott!“ sagte Frau Dietrichsen, „da hat der böse Mann das Kind wirklich umbringen wollen! Erst macht er sie müde und dann setzt er sie hin und läßt sie schlafen, damit sie gewiß erfrieren solle.“

„Ja,“ sagte Vetter Wilhelm traurig, „auf diese Weise konnte er sie am besten zum Tode bringen, — so daß er sich nachher doch noch geschickt herausreden konnte und man ihn nicht geradezu des Mordes anklagen durfte.“ —

„O, es war doch so kalt am Wege,“ sagte die kleine Martha, „und so dunkel, und ich fror so und war so bange. Aber weil ich so müde war, bin ich doch eingeschlafen.“ —

„Und da hat dein treuer Karl dich gerettet,“ fuhr der alte Mann mit bewegter Stimme fort, indem er dem Knaben über das dunkle Haar strich, — „er hat dich gerettet und hätte für diese Liebesthat fast selbst den Tod gefunden. — Doch warte nur, mein Junge, du sollst noch einen andern Lohn für deine Treue finden.“ —

Schuld und Sühne.

Am andern Tage kamen sämmtliche Verwandte der kleinen Martha auf den rothen Hof. Vetter Wilhelm hatte sie zusammenberufen, um, wie er ihnen sagen ließ, etwas Wichtiges mit ihnen zu besprechen. Als sie Alle in der großen Stube versammelt waren und neugierig auf Vetter Wilhelms Eröffnungen warteten, erzählte dieser ihnen erst die Begebenheiten des vorletzten Tages, von denen übrigens schon dunkle Gerüchte an das Ohr der Verwandten gedrungen waren.

„Dieser letzte Mordversuch,“ fuhr Vetter Wilhelm fort, „ist nicht der einzige, den Claus Steffens auf das Leben seiner Nichte gemacht hat. Schon einmal hat er dasselbe auf vorsätzliche Weise in Gefahr gebracht. Damals schon gieng mir eine Ahnung von

den verbrecherischen Absichten des Unglücklichen auf, und als am selben Tage dieser Knabe hier — er deutete auf Karl, den er auch mit den Andern hereingerufen hatte — mir erzählte, daß er und seine Mutter in Hamburg beraubt worden seien, und daß er glaube, in Claus Steffens den Dieb zu erkennen, so hielt ich denselben auch dieses Verbrechens für fähig, und beschloß deßhalb, selbst meine Nachforschungen anzustellen. Ich nahm seine Photographie mit. Die Wirthin der Herberge, wo er mit Karl und dessen Mutter im verflossenen Jahre übernachtet hatte, erkannte sie sogleich, nur habe damals der Mann einen großen Bart gehabt, meinte sie. Sie erzählte mir die Diebstahlsgeschichte wieder, gerade so wie Karl sie uns erzählt, auch sie bezweifelte keinen Augenblick, daß ‚der Mann aus Amerika' der Dieb sei. Zufällig lag das Schiff, in dem Claus Steffens die Reise von Amerika her gemacht hatte, wieder in Hamburg vor Anker. Ich begab mich zu dem Kapitän und ließ mir dessen Passagierliste vom November vorigen Jahres zeigen. Richtig fand ich darin den Namen Claus Steffens verzeichnet. Der Kapitän und mehrere seiner Leute erinnerten sich des Mannes auch noch wohl; er habe sich, so sagten sie, durch sein prahlerisches Wesen ausgezeichnet, habe viel von seiner reichen Mutter und seinem großen Hofe gesprochen, wobei er übrigens doch bemerkt habe, er gienge noch nicht nach Haus, wenn er nur Geld in der Tasche hätte. Er möchte gerne nach Paris oder nach sonst einer großen Stadt und das Leben noch ein bischen genießen, ehe er auf seinem Hofe versauern müsse. Solche Aeußerungen habe er auch nachher im Wirthshause gethan. — Das hätte die arme Frau sich merken können, der er ihr Geld gestohlen, und hätte ihm statt nach Holstein zu, nach Paris zu nachgehen müssen. Aber sie hatte leider bei dem unerwarteten Verluste den Verstand verloren, sie hatte immer nur Holstein im Kopfe, weil Claus Steffens ihr gesagt hatte, er wolle nach Holstein. Uebrigens hätte sie ihn in Paris eben so wenig gefunden, als hier; und daß sie hieher

kommen sollte, war wohl Gottes Wille, denn der Sohn dieser armen Frau, Karl allein war es, der zweimal schon das Leben unserer kleinen Martha gerettet hat, ohne ihn wäre das arme Kind eines schrecklichen Todes gestorben, ohne ihn würde unsere Familie einen Mörder unter sich haben.“ —

Wenn Martha’s Verwandte auch nicht unglücklich gewesen wären, wenn das Kind in Folge seiner Schwächlichkeit eines natürlichen Todes gestorben sein würde, so waren sie doch alle viel zu ehrenhafte Menschen, um nicht zu schaudern, bei dem Gedanken an die verbrecherischen Absichten, die der eigene Onkel gegen das Leben der kleinen Erbin gehegt. Sie drückten alle Karl die Hand und dankten ihm für die Treue, mit der er über das Kind gewacht.

„Claus Steffens ist geflohen,“ fuhr Vetter Wilhelm fort, „wozu ihn gerichtlich verfolgen? Ich glaube nicht, daß es von uns verlangt werden kann, diese Schmach auf unsere eigene Familie zu bringen. Aber das Unrecht müssen wir doch gut machen, so viel wir können, wir müssen dem Knaben die ganze Summe wieder zurückerstatten, die unser Verwandter ihm gestohlen, ja, unsere Pflicht wäre es, auch sonst noch für das Kind zu sorgen, das sich so treu bewährt hat. — Ich bin ein alter Mann und habe keine Frau und keine Kinder, ich denke, ihr gebt mir euere Zustimmung, wenn ich diesen Knaben hier an Kindesstatt annehme und ihn als meinen Sohn erziehen lasse. Mein kleines Vermögen wird euch dann freilich entgehen, aber in so viele Theile getheilt, würde es doch für Jedes von euch nur sehr wenig ausmachen und ihr Alle seid reich genug und habt keinen Zuschuß nöthig.“

Die Verwandten sahen das selbst ein und reichten Alle freundlich dem alten Manne und dem kleinen Karl die Hand, der mit Thränen in den Augen seinem Wohlthäter dankte; der aber wehrte allen Dank von sich ab und sagte nur, indem er ihm freundlich über die heißen Wangen strich: „Halte dich brav wie bisher, mein Junge, das wird für mich der beste Dank sein.“ —

Das Ende.

Die kleine Martha war überglücklich, als sie hörte, daß Karl nun ihr Bruder sein solle, mit ihr am Tische essen und immer in der Stube sein dürfe. Mehr wie sonst konnte er freilich nun auch nicht mit ihr spielen, er mußte täglich nach der Stadt gehen, wo der dortige Prediger ihn auf das Gymnasium vorbereitete; zu Hause hatte er dann tüchtig zu lernen.

Doch all' seine freie Zeit widmete er nach wie vor seiner neuen Cousine, und die beiden verwaisten Kinder schlossen sich enger als je an einander an.

Seiner Tante in Amerika, die ihm und seiner Mutter das Reisegeld geschickt hatte, schrieb Karl, daß seine Mutter gestorben und daß es ihm nun ganz gut gehe. Die Tante antwortete ihm freundlich und schickte ihm noch eine Summe Geldes, als Beitrag zu seiner Erziehung. Gerne hätte sie, die in sehr günstigen Verhältnissen lebte, den Sohn ihrer einzigen Schwester bei sich gehabt; Karl aber konnte und wollte sich nicht von seiner neuen Heimath trennen, wo er so viel Schweres erlebt, aber auch wieder so viel Liebe erfahren hatte. Immer mehr lernte er den braven Vetter Wilhelm als seinen zweiten Vater lieben und ehren. Der alte Mann wurde wieder jung aus Freude und Stolz über seinen Adoptivsohn, der im Lernen glänzende Fortschritte machte, daneben aber doch viel Geschick für die Landwirthschaft zeigte. —

Karl war ein stattlicher junger Mann von vierundzwanzig Jahren, als er unter heißen Thränen seinen geliebten Pflegevater zur Erde bestattete. Auf die Bitten der Verwandten übernahm er dann die selbstständige Verwaltung des rothen Hofs, die in den letzten Lebensjahren des alten Mannes doch größtentheils auf seinen kräftigen jungen Schultern gelastet hatte. Aber bald wurde er der Herr des Gutes, denn die kleine Martha, die inzwischen aus einem

schwächlichen Kinde eine schöne, blühende Jungfrau geworden war, wollte unter ihren vielen Bewerbern keinem andern die Hand reichen, als ihrem treuen Beschützer und Lebensretter Karl.

So ist durch Gottes wunderbare Fügung der arme, verwahrloste Knabe der Herr des schönen Besitzthums geworden, an dessen Thüre er einst verlassen und hülfesuchend gepocht hat. — Der eigentliche Erbe aber des rothen Hofs liegt einsam und unbeweint im Grunde der See. Er war, als er in jener dunkeln Winternacht als ein entlarvter Verbrecher aus der Heimath seiner Kindheit geflohen, in Hamburg als gemeiner Matrose auf ein Schiff gegangen, das nach China segelte. Nach Amerika zurück durfte er nicht, denn auch dort wurde er verschiedener verbrecherischer Handlungen wegen, die er da begangen, gerichtlich verfolgt. — Eines Tages vermißte man ihn auf dem Schiffe, — er war über Bord gefallen und ertrunken. Ob durch einen Unfall, — oder ob er, von den ungewohnten Anstrengungen müde, seinem elenden Leben selbst ein Ende gemacht? — das weiß Gott allein.

Vom rothen Hofe aber ist der Fluch gewichen, der so lange Jahre hindurch darauf zu lasten schien. Da, wo Krankheit und Tod und Verbrechen einst ihre grausige Heimath gehabt, erblüht nun ein neues, frisches und fröhliches Geschlecht. Die Besitzer des rothen Hofs haben schon frühe gelernt, wie wenig Geld erwerben und Geld besitzen allein wahrhaft glücklich machen; sie betrachten ihren Reichthum als ein von Gott geliehenes Gut, das ihnen nur zum Segen werden kann, wenn sie es gut anwenden. Die Armen und Verlassenen von Fern und Nah wissen, daß sie auf dem rothen Hof immer offene Herzen und Hände finden. Wo es gilt, zum Wohle Einzelner oder für's allgemeine Beste beizutragen, da ist Karl Hartmann der Erste, der zu jedem Opfer bereit ist. Aber darum ruht Gottes Segen auch sichtbar über seinem Besitz. Niemand hat weniger über Mißwachs, über Krankheiten des Viehs oder sonstige ähnliche Unfälle zu klagen, als der Herr des rothen

Hofs. Niemand hat treuere Dienstboten als er. Ohne daß er hastig darnach trachtet, mehrt sein Reichthum sich von Jahr zu Jahr.

Im Herbste, wenn die Ernte eingeheimst ist, überlassen Karl und seine Frau ihr Hauswesen der alten Frau Dietrichsen, die noch in ungeschwächter Kraft ihrer jungen Herrin zur Seite steht, und reisen mit ihren Kindern nach dem schönen Süden, Karl's alter Heimath. Da machen sie am grünen Rheine die fröhliche Weinlese mit und der reiche Hofbesitzer zeigt dann seinen beiden Knaben und seiner kleinen Tochter die Stellen, wo er als armer Knabe barfuß am Ufer des Flusses gespielt und sich mühsam einige Kreuzer zu verdienen gesucht hatte, indem er den Reisenden ihr Gepäck vom Schiffe nach dem Wirthshaus trug.

Nie aber vergißt er und seine Frau dabei, dem lieben Gott in der Stille für Seine wunderbare Führung zu danken, und Ihn für sich und ihre Kinder um Kraft zu bitten, im Glücke immer demüthig und dankbar, im Unglück muthig und getrost zu bleiben.

Schwarze Treue.

Der nächtliche Gast.

Es sind wohl dreißig Jahre her, da stand weit, weit von hier auf einer der schönen Inseln der Südsee ein freundliches, luftig gebautes Haus, mitten in einem Garten. Prachtvolle Blumen, wie wir sie nur dürftig in unsern Gewächshäusern sehen, blühten da in brennenden Farben und leichte Schlingpflanzen rankten sich um den Balkon. Es war Nacht, und das klare, volle Mondlicht schien durch die offenen Fenster in ein schönes Zimmer mit kostbarem Geräthe, auf die schneeweißen Bettchen, in welchen zwei liebliche Kinder im ersten Schlummer lagen.

Es war ein Mägdlein, noch nicht drei Jahre alt, mit zartem, feinem Gesichtchen und seideweichem, blondem Härchen, daneben ein dicker, kleiner Bube, ein Jahr jünger, mit dunklem Kraushaar, der einen neuen Ball noch fest in der Hand hielt, mit dem er gestern spät noch gespielt hatte, — ein ganz herziges Pärchen!

Leise, leise wurden die Vorhänge zurückgeschoben; es kam ein starkes Weib herein mit einem mächtig großen Korb, wie man sie dort gebraucht, um junge Hühner zu Markte zu tragen. Das Weib sah ein bischen anders aus, als die feinen, blühenden Kinder in ihren weißen Bettchen, und wenn sie so auf einmal an's Bett von einem unserer Kinder getreten wäre, so würde es wohl laut

aufgeschrieen haben. Es war eine kohlschwarze Negerin in hellen Baumwollstoff gekleidet, mit einem farbigen Turban auf dem Kopf.

Unsere Kinder erschraken nicht, es war die Negerin Daphne, kurzweg Daph genannt, die, schon eh' die Kindlein geboren waren, im Dienste des Hauses gewesen war, die getreue Köchin, von der sie so manchmal ein Stückchen von den guten Kuchen erhalten hatten, die gar Niemand so gut backen konnte, wie die schwarze Daph. Aber unheimlich sah's doch aus, wie die Schwarze zwei Pillen herauszog und jede in ein Stückchen von einer köstlichen, saftigen Frucht schob, die auf dem Tische in einem Körbchen lag, wie sie sachte an das Bettchen trat und die Hand des Mägdleins nahm, um es aufzuwecken; die kleine Louise schlug schläfrig ihre blauen Aeuglein auf, lächelte aber freundlich, als sie die Schwarze sah. „Das nehmen, Miß Luisa, das gut," sagte Daph und schob ihr das Stückchen Frucht mit der Pille in den Mund. Die Kleine verschluckte es gern, es war ja so süß und saftig, und ließ dann ihr schläfriges Köpfchen wieder auf's Kissen sinken.

Jetzt kam Daphne zu dem Knaben; der warf sich ungeduldig herum, als sie sachte sein Köpfchen aufhob und packte fest seinen Ball, den sie ihm hatte vor Schlafengehen schon wegnehmen wollen. „Kriegst ihn nicht," murrte er, auch noch halb im Schlaf. „Will ihn nicht, Master Edward," murmelte sie, indem sie ihm den saftigen Bissen in's Mäulchen schob; auch Edward schlief gleich wieder ein und bald athmeten beide Kinder in tiefem Schlaf.

Nun fieng die Negerin an, die Schiebladen und Fächer der Kasten und Schränke zu öffnen, die in der Stube standen; Kinderkleidchen, Hemden, Strümpfe und Schuhe nahm sie heraus, auch noch ein paar leichte Bettstücke und legte sie sorgsam in ihren großen Korb; auf einer Kommode stand ein kleines Kästchen von feiner Arbeit, das Daphne noch nie vorher geöffnet hatte. Die Herrin, die verreist war, hatte vergessen den Schlüssel abzuziehen. Auch das öffnete die schwarze Daph und nahm daraus kostbare

Ringe, Broschen, Armbänder und goldene Ketten, die sie sonst nur von weitem an ihrer Herrin bewundert hatte; jetzt wurden sie eilig, aber sorgsam in feines Papier gewickelt und auch in den Korb geschoben. Ueber Alles breitete Daphne einen großen, feinen weichen Shawl, daß der Boden des Korbs war wie ein Bettchen. Dann gieng sie zu den Kindern, nahm das zarte schlummernde Mägdlein heraus und legte es leise und sorgsam in den Korb; auch der rothbackige Knabe rührte sich nicht, als sie ihn neben sein Schwesterlein bettete; so lieblich lagen die Kinder beisammen! — eine große Thräne rollte aus den Augen der Schwarzen, als sie zum letzten Mal sich umsah in dem schönen freundlichen Gemach, das die Kleinen nicht wieder sehen sollten ihr Lebenlang.

Schon wollte sie den Korb zudecken mit dem großen, leichten Tuch, das sie dazu bereit hielt, da fiel ihr Auge noch auf ein Buch, kostbar in Sammt gebunden mit goldenen Schlössern, das auf einem kleinen Tischchen am Fenster lag. Was darin stand, das wußte sie nicht, denn Daphne hatte nicht lesen gelernt, aber sie wußte, daß ihre Herrin das Buch werth gehalten und oft darin gelesen hatte, so wickelte sie's noch in einen reichen, kostbaren Schleier und legte es zwischen die fest schlafenden Kinder. Jetzt aber deckte sie den Korb zu, steckte das Tuch, das leicht genug war, daß die Kinder darunter athmen konnten, ringsum sorgsam fest, band noch eine starke Schnur darüber, hob sich den schweren Korb auf den Kopf und schritt, fest und sicher, wie sie es konnte auch unter der schwersten Last, aus dem Zimmer und aus dem Hause, ohne daß sie Jemand bemerkte, gerade dem Meeresstrande zu.

Wer war die Schwarze, die die Kinder so fortnahm aus ihrer schönen, sichern Heimath, hinaus auf's weite, ungewisse Meer? Warum hat sie das gethan? — Der liebe Gott weiß es und die Engel, die der Herr verheißen hat zum Schutze der Kleinen, die werden nicht fern gewesen sein, auch wo kein Vater-, kein Mutterauge sie sehen konnte.

Die Johanna.

Am Meeresstrande da gieng's lebendig und lustig her; da lag im hellen Frühlicht das stattliche amerikanische Schiff, die Johanna genannt, das zu dieser südlichen Insel gefahren war, um Waaren einzutauschen, und doppelt flink schafften jetzt die Matrosen, wo es galt, sich zur Heimfahrt zu rüsten; es waren Wenige, die sich nicht freuten, wieder nach Haus zu kommen.

Ein wohlgefülltes Boot war abgefahren, das die letzten Menschen und Waaren vom Ufer hinüber bringen sollte zum großen Schiff; inmitten all' der geschäftigen Leute saß die schwarze Daphne mit dem großen Korb vor sich, den sie keinen Augenblick außer Acht ließ, während sie aufmerksam von einem Gesicht zum andern schaute, als hätte sie sehen wollen bis in's Herz hinein, was für Leute es seien, die sich alle da herumtrieben.

„He da, Schwarze! was hast in deinem Korb? Gib ihn her und steig 'raus, ich will dir deine Hühnlein schon 'nüber geben," rief einer der Matrosen, als sie am Schiff angekommen war.

„Ich trage meine Hühnchen für mich," sagte sie, als sie den Korb wieder auf ihren Kopf hob und fest und sicher der Schiffsleiter zuschritt.

Ein junger Matrose wollte das Tuch von ihrem Korb ziehen, da faßte aber die Schwarze eine Ruderstange, die am Boden lag, und schwang sie mit der Einen freien Hand so gewaltig über ihrem Kopf, daß keiner mehr den Muth hatte, ihr näher zu kommen und sie ungehindert mit sammt ihrer Last die Leiter hinauf stieg.

„Wo der Hauptmann ist? Daphne will nur den Hauptmann fragen," erklärte sie bestimmt, und mit Lachen riefen die Matrosen den Schiffskapitän herbei: „Da ist eine ganz wilde Schwarze, die will mit ihrem Hühnerkorb auf's Deck und Hühner müssen doch alle in den untern Raum gebracht werden!"

„Hauptmann,“ sagte die Negerin, „ich mit dir selber will Handel machen; die Bursch da nicht wissen, wie sie thun sollen mit ein brave schwarze Weib, wo die vornehmste Herr auf die Insel gehört. Ich in dein Häuslein will und dir sagen, dir ganz allein, was für Hühnlein in meine Korb.“

So ernstlich und ehrlich schaute ihn die Negerin an aus ihren dunklen Augen, daß der gutmüthige Kapitän ihr nicht abschlagen konnte, sie mitzunehmen in sein „Häuslein“, in das luftige kleine Zelt, das ganz zu seinem eigenen Gebrauch, auf dem Verdeck aufgeschlagen war. Ganz stolz schritt die Schwarze ihm nach und blickte triumphirend herum nach den verwunderten Matrosen, als hätte sie sagen wollen: „Nicht wahr, euer Kapitän, der weiß besser, wie man eine Person wie mich traktiren soll?“

In der kleinen Kajüte da setzte Daphne sachte ihre Last auf den Boden, stellte sich gerade vor den Kapitän und sah ihm ernsthaft in's Gesicht. „Hauptmann,“ sagte sie, „sie sagen, der große, gute Gott da droben will denen Lohn geben, wo schützen die kleinen Kinder; wollet ihr mir helfen, die unschuldigen Kindlein bewahren?“ Damit band sie die Schnur auf und schlug das Tuch von dem Korbe zurück.

Da lagen noch in tiefem, festem Schlummer die zwei Kinder dicht aneinander geschmiegt, das zarte, blonde Mägdlein, wie ein Rosenknösplein lieblich angehaucht, der kraushaarige kleine Bursch, mit prächtigen rothen Backen, immer noch seinen Ball in der Hand.

Erstaunt und wunderbar bewegt schaute der Kapitän auf die Kinder. „Euch können die nicht gehören,“ sagte er zur Negerin, „warum bringt Ihr die Kinder hieher, so allein? . . .“

Da vertraute ihm Daphne, daß das die Kinder des Generals Grafen von Latour seien, der als Gouverneur auf der Insel residirte und der gerade jetzt mit seiner Frau auf einer kleinen Reise abwesend war. Die Schwarzen der Insel, lange schon empört, daß Weiße über sie herrschen sollten, da und dort auch durch Härte

und Ungerechtigkeit ihrer Herren gereizt, hatten unter sich eine Verschwörung angezettelt und es ward da beschlossen, daß an Einem Tage alle Weißen auf der ganzen Insel, Männer, Frauen und Kinder, ermordet werden sollen. Alle Männer hatten geschworen, daß auch nicht Ein einziges „Blaßgesicht", wie sie die Weißen nennen, verschont werden soll. Die Weiber hatten mitgeschworen, da verstand sich von selbst, daß sie thun mußten wie die Männer und mit Gift oder Dolch alle Weißen tödten, die sie in ihre Gewalt bekommen konnten. Daphne, die schwarze Sklavin, war als Köchin bei dem Grafen angestellt, auch sie war eingeweiht in den schauerlichen Plan, weil die Neger gar nicht zweifelten, daß sie mit Lust helfen werde, die weißen Feinde zu vertilgen.

„Was soll arme, schwarze Daphne thun?" sagte sie zum Kapitän, „ich darf nicht sagen zu den Andern: ‚Ich kann nicht erretten Missus und Master' — so nannte sie ihre Herrschaft, — ‚aber ich will nicht lassen sterben die armen, lieben, unschuldigen Kindlein,' so habe ich sie gelegt in den Korb und Hauptmann soll mir helfen, sie gut hinüber bringen in die Welt." Die Schwarze wußte so wenig von Allem, was drüben lag über'm Meer; sie hatte ihr Lebenlang nicht weiter gesehen, als ihre Insel, sie wußte nur, daß die Schiffe fortfahren über das große, große Wasser „in die Welt."

Der Kapitän konnte sein Auge nicht wenden von den holdseligen Kindern. Zurück auf die Insel konnte er nicht mehr, um dem schauerlichen Verbrechen zu wehren, von dem die Schwarze ihm sagte; er hätte nicht Mittel, nicht Waffen dazu gehabt, da die „Johanna" nur ein Handelsschiff war; er konnte freilich auch nicht wissen, ob die Schwarze wirklich wahr redete, aber — er mußte dem ehrlichen Blick in dem dunkeln Gesicht glauben und seine Augen wurden feucht, wenn sie auf das schlummernde Pärchen blickten.

„Ich selbst habe nicht Weib und Kind," sagte er zu der Negerin und bot ihr seine Hand, „aber ich habe eine getreue Mutter,

die auch ihr Herz und ihr Alles für ihre Kinder hingegeben, ich will dir helfen und will deine Kinder beschützen, so wahr mir Gott helfe."

Daphne war nicht so keck und muthig mehr, als wie sie das Schiff betreten hatte; sie war jetzt müde und erschöpft und es kam ihr auch wohl ein Bangen, wie sie, eine arme, unwissende Schwarze, sollte die Kinder bewahren und durch die Welt bringen; aber sie war wieder getröstet durch das Versprechen des guten Kapitäns.

Beten hatte sie nicht gelernt, die arme Schwarze, aber sie hub ihre Augen zum Himmel auf, und dachte: „Der große, gute Herr im Himmel, den Missus lieb hat, der wird der armen, einfältigen Daph helfen, daß sie die Kindlein hüten kann." Und übermüde von aller Aufregung und Anstrengung der letzten Tage sank sie, wie sie so auf der Erde saß, neben ihre Kindlein, ihren Kopf auf dem Korb, und schlief ein so tief und fest wie die Beiden.

Der gutherzige Kapitän gönnte ihr den Schlaf und gieng leise hinaus auf's Verdeck. So ganz wohl war's ihm noch nicht bei der Sache. „Wenn's nicht wahr wäre, was mir die Schwarze erzählt," überlegte er bei sich; — „wenn ich da die theure Dienerin und die Kinder eines vornehmen Mannes auf meinem Schiff mit fortnähme und einer von meinen Leuten könnte mich nachher drum verklagen? . . . das würde eine schöne Geschichte geben . . . ." Noch eine Weile besann er sich, dann stieß er in die kurze Trompete, mit der er seine Leute auf dem Schiff zusammenberief in wichtigen Fällen, und vom Schiffraum unten, vom Mastkorb oben, von allen Seiten kamen seine wettergebräunten Matrosen herbei, begierig, was der Kapitän ihnen zu sagen habe.

In kurzen Worten theilte er ihnen mit, was ihm die Schwarze gesagt hatte. „Nun, Bursche," schloß er, „wenn Einer unter Euch ist, der's nicht glaubt, oder der nicht gern dazu helfen will, daß die Negerin mit den Kindern gut und sicher mit uns über's Meer kommt, der darf's sagen; ich will ihm seinen Lohn auszahlen und

ihn an's Land schaffen lassen, ehe unser Schiff abfährt. Wer mir aber gerne beisteht und verspricht, die Schwarze in Ehren zu halten und die Kinder zu behüten, der soll ein Hurrah rufen," — in dem Augenblick schob er die Vorhänge von seinem Zelt zurück und Alle konnten die schlafenden Kinder sehen, lieblich an einander geschmiegt; auf dem Boden neben ihnen lag die getreue Daphne in festem Schlaf, den Arm um ihren großen Korb geschlungen, wie um jetzt noch ihre Kinder zu schützen. Da brach von all' den Matrosen ein lautes, donnerndes Hurrah los, das man hätte hören können fast noch auf dem Lande drüben. Das erfreute des wackern Kapitäns Herz; Daphne aber erwachte davon und fuhr erschrocken auf; wie sie das Geschrei hörte und die vielen wild aussehenden Bursche da draußen sah, da meinte sie nicht anders, als man wolle ihren Kindlein an's Leben und sie stand ganz kampfbereit vor dem kostbaren Korb, die Fäuste geballt und die Zähne blöckend, wie eine Tigerin. Die Matrosen mußten hell auflachen, der Hauptmann aber klopfte ihr besänftigend auf die Schulter: „Sei du nur ruhig, Daph, das sind brave Leute, die wollen Alle helfen deine Kindlein beschützen und gut über's Meer bringen, die thun dir nichts," und die gute Schwarze war gleich zufrieden, sie reichte den Nächststehenden treuherzig die Hand und war von Stund an gut Freund mit dem ganzen Schiffsvolk.

Der Korb mit den Kindern wurde in eine ganz hübsche Staatskajüte gebracht, die immer ungebraucht dastand; die Leute, die der Schwarzen dabei halfen, wunderten sich, daß bei Allem die Kinder so fest fortschliefen, doch besannen sie sich weiter nicht darüber.

Der schwarzen Daphne aber machte es am Ende doch Anfechtung. Eben war der Kapitän auf dem Verdeck beschäftigt mit den letzten Anordnungen für die Nacht, da kam sie hinter ihn her und zupfte ihn am Rock.

„Na, Schwarze, was ist's?" fragte er etwas ungeduldig. — „O, wenn Daph nur liebe Kinder nicht todt gemacht hat mit Pillen!"

sagte sie mit klagendem Ton. „Was sagst du, mit Pillen?“ rief der Kapitän erschrocken.

„Wie gute Missus noch dagewesen,“ erzählte Daphne, „Daph hat arg, arg Weh gehabt in das Ohr, und gute Missus hat ihr zwei Pillen geben: ‚Das nimm', Daph, und dann kannst du gut und fest schlafen, daß nicht mehr weh thut.‘ Aber Daph nicht nehmen will Doktors Zeug und hat die Pillen in die Tasche geschoben. Wie Daph nun Kinder will fortnehmen und ganz leis, daß Niemand soll hören, hat sie die Pillen gegeben, aber nun sie schlafen und immer schlafen; o, wenn Daph Kinder hätte todt gemacht!“

Dem Kapitän wurde selbst bange, ob Opiumpillen, die einer so kräftigen Schwarzen hätten zum Schlaf helfen sollen, nicht zu stark gewesen seien für die zarten Kinder. Er gieng mit ihr hinunter; wie er aber die rosigen Wangen der Kinder sah und ihre tiefen, gesunden Athemzüge belauschte, da wurde er ruhig und klopfte Daphne wieder auf die Schulter: „Sei zufrieden, Schwarze, das thut den Kindlein nichts; gib Acht, sie werden schon gut aufwachen, hast sie nicht zu todt gedoktert!“ Da legte sie sich getröstet nieder auf den Teppich neben ihrer kostbaren Last und bald war Alles auf der „Johanna“ in tiefer Ruhe; nur der gleichmäßige Tritt der Schiffswache war noch zu hören, die auf- und abschritt auf dem Verdeck.

Die Kinder an Bord.

Ein ganz klarer und schöner Morgen war's und blies ein frischer, lustiger Wind, als früh vor Tag die „Johanna“ ihre Segel gelichtet hatte und auf den Wellen tanzte, schon fern von der Insel, wo so schwere und blutige Thaten geschehen sollten.

Auch Daphne, so gesund und fest sie geschlafen hatte, war früh auf, wie sie's immer gewohnt war. „Das ist eine geschäftige

Welt und Daphne muß auf sein und schaffen," war das Sprüchlein, mit dem sie sich gewöhnlich ermunterte zu ihrer Morgenarbeit. Ihre Toilette kostete Daphne nicht viel Zeit, sie hatte aber so gut geschlafen, daß sie zuerst selbst nicht wußte, wo sie war und sich ganz verwundert umschaute, wo denn die Küche sei, neben der sie auf der Insel ihr Schlafkämmerlein gehabt hatte. Ihr Blick fiel aber auf den Korb an ihrer Seite, da fiel ihr gleich Alles ein, was geschehen war und was sie nun für Pflichten übernommen hatte, so ganz andere, als ihr gewöhnliches Küchenamt.

Ihr Herz aber hüpfte auf vor Freude, als ihr Edwards helle schwarze Augen entgegen schauten, der ganz lustig aufblickte, erstaunt und erfreut, daß Alles um ihn her so ganz anders aussah, als er's gewöhnt war. „Schönes, schönes Bettchen," sagte er vergnügt und strich mit der Hand über den feinen, bunten Shawl, mit dem sie zugedeckt waren.

Der laute Jubelruf, mit dem Daphne den Kleinen heraushob und auf den Arm nahm, weckte auch das Schwesterlein. Die kleine Luisa blickte etwas scheu und erschrocken um sich: „Wo sind wir denn, Daphne?" fragte sie ängstlich.

„Auf ein schönes, schönes Schiff," sagte die Schwarze, „und kleine Miß Luise darf weit, weit fahren über die große Wasser."

„Aber warum sind wir denn fortgegangen?" fragte die Kleine, die noch gar nicht beruhigt war.

„Weil, . . . ja weil . . . weil die liebe Gott im Himmel denkt, so ist's recht," sagte die Negerin, die zuerst nicht gewußt, wie sie das Kind beruhigen solle, „und liebe Mama wird auch einmal kommen und Miß Luisa holen." Ja, in dem Himmel, auf der Erde nicht mehr, dachte im Stillen die Schwarze traurig. Das Kind aber war nun zufrieden und sagte: „Ja, Daffy, Luisa will lieb sein, wo ist Dinah?" Dinah war eine weiße Dienerin der Gräfin, die Wärterin der Kinder, aber gar nicht wohl d'ran bei ihnen, weil sie oft zornig und unfreundlich gegen sie war. Wie

nun Daphne sagte: „Dinah ist nicht da, Daph will Kindsmagd sein,“ da klatschte die Kleine in die Hände und rief vergnügt: „O, das ist recht, nicht böse Dinah, brave Daphne,“ — und mit ihren zarten, weißen Händchen streichelte sie die rauhe, schwarze Wange der Negerin. Edward klaschte zur Gesellschaft auch mit und rief: „Kuchen, Daphskuchen!“ Es war immer ein Hauptjubel für die Kleinen gewesen, wenn sie mit Erlaubniß der Mama Daph hatten einen Besuch abstatten dürfen unter dem großen Platanenbaum, der vor der Küchenthüre im Hof stand, und sich von ihren guten Kuchen in's Täschchen schieben lassen.

Auch Daphne hatte nicht vergessen von ihren Kuchen mitzunehmen, doch gab sie ihnen zuerst nur ein kleines Stückchen und versprach noch eins, wenn sie sich „recht lieb wollten anziehen lassen von Daph“.

Das Anziehen das hatte nun seine Schwierigkeit, denn als Kammerjungfer hatte Daphne ihr Lebtag noch nicht gedient, wenn sie auch, wie alle Neger, große Freude hatte an schönen Kleidern. Luisens seidenweiches Härchen war nicht so schwer glatt zu kämmen, auch das blauseidene Band konnte sie ihr ordentlich darüber schlingen, und bei Kleidchen und Schürzchen konnte die Kleine selbst schon ein bischen auswählen helfen aus dem wunderbaren Korb, in dem so viel steckte. Aber Edward's schwarzes Kraushaar das war schwerer in Ordnung zu bringen, und fast hätte die gute Freundschaft ein schnelles Ende genommen, als ihn Daph eben ein paar Mal ordentlich riß und rupfte.

Gieng aber auch vorüber; Daph brachte noch ein wenig Kuchen und als der Kapitän kam, um nach seinen neuen Passagieren zu sehen, fand er sie fröhlich plaudernd beisammen. Es war ihm ein eigenthümlicher Klang, die jungen Stimmchen zu hören. Daphne stand gleich auf, als sie ihn kommen hörte. „Recht schöne Hand geben, Master Edward, das ist ein ganz brave Herr, die die liebe Kinder will über's Meer führen.“

Edward fand gleich großes Wohlgefallen an dem freundlichen Mann, der ihn auf seinen Arm hob, die kleine Luisa hielt sich noch etwas ängstlich fest an Daphne's Schürze und legte schüchtern ihr schmales, schneeweißes Händchen in die starke, gebräunte Hand des Kapitäns; es war wie ein Blümlein, das auf einen Stützbalken fällt. Kapitän Jones beugte sich zärtlich nieder und küßte leise das Kind auf die weiße Stirn, die wurde nun auch zutraulich, sie ließ Daphne's Schürze los und schmiegte sich an seine Seite. Helle Thränen, wie er sie vielleicht nie gekannt, traten in die Augen des guten Kapitäns und ein Lächeln wie ein heller Lichtstrahl gieng auf in seinem sonnenverbrannten Gesicht.

„Nicht zu viel von deinen süßen Geschichten, Schwarze," sagte er gutmüthig abwehrend, als er noch Reste von dem Kuchen auf dem Tische sah, „die Kinder sollen ein ordentliches Frühstück haben."

Daphne war's auch zufrieden; sie wußte wohl, daß „Missus", die sie so hoch verehrte, nie hatte leiden wollen, daß die Kinder zu viel Kuchen essen, und mit heller Freude sah sie zu, wie der Kapitän seinen Kaffee und gute warme Milch mit Zwieback für die Kinder bringen ließ, wie er sich selbst mit dem kleinen Volk um den hübschen Marmortisch setzte, der in der Kajüte stand; ihr Herz lachte, wie die Drei so fröhlich und wohlbekannt mit einander plauderten und sie bediente sie so eifrig und geschickt, als ob sie ihr Lebtag an Bord der „Johanna" gedient hätte.

Ist nicht immer so schön geblieben und gut war's, daß die Kinder sich gleich so vertraulich an den guten Kapitän angeschlossen hatten. Das Wetter blieb nicht so hell und windstill, wie am Tage der Abfahrt, es blies ein starker Wind, das Schiff kam in's Schwanken und die arme Daphne, die ihr Leben lang nie vom Lande weggekommen war, wurde furchtbar seekrank. Sie wehrte sich lang und tapfer dagegen, nieder zu liegen; sie konnte nicht mehr anders. Sie wußte nicht, daß die Seekrankheit, so arg sie scheint, doch selten gefährlich ist, sie glaubte, sie sei todeskrank und

müsse sterben. „O, Daph gern sterben, weil sie so schrecklich krank ist!" seufzte sie, „aber wer wird die Kindlein hüten? O, der große Gott droben wird's nicht leiden, daß Daphne stirbt!"

Die Kinder, wie das oft der Fall ist, waren nicht seekrank geworden und hielten sich ganz zu dem guten Kapitän; der hatte sie so lieb gewonnen, wie er nur seine eignen hätte haben können, wenn er Frau und Kinder gehabt hätte. Mit dem Ankleiden, da gieng's schwierig, da außer der Negerin nicht ein einziges Frauenzimmer an Bord war; die Kinder probirten's oft selbst, einander ein bischen zu helfen, es kam ja auch nicht so viel darauf an; der Kapitän war glücklich, wenn er mit seinen kleinen Lieblingen auf dem Verdeck herum wandern konnte, Edward, der unter seinem rauhen warmen Rock nur ein bischen vorschaute und die kleine Luisa an seiner Hand, eingewickelt in den weichen, langen Shawl, mit dem Daphne sie im Korb zugedeckt hatte. Sein ganzes Herz gieng dem ehrlichen Kapitän auf, wenn er so plauderte mit seinen kleinen Begleitern; er war noch nicht alt, aber er hatte fast all' sein Leben auf dem Meere zugebracht und er wußte ihnen wunderbare Dinge zu erzählen von großen Wallfischen, von schwimmenden Eisbergen und von den Koralleninseln im stillen Meer. Edward hätte gern auch etwas gewußt, er rühmte sich mit dem prächtigen Säbel und den flimmernden Ordenssternen, die sein Vater daheim hatte; er wollte auch dazwischen allerlei von Löwen und Tigern und wunderbarlichen Thieren flunkern, was nicht gerade wahr war; er wurde feuerroth, wenn der Kapitän ihn lachend ansah und sagte: „Na, sachte, Kleiner, sachte! mußt nicht lügen! Was weißt denn du, Mägdlein?" fragte er dann liebevoll Luisa, die mit ihren schönen blauen Aeuglein so schüchtern und doch so zutraulich zu ihm aufsah. Luisa wußte keine Geschichten und hatte nichts Merkwürdiges gesehen; aber mit ihrem lieben, süßen Stimmchen sagte sie ihm die Lieder und die frommen Sprüche, die ihre Mutter sie gelehrt vom lieben Gott, der Alles geschaffen hat, was

schön ist und wunderbar in der Welt, vom lieben Heiland, der die Lämmer sammelt in seinen Arm, vom schönen Himmel droben, wo Alle, Alle einander einmal sehen dürfen in Licht und Freude, die hier den Heiland lieb gehabt .... Sie verstand wohl selbst noch nicht Alles, was sie gläubig der lieben Mutter nachgesprochen und nachgelernt hatte, wenn der wilde Edward lieber draußen herumgesprungen war; dem rauhen Seemann aber klang's wundersam von des Kindes Lippen, eine Mahnung an langvergessene Tage, wo auch er als Kind auf seiner Mutter Schooß gesessen, wo sie an seiner Wiege gestanden war und ihn in Schlaf gesungen hatte mit einem frommen Liede, und wenn er, so lang die Schwarze krank lag, selbst die Kinder in ihre Betten legte, so lauschte er andächtig wie ein Kind, wie da die Kleine die Lehrerin des Brüderleins wurde und ihm das Gebetlein vorsagte, das die Mutter sie zum Schlafengehen gelernt.

Wenn er's der armen Daphne nicht gar zu wohl gegönnt hätte, daß sie sich wieder erholte, so hätte es ihm fast leid gethan, als sie rüstig und hergestellt aus ihrer Kabine heraufschritt und ihr Tagewerk wieder an sich nahm.

Es fand sich allerlei zu thun für die fleißige Negerin, die allenthalben tüchtig angriff und bald sah, wo sie helfen konnte. Da war am Bord der „Johanna" „der Passagier", eine schöne, stattliche Milchkuh, die seither ein Matrose gemolken hatte, die brummte und muh'te ganz wohlgefällig, als die viel geschicktere Hand der Schwarzen sie zu melken begann; es meinten Alle, man bekomme jetzt viel mehr und viel bessere Milch, und Daphne sah mit Herzenslust, wie ihren Lieblingen die süße Milch so herrlich schmeckte und wie ihre Wangen so frisch und roth blieben, trotz des rauhen Seewindes.

Auch um die Küche nahm Daph sich an, obschon sie im Schiff nicht viel von den raren und guten Dingen vorfand, mit denen sie auf der Insel ihrem Herrn so feine Mahlzeiten bereitet hatte.

Aber sie wußte doch aus den Vorräthen an Bord allerlei neue Gerichte zuzurichten, die großen Beifall bei den Matrosen fanden, so daß sie einmal ihr ein so donnerndes: „Hurrah, schwarze Daph!" brachten, daß Luisa ganz erschreckt sich hinter das Bett verkroch. Der Daph aber gefiel das, und sie bleckte freundlich ihre weißen Zähne.

Nur Schneidern war Daphne's Stärke nicht und war große Noth und eine ernstliche Berathung zwischen ihr und dem Kapitän, als bei fortwährend kaltem Winde die Kleider der Kinder sich viel zu leicht zeigten, so daß der weiche Shawl für Luisa nicht mehr ausreichte. Nun wurde Nachforschung gehalten unter den Schiffsvorräthen und endlich ein Stück rothen Flanells aufgefunden, als das einzige, was etwa zu einem Anzug für die Kleinen taugen könnte.

Das hätte Kapitän Jones nicht geglaubt, daß er selber mit der Brille auf der Nase mit seinem Sackmesser Kinderkleider zuschneiden würde, nach den leichten Gewändern der Kleinen. Daphne nähte sie zusammen, so gut sie konnte; sie mußte aber selbst zugeben, daß es ein bischen arge Mißgeburten von Anzügen seien, als sie fertig waren und sie hätte fast geheult, als sie ihre Lieblinge in den unförmlichen Gewändern erblickte. Edward schlüpfte lustig hinein, die schöne rothe Farbe gefiel ihm und da der Kapitän gar reichlich zugeschnitten hatte, war's ihm wohl, daß er sich so gar bequem d'rin regen konnte. Luisa, die konnte sich nur auf Zureden aus Gehorsam dazu entschließen, das Kleidchen anzuziehen, der Kapitän aber meinte, „seine weiße Wasserlilie", wie er die Kleine nannte, sehe nur noch zarter und lieblicher aus in dem rothen Röckchen, und ihr selbst that es wohl, wie sie so gut warm d'rin verwahrt war.

Endlich näherte sich das Schiff der Küste und der Kapitän rief eines Morgens Daphne zu sich in seine Kajüte, um sie zu fragen, wo sie denn eigentlich mit den Kindern hin wolle und was sie anzufangen gedenke?

Neger haben meist eine sorglose Natur und die gute Daphne, der's jetzt sammt ihren Kindern ganz wohl war auf dem Schiff, hatte sich inzwischen gar nicht weiter besonnen.

„Weißt du was?“ sagte Kapitän Jones, „unser Schiff fährt nach Boston, da kommt ihr mit; dort lebt meine alte Mutter, reich ist sie nicht, aber eine grundbrave Frau, die kann sich der Kinder mit annehmen und dir guten Rath geben, was ihr weiter anfangen sollt.“

Aber Daphne schüttelte den Kopf; es war ihr jetzt wieder eingefallen, was sie eigentlich im Sinn hatte. „Nach Newyork gehen mit den Kleinen,“ sagte sie, „aus Newyork ist meine Missus, da werden noch vornehme Vettern sein und Basen, und sehen nach die Kindlein.“

„Ja, weißt du den Familiennamen deiner Dame und weißt du, wie ihre Verwandten heißen und wo sie wohnen? Newyork ist eine ungeheuer große Stadt.“

Ja, das wußte Daphne nicht. Sie wußte nur, daß ihre Dame in Newyork geboren war und einmal hatte mit den Kindern dorthin reisen wollen und sie hatte so fest im Sinn, daß sie dorthin jetzt die Kinder führen müsse, daß sie nicht davon abzubringen war. „Boston? — ja, da habe sie nie davon gehört, das müsse mächtig weit weg sein,“ meinte sie, „da thäte kein Mensch ihre Kinder mehr finden, wenn man sie einmal suchen wolle,“ kurz, der brave Kapitän fand, daß er ihr den Willen thun und sie in Newyork lassen müsse, wo sein Schiff nur für kurze Zeit anlegte.

Es fiel ihm ein, daß die Wittwe eines Steuermanns, den er gut gekannt, in Newjork als Wäscherin oder so etwas lebe und nicht weit vom Landungsplatz wohne; an die gab er der Negerin ein Brieflein; lesen konnte sie's freilich nicht, aber er sagte ihr den Namen Frau Ray so oft vor, daß sie ihn zuletzt behielt, und sie zählte an den Fingern nach, wie viel sie Straßen gehen müsse, bis sie an die Ecke rechts kam, wo das Haus der Seemannswittwe stand.

„Aber von was willst du leben und die Kinder erhalten?“ fragte er sie, „hast du Geld?“

„Nicht so gar viel, um in der großen, großen Welt draußen anzufangen,“ meinte Daphne und zog aus der Tiefe ihrer Kleidertasche ein kleines Päckchen. Da hatte sie, sorgfältig in alte Zeugfetzen gewickelt, etwas kleine Münze, den Erlös aus jungen Hühnchen, den die freundliche Gebieterin ihr immer überlassen hatte; „aber Daph hat schöne Sachen,“ berichtete sie, „kostbare Sachen, die gehören Missus Kinder, die verkaufen und viel, mächtig viel Geld dafür kriegen.“

Und sie zeigte dem Kapitän ein paar prächtige, schwer goldene Ketten, mit kostbaren Ringen eingeschoben, die sie, sorgsam versteckt unter den Kleidern an ihrem Halse trug. Obgleich sie sie mit großem Respekt als das Eigenthum ihrer Herrschaft, und deren Kinder, verwahrte, so fand sie doch mit der Lust der Neger an glänzenden Dingen eine heimliche Freude d'ran, so kostbare schöne Sachen an sich zu tragen.

Der Kapitän aber schüttelte bedenklich den Kopf. „Ja, arme Daph,“ sagte er, „die Sachen sind schön, und viel Geld werth, ich glaube dir auch, daß du sie mit redlichem Sinn für die Kinder deiner Herrschaft mitgenommen und verwahrt hast, das wird dir aber sonst Niemand glauben und du würdest als Diebin eingesperrt, wenn du etwas von den kostbaren Sachen verkaufen wolltest; heb' sie gut auf, aber laß sie ja keinen Menschen sehen.“

„Da,“ sagte er nach einigem Besinnen, und nahm einen kleinen Beutel mit Geld, immerhin ein gut Theil größer und schwerer, als Daphne's Geldvorrath, gut versiegelt, aus seinem kleinen Pult; „da, nimm das! ich hab's meiner alten Mutter in Boston mitbringen wollen, der guten Seele aber wird's auch recht sein, wenn ich ihr sage, zu was ich's hergegeben. Wenn mein Schiff einmal wieder in Newyork anlegt, so will ich nach euch sehen, vielleicht, daß ich auch im Vorüberfahren auf eurer Insel etwas er-

fahren kann von eurer Herrschaft." Daphne nahm recht mit Dank und Freude die Hilfe von dem guten Kapitän, aber leise sagte sie vor sich hin: „Nein, Missus Kinder dürfen kein Almosen haben, Daph will das schon machen und Daph kann arbeiten; hörte Massa oft sagen: Daphne wär' viel Geld werth, Daph will viel, viel Geld verdienen und klein Massa und Missus sollen leben wie vornehme Leute." Wie sie das machen wollte, das wußte sie freilich nicht, die gute Schwarze, aber sie hatte nun einmal kein sorglich Gemüth und wurde ganz vergnügt in dem Gedanken, wie gut sie sorgen wolle für ihr klein Massa und Miß.

„Daph hat's gewußt, daß der große Herr da droben sorgen will," sagte sie zum Kapitän, als sie dankbar seine Hände küßte, „Massa Kapitän wird sein Lohn nicht verlieren, die große Gott weiß Alles," und sie deutete feierlich zum Himmel.

„Er möge einmal abrechnen mit mir, nicht nach meinem Thun, nur nach seiner Barmherzigkeit," sagte Jones mit tiefem Ernst. „Gute Nacht, Daphne."

Im rothen Haus mit grünen Laden.

Das war ein betrübter Morgen, auch für die leichtherzige Daphne, als das Schiff in Newyork anlegte, als sie ausstiegen mit dem guten Kapitän, der sich aber nur ganz kurz bei ihnen verweilen konnte. Den kostbaren Korb mit all' ihren Habseligkeiten trug Daphne auf dem Kopf; sie hatte alles Weißzeug auf dem Schiff noch schön gewaschen, die Kinder führte sie und der Kapitän, so weit er noch mit ihnen gehen konnte. Er begleitete sie bis an die Hauptstraße beim Eingang der Stadt, beschrieb ihr nochmals das kleine rothe Haus mit grünen Laden, wo die Seemannswittwe lebte, von der er hoffte, daß sie ihr eine Stube vermiethen, oder sonst für sie sorgen könne, er ließ sie nochmals an den Fingern

zählen, an wie viel Ecken sie vorbei müsse, dann nahm er Edward noch einmal in die Arme, küßte seine liebe, zarte „Wasserlilie" auf die weiße Stirn, schüttelte herzlich Daphne's schwarze Hand und wandte sich rasch zum Weggehen, um seine Thränen zu verbergen.

Daphne hatte beim Abschied noch ein kleines Päckchen in seine Hand gedrückt. „Massa Kapitän das erst aufmachen, wenn er im Schiff ist; Massa wird verstehen, was Daph meint."

Fast unbewußt hatte er es zu sich gesteckt; das Herz war ihm viel zu schwer beim Abschied von seinen lieben Kindern.

So war denn Daphne wieder die einzige Beschützerin auf der Welt für die Kinder ihrer Herrschaft, aber all' ihre Kraft und ihr Muth kamen ihr mit diesem Bewußtsein; sie wickelte Luisa fester in den Shawl, nahm den kleinen Edward, der müde geworden, auf den Arm, und schritt rüstig vorwärts, immer sorgsam die Straßen-Ecken nachzählend.

Edward schaute gleich wieder lustig herum in dem Gewühl und Rennen und Laufen von Menschen und Pferden, das ihm um so wunderbarer war, nach dem immer gleichen Anblick auf dem Schiff, Luisa war mehr erschreckt davon und hielt sich ängstlich fest an Daphne's Rock. Das etwas seltsame Aussehen der kleinen Gesellschaft lockte die Gassenbuben an, die dazumal schon besonders frech in Newyork waren; bald folgte ihnen ein ganzer Schwarm mit Lachen und Geschrei: „Hollah, Schwarze! was hast in deinem großen Korb? Willst deine Aefflein tanzen lassen?" riefen und tobten sie; Edward ballte seine Fäuste nach ihnen, Luisa schlüpfte fast ganz in Daphne's rauhes Gewand und fieng leise an zu weinen.

Die Negerin schritt vorwärts, fest, geradezu und unverrückt, ohne nur den Kopf zu wenden, als ob sie gar nichts höre und merke, bis sie an ein stattliches Haus kam, wo eine breite Schwelle unter einem Vordach war, da stellte sie ihren Korb hin und setzte sorgsam die Kleinen nieder. Jetzt aber wandte sie sich um, die Gassenbuben waren immer frecher geworden und zupften und rissen

sie am Rock; Daphne aber packte den Einen und warf ihn die Staffel hinunter, zwei andern stieß sie die dicken Köpfe zusammen, daß es krachte, einen schüttelte sie an seinem struppigen Krauskopf, unter die weitern theilte sie mit ihren starken Fäusten rechts und links so tüchtige Hiebe aus, daß die Bursche heulend mit brennenden Backen flohen nach allen Seiten, und sie von nun an ungeschoren ließen.

Edward hatte mit Lust zugeschaut und krabbelte eben herbei, um seiner Daph auch zu helfen, die aber nahm wieder den Korb auf den Kopf und die Kinder an der Hand und schritt vorwärts, immer wieder an den Fingern zählend, bis sie zu der rechten Straße kämen.

Es war ein langer und ein mühevoller Weg für die Kinder und mehr noch für die gute Schwarze, die zuletzt versuchte, die beiden müden Kleinen mit sammt dem Korbe zu tragen, bis sie endlich doch an die rechte Ecke kam und richtig das kleine rothe Haus mit den grünen Laden erblickte, das der gute Kapitän ihr so genau beschrieben hatte.

Wie sie aber so vor der Thüre stand und die Glocke zog, da wurde es der braven Daphne erst wieder etwas bange um's Herz. Sie hatte nur daheim auf der Insel und nachher auf dem Schiff mit Menschen verkehrt, und sie wußte so gar nichts von den fremden Leuten, zu denen sie hier kommen sollte.

Ein Mädchen von etwa zehn Jahren machte die Hausthüre auf, barfuß, aber in einem sauberen Kattunkleid und einer ganz reingewaschenen, langen Schürze, von gar bescheidenem Aussehen. Daphne gab ihr das Billet des Kapitäns und erklärte ihr so gut sie konnte, daß sie für sich und ihre „vornehmen Kinder" eine Wohnung suche. „Da steht's geschrieben," sagte sie und deutete auf das Briefchen.

Ein wenig verwundert gieng das Mädchen hinein; Daphne setzte sich indeß auf der Hausschwelle nieder, stellte den Korb neben

sich und nahm die müden Kinder auf ihren breiten Schooß; der alte, getroste Glaube, daß Alles recht werde, war bald wieder über sie gekommen.

Drinnen aber im Hause gieng's nicht gerade freundlich her; Mary, das stille Mädchen, hatte ihrer Mutter das Brieflein gegeben; sie war richtig Frau Ray, die Seemannswittwe, an die der Kapitän geschrieben, aber sie schrie laut und ärgerlich: „Was will der? Ich soll in mein säuberliches Haus eine Schwarze nehmen? Das will der Kapitän Jones mir zumuthen? Ja wohl, da!" — In Newyork waren damals, zum Theil auch jetzt noch, die Neger sehr gering angesehen, fast wie eine Gattung von niedern Hausthieren und die Weißen meiden alle Gemeinschaft mit ihnen.

„Aber, Mutter," sagte Mary mit schüchterner Stimme, „Kapitän Jones ist immer so gut gewesen gegen den seligen Vater, und das kleine Mädchen draußen ist schneeweiß, viel weißer als ich. Und dann, — weißt Mutter, der Hauszins!"

„Der Hauszins, ja freilich," bruttelte Frau Ray vor sich hin, „so geht's, wenn man eine arme Wittfrau ist und nichts hat, als ein unnützigеs Mädchen! Was muß man sich nicht Alles gefallen lassen auf dieser schlechten Welt! Führ' sie 'rein!"

Daphne hatte draußen auf ihrer Thürschwelle Alles gehört und verstanden. Bei diesen letzten Worten stand sie auf und gieng hinein mit dem Korbe und den Kindern.

Frau Ray war eine kleine, magere Frau, der man kaum ihre laute, scharfe Stimme zugetraut hätte; Daphne machte ihr einen höflichen Knix, wie sie's daheim gelernt hatte.

„So, Kapitän Jones hat euch geschickt?" sagte ziemlich kurzweg Frau Ray und beschaute zweifelhaft die seltsame Gesellschaft.

Daphne nahm Luisa den Shawl ab und strich Edward sein krauses Härchen zurück, daß man ihre schönen Kinder auch recht sehen konnte.

Von dem grausigen Geschick, das sie mit den Kindern fort-

getrieben, wollte sie zu Fremden nichts sagen, am wenigsten vor den Kindern, aber sie nahm eine ganz vornehme Miene an, soweit das für eine Negerin möglich ist, als sie sagte: „Ich eine Stube miethen muß, für meiner Missus Kinder. Wir sollen ein bischen nach Amerika für diesen Sommer und Massa hat nicht können mitkommen.“

„Ihr heißt Daphne?“ sagte mit etwas milderem Tone Frau Ray, als sie in die sanften blauen Augen der kleinen Luisa geblickt hatte. „Der Kapitän sagt, ihr seid eine ehrliche, fleißige Person.“

„Ja, Daphne ich seien getauft,“ sagte diese mit einigem Stolz, „weil aber ein bischen lang, die Leute sagen Daph. Ob ich ehrlich sei? Guck in mein Gesicht und seh' selber. Ob fleißig seien? Da guck mein' Arm und Daphne's Hand, ob ich faul?“ — und sie streckte ihre kräftigen Arme, ihre von Arbeit gehärteten Hände aus; Frau Ray, die doch auch die Sprache dieser ehrlichen treuen Augen verstand, schien befriedigt. „Aber könnt ihr die Zimmermiethe bezahlen?“ fragte sie wieder vorsichtig.

„Massa's Kinder nicht seien ohne Geld,“ sagte Daphne stolz und klopfte an ihre Taschen; das Klingeln darin schien Frau Ray zu beruhigen: „Na, ihr seid ein sonderbar Weibsstück,“ sagte sie, „aber meinetwegen könnt' ihr die Stube angucken, die ich zu vermiethen habe.“

Ganz würdevoll betrachtete sich Daphne das Zimmer. „Nun, es ist eher etwas klein,“ meinte sie, „aber es ist gar sauber und rein, und zwei Fenster auf die Straße für liebe Kinder. Aber kein Tisch, kein Stuhl, kein Bett. . . .“

„Einrichten müßt ihr die Stube selbst,“ sagte Frau Ray, „will's meinen, daß sie sauber genug ist für eine Schwarze! Aber ihr könnt' sie haben um billigen Miethzins.“

Der Handel war bald abgemacht, und obwohl Daphne gar nichts davon verstand, ob der Preis hoch sei oder nieder, so machte sie doch ein ganz sachverständiges Gesicht dazu.

Nun in ihrem eignen Gemach, wenn's auch noch leer war, setzte Daphne sich auf den Fußboden, nahm die zwei müden Kinder in ihre Arme, gab Jedem noch einen Schiffszwieback in die Hand und wiegte sie sachte hin und her, indem sie halblaut ein Schlummerlied sang in der seltsam traurigen Weise der Negerlieder aus ihrer fernen Heimath.

Die müden Kinder schliefen bald, beinahe so fest, wie damals auf die Schlafpillen, Daphne legte sie sorgsam wieder auf den reinen Fußboden, deckte sie zu mit den Shawls, die ihr schon von so gutem Nutzen gewesen waren, und dann saß sie eine Weile ganz still und unbewegt, um nachzudenken; eine Sache, die der guten Negerin sonst so gar selten vorgekommen war.

Sie zog das Geldpäckchen vom Kapitän heraus und ihr eigen klein Geld, in den Zeugfetzen gewickelt. „Das ist zu Essen kaufen," sagte sie, „das gehört Daph eigen; nun, das da ist Geld von Kapitän, aber Massa's Kinder sollen nicht leben von Geld von andern Leuten, wenn Daph noch da ist. Kapitän hat schöne goldne Kette für sein Geld, er erst jetzt gefunden hat," und sie lachte vor sich hin in lauterer Freude, daß sie den guten Kapitän so angeführt und ihm die Kette gegeben habe; viel herzhafter konnte sie das Geld jetzt brauchen für die Kinder ihres Herrn, nun es kein Almosen war.

„Und jetzt schöne Stube machen," sagte sie muthig und stand auf. Sorgsam schloß sie die Fensterladen, dann die Stubenthüre und steckte den Schlüssel ein, als sie hinausschritt, um ihre Einkäufe zu machen.

Daphne's Einkäufe.

Sie hatte vom Fenster aus ein Möbelmagazin gesehen, darauf marschirte sie zuerst los. Es waren ganz und gar keine kostbaren Möbeln, die hier in der Straße verkauft wurden, wo meist ärmere

Leute wohnten, Daphne aber entdeckte einen kleinen Tisch mit zwei hölzernen Stühlen dazu, gelb angestrichen, mit schönen, buntfarbigen Rosen und Tulipanen bemalt, die stachen ihr gewaltig in die Augen.

Sie nahm sich recht zusammen und als der Verkäufer herkam, sagte sie ganz würdevoll: „Ich muß ein wenig Möbel kaufen in kleine Stube für die Kinder meines Herrn, General Graf Latour.“ Und sie stellte den kleinen Tisch und die Stühle bei Seite, wählte noch zwei kleine Bettstellen aus, die gerade nicht so lustig aussahen, und stellte sie bei Seite, dazu eine breite hölzerne Bank, die ihr zum Aufstellen für das Geschirr dienen sollte.

„Weil ich so groß Eile habe,“ sagte sie zu dem Möblhändler, „ihr mir könnet Bettlein kaufen, gerade wie recht in kleine Bettstatte für liebe kleine Kinder, warm und nett, wißt ihr, ich noch ein paar Sachen besorgen und wieder kommen.“

Der Kaufmann versprach ihr alles Nöthige in die Bettstellen zu besorgen, und ganz vergnügt über den guten Anfang schritt Daphne weiter, um noch das nöthige Geräthe zu kaufen. Bald entdeckte sie einen Laden mit Zinngeschirr, dessen helles Blinken ihr recht lockend in die Augen fiel. Sie wußte freilich wohl, daß daheim bei Massa und Missus Porzellangeschirr gebraucht worden war, aber „Porzellan zerbrechen und Daph hat nicht viel Geld immer wieder zu kaufen,“ dachte die Negerin, die nach und nach ganz gescheidt und überlegt wurde.

So wählte sie denn von dem blinkenden Zinngeschirr Schüsseln und Teller, Löffel, Waschschüsseln und was sie sonst nöthig brauchte, auch Messer und Gabeln konnte sie da kaufen. Als sie Alles ausgewählt, legte sie ganz ruhig ein Goldstück aus der Börse des Kapitäns auf den Ladentisch und packte die Sachen zusammen.

Der Zinngießer schaute sie zuerst etwas mißtrauisch an, aber sie blickte ihm gar so offen und furchtlos in die Augen, er dachte, sie sei eine Magd, die Einkäufe für die Küche ihrer Herrschaft machte und gab so viel kleine Münze heraus, daß Daphne mit

heimlichem Jubel dachte, sie habe fast zweimal so viel Geld als vorher.

Aber dumm war Daphne gar nicht; als sie zu dem Möbelhändler kam und die Betten schon ganz fertig und bereit fand, sogar einen Jungen mit einem Schiebkarren vor dem Haus, der es ihr heimführen sollte, da legte sie wieder zwei von ihren kostbaren Goldstücken auf den Tisch und sagte ganz ruhig: „Ich nicht ganz weiß, wie viel Geld die Stücke da, aber Massa, Graf Latour, weiß Alles, nur schön herausgeben," und sie sammelte sorgsam die Münze zusammen, die sie herausbekam und wanderte heimwärts mit ihren Einkäufen.

Die Kinder schliefen noch und zu ihrer großen Freude konnte sie, ehe sie aufwachten, ihren neuen Salon noch ganz in's Reine bringen. Der Tisch mit den schönen Blumen wurde aufgestellt, die Stühle dazu und das schöne, blinkend helle Frühstückgeräthe darauf geordnet. Das übrige Geschirr stellte Daphne in geraden Reihen auf die Bank und als die Kinder erwachten, brachen sie in hellen Jubel aus über all' die schönen Dinge, die ihre Daphne gebracht.

Gut war's, daß sie, schon durch den Aufenthalt auf dem Schiff, ein bischen vergessen hatten, wie's daheim gewesen war, sonst hätte es ihnen vielleicht nicht so erstaunlich wohl gefallen.

Sie waren auch zu Hause in den letzten Wochen nicht mehr an ihre liebe Mutter gewöhnt gewesen. Ihr Vater, General Latour, hatte wegen eines Magenleidens auf eine entferntere Pflanzung reisen müssen, wohin man die Kinder hatte nicht wohl mitnehmen können; ohne Ahnung von den schrecklichen Plänen der Schwarzen hatte man die Kinder ruhig in der schönen Heimath gelassen, aber dort schon war ihnen die freundliche Daphne, die so gute Kuchen backen konnte, lieber gewesen, als die geputzte, englische Kindsjungfer, die immer mit ihnen zankte, und sie hatten am liebsten gespielt unter dem breitästigen Baum, der die Küche beschattete, in der

Daph regierte. So waren sie denn jetzt auch wieder bald zufrieden mit ihrer Daph in der neuen eigenen Stube, die dieser so mächtig schön vorkam.

Im Augenblick wußte nun Daphne freilich nicht, mit was sie die prächtigen Tassen und Teller füllen sollte, und sie hatte nicht recht den Muth, die unfreundliche Hauswirthin zu befragen, da hörte sie drunten auf der Straße, gerade vor dem rothen Haus, ein Glöckchen klingen; sie schaute hinaus, da stand ein Wagen mit zwei Eseln bespannt, darauf riesig große Blechkannen und von allen Seiten kamen Mädchen und Frauen herbei mit Töpfen und Krügen, die ließen sie sich füllen aus den Kannen, und Daph sah bald, daß schöne, weiße Milch d'rin war.

Da sprang sie denn auch hinunter mit ihrer neuen, blanken Zinnkanne und ließ sie füllen; sorgsam gab sie acht, was für Geldstücke die Andern für ihre Milch bezahlten, und richtig fand sie unter ihrer kleinen Münze gerade solche Stücke. Nun goß sie die schöne Milch in die Tassen, holte feinen Zwieback, den ihr der gute Kapitän noch von seinem eigenen Vorrath gegeben hatte, und sah nun mit freudestrahlenden Augen zu, wie es ihrer kleinen Gesellschaft gar so herrlich schmeckte.

„Daph auch essen," sagte Edward und schob ihr den Löffel zu. „Ja, Daph," sagte Luisa, „nimm auch so gute Milch!"

An sich selbst hatte die gute Daph noch gar nicht gedacht, und es wäre ihr ganz gegen den Respekt vorgekommen, mit ihrer Herrschaft Kinder zu essen. Aber als die Kleinen fertig waren, da setzte sie sich, wie ihr das am bequemsten war, mit der Milchkanne auf den Boden, holte aus ihrer großen Tasche noch ein Stück groben Schiffszwieback und ließ sich's nun auch schmecken.

„Daphne hat's gewußt, daß der große Gott uns helfen wird," sagte die arme Negerin aus der Fülle ihres dankbaren Herzens, als sie ihre Kindlein in den neuen Betten zur Ruhe gelegt hatte und sich selbst auf dem Boden daneben ausstreckte auf dem alten

Teppich, den ihr der Kapitän noch vom Schiff mitgegeben; der große Gott wird Alles recht machen, und ohne Sorge und Kummer für die Zukunft schlief die getreue Negerin ein.

Trübe Wolken.

Ja, arme Daphne, so schön und so eben geht's nicht fort in der Welt. Freilich hatte Daph mit dem Instinkt, der bei Negern oft an Stelle der Ueberlegung tritt, Laden und Handwerksleute aufgefunden, wo sie das Nöthige für ihre Kinder kaufen konnte; die gestrenge Frau Ray hatte ihr eine Ecke in der Küche verwilligt, wo sie an einem kleinen Herd ihre bescheidene Mahlzeit kochen und ihre und der Kinder Kleider waschen konnte, sie hatte auch das Geld kennen lernen und wußte jetzt wohl, was für Münzen sie ausgeben durfte. Aber ach, das Geld, das ihr zuerst so unerschöpflich viel vorgekommen war, das wurde weniger und weniger, die feinen, schönen Kleider der Kinder, die sie mitgebracht, wurden zu klein und waren zu dünn, nun es rauher und kälter wurde; die rothen Schiffsröcke, die freilich ein bischen wüst gemacht waren, die wollten sie nicht mehr anziehen, seit sie wieder andere Kinder sahen, und doch wagte Daphne nicht, Kleidchen zu kaufen, weil sonst das Geld nicht mehr hätte zureichen können für's tägliche Essen.

An ihre Herrschaft mußte sie auch oft mit stillem Jammer denken, ob sie wohl dem schrecklichen Schicksal entgangen sei? Aber da sie keine Natur zum Sorgen hatte, suchte sie sich selbst immer wieder die schweren Gedanken auszureden: „Dumme Daph, warum denken und klagen um Sachen, die sie nicht weiß, und traurig sein wie ein kranker Aff'? Der große Gott Massa und Missus retten kann und braucht dumme Daph nicht dazu."

Aber immer wollten ihre Trostgründe nicht ausreichen; Luisa

hatte, mehr als Edward, doch noch das Bild ihrer lieben, sanften Mutter im Gedächtniß und wenn sie so traurig fragte: „Daph, kommt denn die liebe Mama gar nicht, gar nicht wieder?“ so that der treuen Kreatur das Herz weh. „Will sagen, liebe Miß Luisa,“ suchte sie sie zu trösten, „wenn Luisa ein gut, ganz gut Mädchen ist, dann will liebe Mama noch kommen und wenn Kinder bös sind, sie gar nicht, gar nicht mehr sehen werden liebe Mama und Papa.“

Luisa war ein sanftes Kind und gab sich wieder zufrieden, aber trübselig wurde es in der kleinen Stube, recht trübselig, trotz den Rosen und Tulipanen auf den Stühlen und trotz dem schönen Zinngeschirr, das Daphne hell und blank erhielt; als die kalten Regentage kamen und die Kinder nicht mehr in das Gärtchen hinter dem Haus konnten, als der schwere Regen an die Fenster schlug und der Wind draußen heulte; Spielsachen hatten sie nicht, Daph verstand nicht sie zu kaufen, hatte auch nicht den Muth mehr, von ihrem kostbaren Geld dafür auszugeben. Die stille Mary, die hatte sie von Herzen lieb und war glücklich, wenn sie die Kinder nur sehen durfte, aber sie hatte selbst nie Spielsachen gehabt und war zu still, als daß sie hätte mit ihnen spielen oder erzählen können, auch hätte ihr die Mutter dazu gar nicht Zeit gelassen.

So war's denn Edwards liebste Unterhaltung, wenn er in der Stube herumschritt und mit einem Löffel auf das zinnerne Waschbecken trommelte, und es machte ihn sehr glücklich, wenn Luisa hinter ihm hermarschirte und sein Soldat war.

Frau Ray war eine fleißige und eine rechtschaffene Frau, eine freundliche war sie aber nicht, und sie hatte ihr Lebenlang nicht gelernt, ihr Herz in Gottes Willen zu ergeben. Schon das kam ihr als ein Unrecht vom lieben Gott vor, daß ihr braver Mann so bald gestorben war, doch hatte sie noch einen Sohn, einen starken und schönen Knaben, und ihr John war ihres Herzens Stolz und Freude gewesen. Ganz sicher hatte sie geglaubt, daß der einmal ein reicher, vornehmer Mann werde und sie dann mit sich nehme

in sein prächtiges Haus. Daß dieser ihr einziger Sohn an einem bösartigen Scharlachfieber gestorben, das konnte sie nicht mehr verwinden, und sie nahm es ihrer Mary eigentlich übel, daß die von derselben Krankheit wieder gesund worden war, „so ein unnöthig's Mädchen", wenn so ein „Prachtsbube" hatte sterben müssen. Durch die rauhe Behandlung war Mary auch so schüchtern geworden, daß ihr's selber fast wie ein Unrecht vorkam, daß sie noch auf der Welt sei, obgleich sie ihr redlich Theil mittrug an der Mutter Arbeit und Mühe.

Ihren Hausbewohnern machte nun Frau Ray auch das Leben sauer genug. Die Kinder fürchteten sich vor ihr, wenn sie gleich nur ein kleines dürres Weiblein war, und ließen sich gar nicht vor ihr blicken. Wenn sie Daphne nur von weitem sah, fieng sie an zu schimpfen über den Lärm, den die Kinder machen, über die nassen Fußstapfen von Daphne's bloßen Füßen auf der Diele, über Alles und über Jedermann.

Der stillen Mary, mit der sie herzlich Mitleid hatte, that die gutmüthige Daph zu lieb, was sie nur konnte, sie trug ihr den schweren Wassereimer herein, sie füllte ihr den Milchtopf, wenn es draußen so regnete, daß man fast nicht an den Milchkarren kommen konnte, ja, sie steckte ihr sogar eine von den wenigen Orangen zu, die sie noch von der Insel mitgebracht hatte und die sie doch so sparte für ihre Kinder. Wie gern hätte sie auch beim Waschen geholfen; aber Frau Ray ließ sich's nicht nehmen, daß die Mohrin mit ihren schwarzen Armen ihre weiße Wäsche dunkel färben würde und wollte um keine Welt mit einer Negerin an Einem Waschzuber stehen.

Ach, und Daphne wollte so von Herzen gern arbeiten für die Kinder ihres Herrn! Wenn sie nur gewußt hätte, wo und was? Gerade das machte sie auch so traurig, daß sie, die so sehr gewöhnt war an strenge, ernstliche Arbeit, nun nicht mehr zu thun hatte.

Recht traurig saß sie einmal neben den Betten ihrer schlafenden Kindlein an der Erde. Da schien ein großer, schöner Stern

herein, der erste nach langen Regennächten, und da fiel ihr plötzlich der Gedanke wieder ein an den großen Herrn droben, von dem sie freilich noch nicht viel wußte, zu dem ja aber auch ihre gute Herrin gebetet hatte, wenn sie in Sorge war. Sie erhob sich auf ihre Kniee, sie streckte bittend ihre Hände empor und sprach ihr erstes, wirkliches Herzensgebet aus: „Der große, allmächtige Gott, der wolle der armen Daph etwas zu thun geben!“

Ganz erschöpft von der geistigen Anstrengung, die sie gemacht, fast ängstlich, ob es nicht zu keck sei, daß sie, die arme, schwarze Daph, zu dem großen Gott im Himmel geredet habe, sank sie nieder, aber es wurde ihr wunderbar wohl und ruhig um's Herz, und sie schlief getröstet ein.

Neue Wege.

Rüstig erhob sich Daphne am andern Morgen, um ihre Tagesgeschäfte anzutreten und gieng etwas ängstlich wie immer vor der zänkischen Hauswirthin zur Küche, um das Frühstück für ihre Kinder zu bereiten.

Niemand war da, und es war ganz still in der Küche. Daphne gieng hinaus und öffnete endlich sachte die Thüre zu dem größern Wohnzimmer, wo Frau Ray und Mary gewöhnlich sich aufhielten und arbeiteten, in das sie aber sonst nie den Muth hatte einzutreten.

Da stand so früh schon Mary allein am Bügeltisch und bügelte eifrig zu und schaute dazwischen etwas trostlos auf den hochaufgethürmten Korb mit eingefeuchteter Wäsche neben ihr, der eben gar nicht weniger werden wollte, wie emsig sie auch d'rauf los glättete.

„Wo ist Mama?“ fragte Daphne, die jetzt herzhaft eintrat.

„O, Mama kann gar nicht aufstehen, sie liegt droben und

ist so krank!" sagte seufzend Mary, „und all' die Wäsche soll heut' noch fertig werden, wir haben sie schon so lange da."

„Thut nichts die Wäsche," sagte Daphne ganz vergnügt, „Daph kann bügeln, hat viel Wäsche gebügelt für Missus und Massa und Daph ist so müde davon, daß sie in der Stube sitzen soll wie eine Dame. Aber Daph will nach Mama sehen, kann vielleicht helfen."

„O, lieber nicht, sie könnte sonst böse werden!" rief ängstlich Mary.

„Thut nichts," sagte Daphne gleichmüthig, „zeige mir den Weg."

Mary zeigte ihr nur ganz schüchtern von weitem die Thüre zu dem Schlafkämmerlein oben, Daphne aber trat herzhaft ein.

„O, sie ist so mächtig krank, Missus Ray, nicht wahr?" sagte Daphne mitleidig, als sie in das Stüblein trat.

Frau Ray stöhnte nur etwas ärgerlich und drehte den Kopf gegen die Wand; Daphne aber ließ sich gar nicht so bald abschrecken.

„Ein bischen guten, warmen Thee machen und helfen von dies böse Krankheit," schlug sie gutmüthig vor.

„O, mein Rücken, meine Glieder! Alles thut mir weh!" ächzte jetzt die Kranke.

„Missus Ray hat Wäsche getrocknet in so kalt bös Wetter," sagte jetzt Daphne, „sie zu viel gearbeitet, sie ist's nicht so gewöhnt."

„Ja, das ist wahr," sagte Frau Ray, bei der Daphne da gerade die rechte Saite angeschlagen hatte, „bin's freilich nicht gewöhnt, aber mein Junge ist ja todt und wen hab' ich zur Hilfe, als den Dörgel von Mädchen da!"

Daph hörte nicht mehr all' die Klagen an, aber Neger sind geschickt, in Krankheiten zu helfen, sie eilte zur Küche und bereitete mit Mary's Hilfe einen stärkenden Kräuterthee, der der Kranken wohl that; sie machte ihr ein warmes Fußbad, sie rieb ihr die

schmerzenden Glieder und wickelte sie warm ein, um sie in Schweiß zu bringen.

„Missus Ray ist mächtig krank,“ sagte sie, als die kleine Frau durchaus aufstehen wollte, „sie liegen muß, wie ein klein Baby, Daph muß jetzt Frühstück machen für liebe kleine Kinder, aber Daph kann dann arbeiten helfen.“

Manchmal nehmen's die Leute gar nicht übel, wenn man sie für recht krank erkennt; Frau Ray war auch so müde, daß sie sich gern ruhig zurücklegte, sie kam in wohlthätigen Schweiß, dann in einen festen, gesunden Schlaf und als sie nach ein paar Stunden aufwachte, da fühlte sie sich noch schwach, aber eigentlich viel wohler, als lange vorher, und ohne ärgerlich zu werden, hörte sie, nur etwas verwundert, allerlei Geräusch in ihrer Wohnstube drunten, wo es sonst so still war.

Hätte sie nur hinunter blicken können, es wäre ein ganz vergnüglicher Anblick gewesen; da stand am Tisch die Schwarze mit bloßen Armen und bügelte d'rauf los mit heller Herzenslust und sah so fröhlich aus, wenn sie ein Hemd, ein Handtuch um's andere schön gebügelt auf den andern Tisch legen konnte, als ob's nichts Lustigeres auf der Welt geben könnte, als einen Bügeltag.

Die stille Mary schaute ihr ganz verwundert und erfreut zu und bemühte sich, auch so energisch zu arbeiten; Luisa fuhr mit einem leichteren, kalten Eisen höchst vergnügt auf ein paar Läppchen herum und legte sie sorgsam zusammen und fragte eifrig: „Nicht wahr, Daph, so ist's schön? Luisa kann auch helfen!“ Der kleine Edward aber marschirte sehr fröhlich um den Tisch, indem er mit Feuerzange und Bügelhaken eine prachtvolle Musik machte; schon die andere, größere Stube und das neue Geschäft war ein Fest für die Kinder, die so lange nur in dem einen engen Stübchen eingesperrt gewesen waren.

„Wer ist bei dir drunten, Mary?“ rief Frau Ray von oben, aber nicht in so scharfem, zänkischen Tone wie sonst.

„Nur Daph und die Kinder,“ sagte Daphne und streckte diesmal ganz furchtlos ihren schwarzen Kopf zur Treppe hinauf, „der große Korb da muß leer sein und ich nur ein bischen helfen bügeln.“ Frau Ray sagte nichts dagegen.

Noch acht Tage lang mußte die kleine Frau unter Daphne's sorgfältiger Pflege im Bette bleiben und diese und Mary wurden derweile die allerbesten Freunde. Die Negerin nahm dem zarten Mädchen all' ihre schwere Arbeit ab und sie wurde nun erst lustig und wohlauf, als sie tüchtig zu schaffen hatte. Mary war glückselig, daß sie dafür bei den Kindern bleiben durfte und wenn sie auch nicht viel zu ihrer Unterhaltung thun konnte, da sie selbst nie hatte spielen dürfen, so hatten diese doch das sanfte, freundliche Mädchen gar gern um sich. Luisa's glänzendes, seidenweiches Härchen und Edwards schwarzen Krauskopf konnte sie viel geschickter flechten und kämmen, als die Negerin. Daph aber hatte beim Anblick des stattlichen großen Herdes noch einen andern, „mächtig klugen“ Plan gefaßt.

Frau Ray konnte der herzlichen Gutmüthigkeit nicht widerstehen, mit der die vielgeschmähte Negerin sie versorgte und pflegte; und nachdem sie ihre erste Scheu überwunden, etwas zu essen, was eine Schwarze gekocht, mußte sie auch zugeben, daß Daphne vortrefflich kochen könne.

Ganz gestärkt kam sie nach acht Tagen wieder in ihre Küche herunter. „Da wird's sauber aussehen,“ dachte sie, trotz ihren sonst mildern Gesinnungen, „wo die Schwarze und das unnütze Ding, die Mary, ohne mich gehaust haben, wird ein schöner Schmutz und Durcheinander sein!“ Aber, siehe da, in der Küche war Alles in bester Ordnung und spiegelblank, Herd und Fußboden so schön gefegt und mit Sand bestreut, wie sie's nur vor hohen Festen hatte thun können, in der Stube lag wieder frisch gewaschene und gebügelte

Wäsche, schneeweiß und schön glatt, am Kochherde stand Daphne und bereitete eben: „nur ein gut Bißchen, Frau Ray zu stärken, da sie wieder auf ihren Füßen ist.“

Da thaute der kleinen Frau das Herz auf, das gerade nicht böse war, zum ersten Mal nahm sie recht von Herzen die schwarze Hand der guten Daphne in die ihre und sagte: „Daphne, ihr habt mir viel Gutes gethan; ich hab's nicht um euch verdient, will's aber gut machen.“

„Nun, das Alles vergessen ist und vergeben,“ sagte Daphne, ganz beschämt von so ungewohnter Güte, „jetzt Missus Ray warm Frühstück nehmen und gesund sein.“

„Was könnt' ich euch denn zu lieb thun?“ fragte die kleine Frau, immer noch ganz bewegt von Daphne's Gutherzigkeit.

Jetzt rückte unsere Schwarze mit dem großartigen Plane heraus, den sie beim Anblick des schönen Bügelofens gefaßt hatte. Sie könne ganz schöne, gute, kleine Kuchen machen, versicherte sie Frau Ray, wie die vornehmen Leute sie mächtig gern essen. In dem Ofen da könnte man die Kuchen vortrefflich backen und sie wolle dieselben dann zum Verkauf austragen; so hätte sie zu schaffen und könnte auch etwas verdienen für ihre lieben Kinder.

Der Frau Ray kam's zwar etwas seltsam vor, daß die Negerin um Geld arbeiten wollte für die Kinder, von denen sie doch sagte, daß sie einer vornehmen Herrschaft gehören, aber in ihrer ersten warmen Regung von Dankbarkeit gab sie Alles zu. So kaufte denn die schwarze Daph freudigen Muthes Alles ein, was sie zu ihrer Backerei nöthig hatte, ja sogar bunten Baumwollzeug, wie ihn die Neger gern tragen, zu einem neuen Anzug für sich, damit sie auch ihre Waaren anständig austragen könne. Es war ein ganz neues Leben in sie gekommen, nun sie wieder auf ihr altes Gebiet, die Küchenarbeit, zurückkam; die Kinder schafften fröhlich mit beim Mandelschneiden, Rosinenverlesen und allerlei, wobei freilich Daph viel zu wehren hatte, daß die kleinen Köche den Vorrath

nicht vorher aufzehrten. Aber sie machte ihnen noch ein Stück Teig zurecht, davon durften sie, so lange Daph fort war, unter Mary's Anleitung Kringeln und Kuchen verfertigen. Die Kuchen kamen alle prachtvoll aus dem Ofen, und Frau Ray fieng an wirklich Respekt zu bekommen vor ihrer geschickten Hausgenossin; „der schönst' Conditor," meinte sie, „hät's nicht schöner machen können."

Mit lautem Triumph und Jubelruf begleiteten die Kinder ihre Daph bis auf die Hausschwelle, als sie zum ersten Mal auszog, um ihre Kuchen zu verkaufen, in dem neuen, bunten Kleid, einen schneeweißen Turban auf dem Kopf. Der Korb, in dem sie ihre Kindlein hergetragen, wäre zu groß gewesen, sie hatte einen netten, kleineren Korb gekauft, ihre verschiedenen Brödchen, Kringeln und Kuchen darin ganz lockend und einladend geordnet und mit einem schneeweißen Tuche bedeckt. So zog sie nun guten Muthes aus, einer Straße zu, wo schöne, vornehme Häuser standen, die sie sich vorher schon gemerkt hatte.

In Newyork, wo Leute aus allen Welttheilen zusammenströmen, ist der Anblick einer Negerin in der Tracht, wie sie auf den Pflanzungen die Sklaven reicher Häuser gewöhnlich haben, nichts so Verwunderliches, als es bei uns sein würde; so gab Niemand besonders acht auf Daphne, aber es gieng nicht so rasch mit dem Verkauf ihrer mächtig guten Kuchen, wie sie gehofft hatte. An den meisten der stattlichen Häuser, wo sie die Klingel zog, guckte durch die Thürspalte ein vornehmer Herr Bedienter heraus, der ihr die Thüre wieder vor der Nase zuschlug mit dem kurzen Bescheid: „Wir brauchen nichts."

Recht niedergeschlagen und vor sich hin brummend, schritt die arme Daph weiter. Wieder versuchte sie's an einem vornehmen Hause, wieder fertigte sie ein flotter Diener kurz ab, als eben aus diesem Haus zwei Damen traten, um in den Wagen zu steigen, der vor der Thüre hielt. „Lady's mögen nicht ein paar schöne

Kuchen?" fragte Daphne schüchtern, indem sie ihren Korb darbot und das Tuch wegnahm.

„Ei, die sehen gut aus," sagte die jüngere der Damen, „da könnten wir gerade den Kindern davon mitbringen," die ältere stimmte bei und sie machten einen so reichlichen Einkauf, daß Daphne wieder Muth faßte und sagte: „Wenn die Ladies wollten so gut sein und noch ein paar vornehme Leute fragen, ob nicht Dienstag und Donnerstag solche Kuchen kaufen wollen, Daphne wollte sie recht schön machen, daß zufrieden seien."

„Die Schwarze sieht gar gutmüthig aus," sagte die junge Dame zu ihrer Mutter und schaute Daphne freundlich an. Der aber gieng ein heller Sonnenstrahl auf, als sie das Fräulein näher ansah. In ein so holdseliges, sanftes und liebliches Gesicht hatte sie nicht mehr geschaut, seit sie von ihrer lieben Herrin fort war. Sie war ganz glücklich, als ihr die Damen erlaubten, am nächsten Tage wieder zu kommen, wo sie ihr dann schon für Kundschaft sorgen wollten bei ihren Bekannten, wenn das Backwerk gut sei.

Getröstet gieng sie weiter, nachdem sie der „holdselig jung Lady" nachgeschaut, so lange sie konnte; sie verkaufte auch unterwegs noch, meist an Vorübergehende, fast all ihre Waare und konnte daheim den Kindern nicht genug erzählen von dem schönen jungen Fräulein, wie die goldenen Haare über der weißen Stirne gescheitelt waren, wie lieblich sie aus ihren blauen Augen geblickt und wie sanft sie gelächelt habe mit dem süßen rothen Mund, so daß Luisa fragte: „Daph, ist es nicht heimlich ein Engel gewesen?" — Sie sollte ihr noch zum Engel werden.

Dreimal in der Woche durfte Daph nun in das Haus Milfort kommen, wo ihre „holdselige junge Lady" wohnte, ihre Kuchen und Kringeln wurden nach und nach so bekannt in der Straße, daß sie fast nicht genug backen konnte und die vornehmen Bedienten die Hausthüre öffneten, wenn sie sie von Weitem sahen, weil die

Herrschaft schon gefragt hatte nach den „Mohrenküchlein". So kam denn ihr Geschäft recht in Schwung, ihr schönstes und bestes Backwerk sparte sie aber immer auf für das Haus Milfort, wo sie auch stets freundlich willkommen war.

Traurige Botschaft.

In dem kleinen rothen Haus mit grünen Laden gieng es nun viel freundlicher und friedlicher zu, wenn auch Frau Ray nicht gerade mit einem Male die lautere Sanftmuth und Freundlichkeit wurde.

Sie hatte neben ihrer Backerei und der Arbeit für ihre Kinder immer noch Zeit, ihrer Hauswirthin beim Waschgeschäft zu helfen. So konnte Mary ein bischen nähen lernen und ihr beistehen, daß ihre lieben Kinder, die gesund heranwuchsen, nun wieder hübsch gekleidet werden konnten; mit den rothen Schiffsröckchen hatte sie noch ein paar kleine Bettelkinder hoch beglückt.

Die fleißige Daph verdiente nun so viel, daß sie für Nahrung und Kleidung ihrer Kleinen hinlänglich sorgen konnte. Ach, aber sie fühlte wohl, daß da noch für allerei hätte gesorgt werden sollen, wo sie nicht helfen konnte.

Edward war nun vier Jahre alt, ein netter, kräftiger, aber mitunter auch ein recht eigensinniger, kleiner Bursch; Luisa, Kapitän Jones' „weiße Wasserlilie", blühte wie ein Maienröslein. Daphne ließ sie bei schönem Wetter den ganzen Tag in dem kleinen Hausgarten sitzen und spielen, auf der Straße sah man sie nie. Sie trugen jetzt immer nette Kleidchen und an ihren schneeweißen Schürzen sah man wohl, was Daph für eine geschickte Wäscherin war, aber, — sie spürte doch, daß die Kinder jetzt hätten Manches lernen sollen, was sie sie eben beim besten Willen nicht lehren konnte. „Nicht so essen, Miß Luisa," sagte sie manchmal. „Ja, wie soll

ich denn essen, Daph?" fragte das Kind. „Ja, dumme Daph, weiß das selber nicht so recht," sagte diese, „aber vornehme Kinder essen nicht so." So lieb Edward seine Daph hatte, so war er doch oft unartig und eigensinnig, und ihres „Massa Kinder" selbst zu strafen oder zu schelten, — das hätte Daphne nie gewagt. Nur wenn Edward sah, daß seine Daph mit so gar betrübtem Gesicht sich abwandte, kam er meist reuig zurück: „Sei lustig, Daph, Edward will lieb sein!"

Edward wußte von der Heimath und den Eltern nichts mehr, als daß ihn Papa einmal habe reiten lassen; bei Luisa hatte sich aber ein stilles Heimweh nach der lieben Mutter festgesetzt, das lebendiger wurde, je mehr wohl das Kind innerlich fühlte, wie ihm jetzt eine treue Mutter nöthig wäre. Was die Mutter sie daheim noch gelehrt hatte von frommen Sprüchen und Liedern, das hatte sie allmählig vergessen, nur ihr Morgen- und Abendgebetchen hatte sie noch behalten, weil die getreue Daphne sie immer daran mahnte, daß sie es mit Edward betete.

Aber die gute Daph, die man wohl auf der Insel getauft, doch nicht viel unterrichtet hatte, konnte den Kindern nichts sagen von dem lieben Heiland, von der seligen Botschaft des Evangeliums. Das schöne Buch mit den goldenen Schließen bewahrte sie sorgsam auf im dunkeln Gefühl, daß da Alles drinnen stehe, was man brauche, um gut zu sein auf Erden und um zum großen Herrn im Himmel zu kommen, aber — es war ihr ein verschlossenes Buch, und die stille Mary, die hatte nicht viel besser lesen gelernt, als sie selbst.

Eine Schule für die Kinder zu suchen in der großen, fremden Stadt, daran konnte Daphne nicht denken, auch wären sie ja noch zu jung dazu gewesen, aber daß die Kinder ihres Herrn aufwachsen sollen, ohne zu wissen, was sich für solche Kinder schickte, ohne etwas zu lernen von dem heiligen Buch, das ihre Mutter so lieb gehabt, das kam Daphne doch schrecklich vor. „Der große Gott

weiß, wie er's noch soll recht machen," sagte sie sich immer wieder zum Trost und suchte derweilen ihre Schuldigkeit zu thun für den heutigen Tag.

Von der grausigen Angst, die sie mit den Kindern fortgetrieben, von der Gefahr für ihre theure Herrschaft, wollte sie aus unbestimmter Angst keinem Menschen etwas sagen, und da sie daher auch gar nichts gehört und erfahren, so tröstete sich ihr vertrauensvolles Gemüth immer mehr mit der Hoffnung, daß noch Alles gut gegangen und Massa und liebe Missus einmal noch kommen würden, um die Kinder zu holen. „Liebe Mama wird wieder kommen zu Miß Luisa und freuen, daß sie ein gut Mädchen gewesen," sagte sie zu Luisa so oft, daß sie es selbst zuletzt fest glaubte.

„Es ist ein Herr draußen," meldete ihr an einem Morgen die stille Mary, deren gesetztes Gesichtchen ganz verwundert d'rein schaute, „er hat gefragt, ob Mutter noch da wohne, und ob sie nichts wisse von einer Negerin Daphne mit zwei Kindern."

„Das bin ich," sagte Daphne, die allmählig auch hatte besser sprechen lernen, sehr eifrig; „ist's ein ganz großer, schöner Herr, der ganz vornehm aussieht?" Ihr erster Gedanke war an ihren Herrn.

„Nicht gerade," sagte Mary und in dem Augenblick kam Frau Ray herein mit Kapitän Jones, der der getreuen Daph herzlich die Hand zum Gruß schüttelte.

Daph war freilich zuerst etwas getäuscht, aber doch freute sie sich von Herzen, daß sie ihren guten Beschützer wieder sah, und recht mit Stolz sah sie, mit welcher Freude er ihre Lieblinge betrachtete, in seine Arme nahm und herzte. Edward wehrte sich mit Händen und Füßen und schrie: „Ich will dich ja gern haben, aber du brauchst mich nicht so zu drücken und du krazst mich ja mit deinem groben Schnauzbart!"

Der Kapitän drückte und herzte ihn erst noch einmal, Luisa aber fragte leise: „Wer ist's, Daph, es kann nicht Papa sein?"

„Nein, o mein Kind,“ sagte der Kapitän mit einer Thräne im Auge, stellte den Kleinen nieder und setzte sich ruhiger zu ihnen.

Er sprach auch mehrmals mit Frau Ray, die er früher kaum einmal gesehen hatte, und fragte sie freundlich, wie es ihr gehe? Frau Ray war hoch verwundert, daß der Kapitän ihres seligen Mannes so freundlich und vertraulich mit der Schwarzen sprach; sie hatte diesmal nicht gar so viel zu klagen und redete auch nicht so verächtlich von ihrer Mary, wie früher; sie hatte wirklich durch den Verkehr mit der gutmüthigen, selbstlosen Daphne und den Kindern, die ihr lieb geworden, eine etwas mildere Gemüthsart bekommen. Mary war ganz verwundert, als der Herr so freundlich mit ihr, der Tochter seines alten, guten Steuermanns, redete und ihr die Hand gab, obgleich sie nur ein unnöthiges Mädchen war.

Frau Ray brachte Bier und Butterbrod und die Gesellschaft saß eine Weile vergnügt beisammen; da stand Kapitän Jones auf und sagte mit einem schweren Seufzer: „Daphne, ich kann nur noch ein paar Minuten verweilen und ich sollte euch vorher noch etwas sagen, euch ganz allein,“ und er blickte hinüber nach Frau Ray, die sogleich sehr beleidigt aufstand: „Komm', Mary, wir wollen nicht bleiben, wo wir überflüssig sind, wenn's gleich in meinem eig'nen Haus ist; kommt, Kinder!“ und sie gieng hinaus und schlug die Thüre tüchtig zu. „Kommt nichts Gutes 'raus, wo's ein Geheimniß braucht,“ murmelte sie noch vor sich hin.

Daphne fühlte, daß sie etwas Wichtiges erfahren sollte; begierig und etwas angstvoll blickte sie auf. „Daphne,“ fieng Jones an, „es ist Alles schauerlich wahr geworden, was ihr mir damals mitgetheilt, als ihr mit euern Kindern im Korbe auf unser Schiff gekommen seid; in einer Nacht sind die Weißen auf der Insel ermordet worden, ihr habt eures Herrn Kinder von blutigem Tode gerettet, unser Herrgott im Himmel wird euch dafür belohnen.“

Der Kapitän hielt inne. „Meine liebe Missus und Massa!“ rief Daphne angstvoll und faßte seine Hand.

Kapitän Jones konnte zuerst nicht sprechen. Er fuhr mit seiner Hand über den Hals, wie wenn man mit einem Messer durchschneidet. „Es ist, wie ich gefürchtet," sagte er endlich traurig; „die Weißen auf der Insel sind getödtet, das Haus des Generals verbrannt, General Latour und seine Frau sind von ihrem schwarzen Kutscher ermordet worden."

Daphne hörte ihm zu mit Zittern und Beben. Bis jetzt hatte sie standhaft gehofft; nun traf sie's wie ein Donnerschlag und mit einem lauten Schrei sank sie bewußtlos zu Boden.

Der wilde, gellende Schrei, mit dem die Negerin all' ihren Schreck, ihren furchtbaren Jammer ausstieß, klang durch's ganze Haus. Frau Ray und Mary stürzten herein, ihnen nach die erschreckten Kinder. Luisa kniete nieder neben Daphne und fieng bitterlich zu weinen an, während Edward wie ein junger Löwe auf den Kapitän lossprang und schrie: „Der böse Mann hat Daph todt gemacht, wart' nur!" Frau Ray und Mary versuchten Alles, um die Ohnmächtige in's Leben zu bringen, während der Kleine mit geballten Fäusten den Kapitän angriff, stieß, schlug und krazte, so daß dieser ihn zur Thüre hinaussperren mußte.

Ganz wüthend rannte Edward nun auf die Straße unter fortwährendem Geschrei: „Meine Daphne hat er todt gemacht, der böse, böse Mann!"

Unter den Vorübergehenden, die sich nach und nach um den tobenden Knaben sammelten, war Doktor Bath, ein junger Doktor, der noch nicht viel zu thun hatte, der aber immer höchst eifrig durch die Straßen rannte. „Was ist's, Kleiner?" fragte er.

„Droben liegt sie todt auf dem Boden und der böse Mann hat's gethan," schrie Edward, weinend vor Zorn und Jammer. „Wo, wo, Kind?" fragte eifrig der junge Doktor. Edward deutete auf das Haus, und äußerst begierig, was das für eine Geschichte sei, eilte der Doktor hinauf. Es kam ihm schon höchst verdächtig vor, daß droben auf sein Klopfen der Kapitän so vorsichtig die

Thüre aufmachte. Edward, der ihm nachgegangen war, sprang gleich wieder wüthend auf den Kapitän los, der hielt ihn aber fest in seinen starken Armen, während er zusah und Hilfe leistete bei den Versuchen, die der Doktor machte, um Daphne wieder aufzuwecken. Der Doktor ordnete an, daß man ihre Kleider aufmachte und ließ sie platt niederlegen und ihren Arm entblößen, um ihr zur Ader zu lassen. Während er damit beschäftigt war, schlug es zwölf. Der Kapitän sah auf seine Uhr und fand, daß er eilen mußte, um noch zu rechter Zeit vor dem Absegeln auf sein Schiff zu kommen. Er setzte hastig den Knaben nieder, der nicht recht wußte, ob er jetzt nicht auf den Doktor losfahren sollte, der seine Daph in den Arm stach, daß es blutete, — legte ein kleines Päckchen auf den Kaminsims und mit einem langen, traurigen Blick auf die arme Daphne und auf die Kinder sagte er Lebewohl und eilte fort.

Es brauchte lang, bis Daphne wieder erwachte dann aber richtete sie sich auf und sagte hastig, sie sei wieder ganz wohl, man möchte sie nur allein lassen; allein wollte sie sein mit dem furchtbaren Jammer, der nun erst über sie gekommen und der wieder viel heftiger wurde, wenn sie die armen Kinder ansah; es war umsonst, daß diese freundlich ihre Hand nahmen, sie streichelten und baten: „O, sieh' nur auch wieder recht aus, wie uns're eig'ne liebe Daph!“ — Sie wollte sich nicht trösten lassen.

Frau Ray und der junge Doktor waren noch ganz verwundert von dem unerwarteten Auftritt. Sie hatten Beide die reichen Ketten und kostbaren Ringe gesehen, die Daphne sonst so wohl versteckt bei sich trug; dem Doktor fiel Luisa's feines Aussehen, eine gewisse vornehme Haltung bei dem unbändigen kleinen Edward verwunderlich auf, gegenüber der rauhen Negerin, dazu der sonnverbrannte Fremde, der so plötzlich wieder verschwunden war, nachdem er allem Anschein nach die Negerin mit einer entsetzlichen Kunde erschreckt hatte, — er konnte nicht recht daraus kommen und fragte

Frau Ray eifrig aus über Alles, was sie von der Schwarzen und den Kindern wußte.

Viel konnte ihm diese nicht sagen, aber gerade, daß Daphne ihr nicht mehr von sich und den Kindern gesagt, das kam ihr jetzt erst verdächtig vor. Von Kapitän Jones wußte sie auch weiter nichts, als daß er vor Jahren mit auf ihres Mannes Schiff gewesen sei und daß er immer für einen rechtschaffenen, gutherzigen Mann gegolten habe.

Alles Mißtrauen, das sie in den ersten Tagen gegen Daphne gehabt und das durch das gutherzige Wesen und den redlichen Fleiß der braven Schwarzen sich verloren hatte, wachte nun wieder in ihr auf, dazu fand man, daß in dem Päckchen, das der Kapitän dagelassen hatte, eine schwere, goldene Kette war. Was hatte der Seemann und das Negerweib mit goldenen Ketten zu thun! — „Ja, Herr Doktor, ich fürchte, 's ist nicht richtig," sagte sie zu diesem in ihrer Stube, während Mary und die weinenden Kinder drüben bei Daphne waren; „'s ist etwas geschehen!"

Was geschehen sein sollte, konnte sie sich freilich selber nicht vorstellen; der Doktor aber war ganz im Eifer und dachte, daß er da einem ganz merkwürdigen, schrecklichen Verbrechen auf die Spur komme und dadurch selber ein merkwürdiger und berühmter Mann werde.

Als er fort war und Frau Ray drüben die arme Daphne noch ganz schwach auf ihrem Lager auf dem Fußboden liegen sah, wie sie in ihrer schlichten Weise versuchte, die weinenden Kinder zu trösten, da schämte sie sich selbst über ihren Verdacht und beinahe hätte sie ihr Alles geradezu gesagt. „Aber, ich möcht' doch gern, daß Alles herauskäme, was es eigentlich ist mit den feinen Kindern und mit den goldenen Ketten und mit dem kostbaren Schmuck," dachte sie wieder und ließ der Sache den Lauf.

Ein hilfreicher Engel.

Gar zu schwer hatte die arme Daphne der Schlag getroffen; auch als sie wieder auf sein konnte, wollte ihre alte Kraft und ihr guter Muth nicht wieder kommen. „Der große Gott hat die arme Daph eben ganz aufgegeben,“ sagte sie trostlos vor sich hin, und die Hoffnung, die sie bisher im Stillen aufrecht erhalten hatte, war für immer dahin.

Jetzt erst konnte die stille Mary so recht ihr dankbares Herz zeigen für all' die Güte ihrer schwarzen Freundin, sie nahm die Kinder zu sich und gab sich alle Mühe, sie zu unterhalten; sie besorgte Daphs Geschäfte in der Stube und bei den Kleinen, wenn sie sich auch von der Mutter schelten lassen mußte, nur Daphskuchen backen, das konnte sie nicht! Dabei hatte sie ihr bisher nur mit stummer Bewunderung zugesehen und ein bischen Handreichung gethan, aber sie war doch so überlegt, daß sie bei all' ihren Kunden herum gieng und sagte: Daphne sei krank, werde aber bald wieder kommen und ihre guten Kuchen bringen.

Daphne lag meist auf ihrem Lager, ohne recht die Augen aufzumachen; was Mary ihr brachte, nahm sie hin ohne viel Worte und Bewegung, wenn Frau Ray hie und da geschäftig aus- und einlief in ihrer Stube, die Laden aufmachte und wieder zu, weil sie nicht recht wußte, was sie eigentlich da thun könne, so merkte es Daphne kaum. Ihre Gedanken waren weit, weit in der Ferne.

Es war einige Tage nach dem Besuch des Kapitäns; Daphne lag ganz still und allein in ihrer Stube, da hörte sie ein leises Klopfen an der Thür und die scharfe Stimme der Frau Ray: „Nur da herein, Miß, ich meine, sie ist nicht so krank, aber sie regt sich fast nicht und macht gar nichts.“

Daphne schaute verwundert auf, als eine feine junge Dame

an ihr Bett trat; ein trauriges Lächeln gieng auf ihrem Gesicht auf, als sie in das holdselige Angesicht von Rosa Milfort blickte.

„Wir haben Eure guten Kuchen recht vermißt," sagte die sanfte Stimme, „und da ich hörte, daß Ihr krank seid, wollte ich selbst kommen und nach Euch sehen."

Die sanften und freundlichen Worte von dem vornehmen Fräulein thauten Daphne's ganzes Herz auf. Sie brach in Thränen aus und rief: „O, mein holdselig jung Fräulein, Sie reden ja mit der armen Daph so freundlich wie ihre liebe Missus!"

Rosa setzte sich neben das niedrige Bett, das Mary für Daphne zurecht gemacht hatte. „Seid Ihr sehr krank, Daph?" fragte sie liebevoll.

„O, Daph ist ganz todt im Herzen und ganz schwindlich im Kopf," sagte das arme Geschöpf und legte ihre Hand an's Haupt; „der große Gott hat Daph so schweres Leid geschickt und hat sie ganz aufgegeben!" — und sie weinte bitterlich.

Rosa beugte sich auf sie nieder und sagte: „Der große Gott gibt gar Niemand auf, der nach ihm verlangt, vielleicht hat er mich geschickt, um Euch zu trösten."

Da blickte Daphne sie an mit einem Schimmer von Hoffnung in ihren traurigen Augen. „Weiß nicht, warum Daph nicht Alles sagen soll, das holdselige Fräulein kann sie trösten vielleicht, wenn sie Alles weiß."

„Der liebe Heiland weiß Trost in allem Leid," sagte Rosa wieder; „was macht Euch so unglücklich? Könnt Ihr mir's nicht sagen?"

Noch einmal schaute Daphne lang in das süße, milde Angesicht, in die klaren, blauen Augen, die sie so sanft anblickten; dann schüttete die arme Negerin ihr ganzes, betrübtes Herz aus und erzählte ihr Alles. Ihre angstvolle Flucht mit den Kindern und die lange, stille Hoffnung, daß ihre theure Herrschaft doch gerettet sei, die sie seither aufrecht erhalten, und wie nun die Jammerbotschaft des Kapitäns all' diese Hoffnung vernichtet hatte und sie hilflos, allein in der Welt mit den armen Waisen gelassen.

Rosa weinte mit der armen Schwarzen, und mit stiller Bewunderung blickte sie auf die treue Seele, die arm, unwissend, ohne Hilfe von außen in der Einfalt ihres Herzens durch ihre selbstvergessene Hingebung die Kinder bis hieher gepflegt hatte.

Als sie sich wieder gefaßt hatte, nahm sie die schwarze Hand in die ihrige und sagte: „Daphne, die Mutter, die ihre Kinder früh schon gelehrt hat, den Heiland lieben, die ist nun bei ihm im Himmel. Auch Euer Herr wird nun droben sein bei seinem himmlischen Herrn und König. Dort ist eine Heimath, wo kein Leid mehr ist und keine Sünde, kein Scheiden für die, die sich lieb haben. Dort dürfet Ihr mit Gottes Hilfe der Mutter einmal ihre Kinder wieder zuführen. Ihr müsset die Kinder lehren, daß sie den Herrn lieb haben, damit sie einmal zu ihm in den Himmel kommen können. Das ist's wohl werth, daß Ihr deßhalb lebet und strebet."

„Ja, wie soll die arme, dumme Daph den Weg zeigen zum Himmel? — sie weiß ja selber nicht recht," sagte Daphne.

„Der liebe Heiland hat die Pforte aufgethan für Alle, die Ihn lieb haben und Ihm trauen," sagte Rosa eifrig, „und wenn es Euch ernst ist, so könnet Ihr zu Ihm kommen und die lieben Kinder Ihm zuführen."

Der armen Daphne war noch so wenig vertraut worden von dem Schatz der göttlichen Lehre, an dem Wenigen aber hatte sie sich festgehalten mit demüthiger Treue, ihre geringen Gaben hatte sie getreu verwendet; nun gieng ihr wie ein seliges Licht der Segen des Evangeliums auf, das der Herr gebracht hat für die geistlich Armen, die da demüthigen Herzens sind.

Als sie noch in eifrigem Gespräch mit ihrer jungen Lehrerin war, da kamen die Kinder herein, die sich nicht mehr von Mary im Garten hatten halten lassen. Edward sprang rasch in's Zimmer, ohne die Dame zu beachten; in Rosa's Augen traten Thränen, als sie zum ersten Mal die verwaisten Kinder sah.

Edward bemerkte gleich, wie Daph's Gesicht viel heller und

heiterer aussah und rief mit Jubel: „Daffy ist besser! Daffy wird gesund! arme Daffy!“ — und er legte sein Lockenköpfchen auf den schwarzen Arm und sah sie freundlich an.

Luisa sah mit schüchternem Staunen das schöne Fräulein im blauseidenen Kleide am Bett ihrer Daph sitzen, es schien, als ob sie einen wunderbaren Herzenszug zu ihr habe, und als Rosa sie auf ihren Schooß nahm, sie so liebevoll ansah und küßte, da schlang das verwaiste Kind ihre Arme um ihren Hals, barg das Köpfchen an ihrer Brust und weinte, als ob ihr junges Herzchen brechen wollte.

„Es ist nicht Mama?“ flüsterte das Kind und schmiegte sich immer wieder fest und zärtlich an die, deren liebliche Erscheinung aus den Tiefen ihres jungen Herzens ihr das Bild der langverlornen Mutter erweckt hatte.

Nach und nach wurde das Kind ruhiger, sie blieb still sitzen auf dem Schooß ihrer neuen Freundin und streichelte nun leise ihr seidenweiches Haar und ihre weißen, feinen Hände. Rosa aber betete im Stillen, daß der liebe Gott ihr helfen möge, sich der Kleinen anzunehmen, die ihr wie vom Himmel zugeführt erschienen.

Inzwischen hatte Daphne ein Päckchen hervorgeholt, das sie, sorgsam verwahrt, seither immer bei sich getragen hatte, obgleich sie nichts damit anzufangen wußte, mit dem unbestimmten Gefühl, als ob es ein Schutz sei gegen das Böse. Aus allerlei Tüchlein, Lappen und Papieren brachte sie endlich das schöne Bibelbuch mit goldenen Schlössern hervor.

„Da steht's, glaub' ich, d'rin von dem guten Heiland,“ sagte sie, „aber arme, dumme Daph kann nicht lesen.“

Rosa öffnete das Buch und las auf dem weißen Blatt vornen: „Elisa Latour von ihrem treuen Gatten. — Ein Herr, Ein Glaube, Eine Taufe, Ein Gott und Vater über uns Allen.“

In Luisa wachten wieder dunkle Erinnerungen auf, als sie das Buch in Rosa's Hand sah und sie hörte aufmerksam zu; auch Edward war ganz ruhig und blickte auf das schöne Fräulein, als

sie mit ihrer süßen Stimme wieder las: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn solcher ist das Reich Gottes.“ Und wieder wachte in Luisa's jungem Herzen eine ferne Erinnerung auf und sie küßte die Lippen der sanften Vorleserin mit wunderbarer Freude.

„O, bleib' da, geh' nicht fort,“ baten die Kinder beide, als Rosa aufstand, um zu gehen.

„Ich kann jetzt nicht bleiben,“ sagte diese und machte sanft Luisa's Händchen los, „aber ich komme wieder und will euch und eurer guten Daphne lesen und erzählen aus dem heiligen Buch.“

„Wenn, wenn? Wenn willst du denn wieder kommen?“ fragte die Kleine ängstlich und Daph blickte verlangend nach ihr hinüber.

„Morgen um elf Uhr könnt ihr am Fenster nach mir sehen,“ versicherte Rosa, „und ich will euch nicht lange warten lassen.“

Recht als ein heller Sonnenstrahl war dieser liebliche Gast in das Stübchen im rothen Hause gekommen; ihre Besuche, ihre freundliche Weise mit den Kindern umzugehen, wurden zur täglichen Herzensfreude, ein reicher Segen für die verwaisten Kinder und für die demüthige Negerin, die nichts verlangte, als „getreu zu sein im Dienste ihres Herrn“.

Seltsame Vorgänge.

Jeden Tag kehrte die freundliche Rosa nun ein im rothen Häuschen und jedes Mal war ihr Besuch ein Jubel für die Kinder und machte die treue Daphne glücklich, die jetzt erst wieder ihre Kuchen backen und ihre Ausgänge machen wollte, doppelt beruhigt, wenn das holdselige Fräulein bei ihren Kindern war.

Es waren einige Tage nach Rosa's erstem Besuch. Edward stand am Fenster und schaute nach Rosa, während Daph der etwas ungeduldigen Luisa ihr Schürzchen festband. „Kommt Rosa?“ fragte Luisa den Kleinen.

„Nein, ich sehe sie noch nicht,“ rief Edward, „nur der garstige, wüste Doktor kommt, der Daph in den Arm gestochen hat, und zwei Männer mit.“

„O, nicht schimpfen, Master Edward,“ bat die gutmüthige Daph, „Doktor hat wollen Daph gesund machen.“

„Ein wüster Doktor ist er, und ich mag ihn nicht,“ schrie der Kleine wieder, gerade als die Thüre aufgieng und Doktor Bath herein kam.

„O, Herr Doktor ist ja sehr gut, noch nach Daph zu sehen,“ sagte die Negerin so höflich sie konnte, „bin ganz wohl wieder, nur der Arm ein bischen steif, wo der Herr Doktor hineingestochen haben.“ Der Herr Doktor wollte aber nichts wissen von Daphne's Arm, er rief den zwei Polizeidienern herein, die er mitgebracht. „Hier ist die Person,“ sagte er, „nehmet sie mit.“

„Warum soll ich mitgehen?“ fragte Daphne ärgerlich. „Habe nichts zu thun mit den Männern, wo soll ich hin?“

„In's Gefängniß, wo man untersuchen wird, wie eine Schwarze zu goldenen Ketten kommt, und was Ihr sonst für Raub und Diebstahl begangen.“

„O, so?“ sagte Daphne ganz beruhigt, „da kann Daph ruhig sein, da wird ja wohl ein rechter Herr kommen und sehen, daß Daph nichts Unrechtes gethan, der Herr Doktor ist noch jung, der weiß es nicht besser; für meine lieben Kinder wird der große Gott sorgen und die liebe Miß Rosa.“

Willig schickte Daphne sich an mit den Männern zu gehen, Luisa flüchtete sich weinend in die Arme ihrer lieben Rosa, die erschreckt zusah; Edward ließ aber nicht so gutwillig seine Daph fortführen, er hielt sie fest am Rock, er stemmte sich gegen die Thür, um sie nicht hinauszulassen, zuletzt erwischte er das Waschbecken und machte damit so kräftige Angriffe auf die dünnen Beine des kleinen Doktors, daß der mit einem Luftsprung hinaushüpfte und mit doppeltem Aerger den Männern befahl, die Schwarze rasch in's Gefängniß zu bringen.

Mit lautem Weinen blieben die Kinder zurück, Rosa tröstete sie, so gut sie konnte und versicherte ihnen, sie habe einen lieben Papa daheim, der müsse helfen, daß die gute Daph wieder frei werde, sie wolle nach Haus gehen und ihn darum bitten.

Frau Ray rumorte greulich draußen herum und jammerte laut: „Hab's gesagt, 's ist nicht richtig, 's geht noch schlecht, und wenn sie nun das schwarze Weibsbild im Thurm lassen oder gar noch hängen, dann hab' ich die Kinder auf dem Hals! Ich wollt', der kleine Doktor wär' nie über meine Schwelle gekommen."

Die stille Mary wagte nicht die bittern Vorwürfe auszusprechen, die sie gegen die Mutter auf dem Herzen hatte, weil sie dem Doktor zu seinem schlimmen Verdacht gegen die gute Daph noch geholfen; sie konnte nur bitterlich weinen um ihre getreue Freundin und sich um so freundlicher der verlassenen Kinder annehmen.

Daph im Gefängniß.

„Na, das ist nicht der sauberste Platz," sagte die arme Daphne, als sie sich in dem engen Kerkerstübchen eingeschlossen sah, „aber der liebe Heiland ist überall, sagte Miß Rosa, und wo der Heiland ist, da kann Daph ja auch sein. Aber die Kinder!" fiel ihr jetzt mit schwerem Jammer auf's Herz, „was wird aus meinen lieben Kindern werden?" Und jetzt erst brach der Jammer über sie herein; sie setzte sich auf den harten Fußboden und weinte bitterlich.

Aber nicht lange blieb die gute Schwarze so trostlos: „Schäm' dich, alte Daph," sagte sie zu sich selbst, „hat nicht der Herr Jesus die Kinder so lieb als du, und kann der nicht sorgen für die lieben Kleinen? Arme, dumme Daph darf sich nicht so bekümmern um sie."

Und ruhig blieb sie sitzen und schaute hinauf nach dem Sonnenstrahl, der durch ein schmales Fensterlein gerade hereinschien in ihr Gefängniß und sie suchte sich zu trösten mit all' den schönen Worten und Verheißungen, die sie in letzter Zeit durch Miß Rosa gehört

hatte; aber schrecklich war's für die fleißige, sorgsame Seele, da so still zu sitzen, so eingeschlossen, und zu denken, was jetzt Alles geschehen sollte für die lieben Kinder daheim.

Da drehte sich der Schlüssel draußen, die schmale Thür wurde geöffnet und ein fremder Herr trat herein.

Es war ein stattlicher, wohlhäbiger, ältlicher Herr mit respektablem Aussehen und einem Ausdruck von Güte und Wohlwollen in seinem runden freundlichen Gesicht, der da hereintrat zu der armen Negerin.

Daphne schaute ihn verwundert, aber mit großer Befriedigung an; seine feine und anständige Kleidung, seinen Stock mit goldenem Knopf und seine ganze würdige, freundliche Erscheinung. „Ja, das ist ein rechter Herr, der wird Alles einsehen," sagte sie zu sich selbst, stand auf und machte einen höflichen Knix.

Ja, sie hatte recht, die gute Daph, ein rechter Herr war das, der Richter Milfort, ein angesehener, hochgeachteter Mann in der Stadt, geachtet von den Reichen und gesegnet von den Armen. Auf die flehentliche Bitte seiner Tochter Rosa war er ausgegangen, nach der Schwarzen zu sehen, deren Geschichte, wie Rosa sie berichtet, ihm doch etwas abenteuerlich erschienen war. Er hatte zuerst den kleinen Doktor aufgesucht und von ihm seine Verdachtgründe gegen Daphne gehört, dann Frau Ray befragt, die freilich nur Gutes und Rechtschaffenes von ihrer Miethwohnerin berichten konnte; die Beiden hatte er mit sich genommen und in einem Vorzimmer des Gefängnißgebäudes gelassen, so lange er eintrat, um die Negerin selbst zu befragen.

Daphne fühlte gleich das beste Zutrauen zu dem „rechten Herrn" und ganz offen berichtete sie ihm in ihrer einfachen Weise, wie es kam, daß sie hier war mit den vornehmen Kindern und wie sie in den Besitz von Goldwaaren und Kostbarkeiten kam, wie eine Herzogin sie hätte tragen können. Ihr Auge wurde hell und ihr Herz leicht, so lang sie ihm erzählte von der schönen Heimath ihrer

Kinder auf der Insel, wo sie so glücklich gewesen war im Dienste ihrer guten Herrschaft. Schrecklich war's ihr, zu berichten von dem grauenvollen Verbrechen, das ihre Landsleute verübt; von Allem, was sie selbst gethan, um die Kinder ihres Herrn zu retten und zu erhalten, sagte sie nicht viel; nur als sie von dem letzten Besuch des Kapitäns sprach und von der jammervollen Kunde, die er ihr gebracht, da brach fast ihre Stimme in bitterlichem Weinen.

Hie und da hatte der vorsichtige Richter eine rasche Zwischenfrage gethan, aber ihre Antworten waren so ruhig und sicher, ihre ehrlichen schwarzen Augen so zutraulich auf ihn gerichtet, daß er sich fast schämte, gezweifelt zu haben an ihrer Wahrhaftigkeit und Redlichkeit.

Die Augen des alten Herrn wurden feucht in innigem Mitleid und sie wurden wieder hell in stiller Freude, als mit all' der Dankbarkeit ihres warmen Herzens die gute Daphne schilderte, wie, gleich einem Engel vom Himmel, so ein gutes, holdseliges Fräulein in ihr Stübchen gekommen sei, die nun ihren lieben Kindern aus dem heiligen Buch ihrer Mutter lesen könne und ihnen sagen von dem guten Gott im Himmel und dem barmherzigen Heiland. „Gott segne meine liebe Rosa," murmelte er leise vor sich hin; „ja, ja, da hat das Kind wieder recht gehabt," und er bot der Negerin herzlich seine Hand, der das eine ganz unerhörte Ehre dünkte von einem so vornehmen „rechten Herrn".

Herr Milfort hatte seine Rosa von Herzen lieb, aber er wußte, daß sie ein leichtbewegtes, mitleidiges Herz hatte, und so hatte er selbst genau nachsehen wollen, ehe er etwas that für ihren schwarzen Schützling. Jetzt aber war er gewiß, daß er es hier mit einem redlichen, getreuen Herzen zu thun hatte, wie es nicht viele gab auf der Welt.

Er ließ Doktor Bath und Frau Ray herein rufen, während Daphne nach ihrem langen Bericht still und demüthig dastand. „Herr Doktor," sagte er zu dem kleinen Mann, „Sie sind in großem Irrthum gewesen und allzu geneigt, etwas Schlimmes zu vermuthen. Auch waren Sie im Unrecht, als Sie, auf einen

bloßen Verdacht hin, einen Verhaftsbefehl gegen diese Frau ausgewirkt, die als treue und redliche Dienerin gehandelt hat bis heute. Auf mein Wort und meine Bürgschaft wird diese brave Negerin sogleich freigelassen; wie es kommt, daß sie mit den weißen Kindern hier ist und die Schmucksachen besitzt, das können Sie von mir in meinem Hause erfahren. Sie, Frau Ray, werden selbst einst einsehen, daß Sie mehr als der junge Herr Doktor Grund gehabt hätten, an die Redlichkeit ihrer Miethbewohnerin zu glauben, ich denke, Sie werden Ihr Unrecht gut machen."

Der Doktor war zuerst sehr ärgerlich und niedergeschlagen, daß er nun noch Tadel und Zurechtweisung empfieng, wo er geglaubt hatte, eine wichtige Entdeckung zu machen, doch gewann sein gutes Herz die Oberhand und er sagte zu Daph: „Ist mir leid, gutes Weib, daß ich Euch Unrecht gethan, wenn ich Euch später einen Gefallen thun kann, soll's gern geschehen."

„O, thut nichts, Herr Doktor, thut gar nichts," sagte abwehrend die demüthige Daph, „Herr Doktor sind eben noch jung, und haben's nicht besser gewußt, haben's nicht bös gemeint."

Der kleine Doktor gieng rasch davon und hat nicht so bald wieder einen Verhaftsbefehl ausgewirkt.

Auch Frau Ray wollte sie um Verzeihung bitten, Daphne aber war ganz beschämt, daß man so viel Umstände mache mit einer armen Schwarzen. Sie war glücklich genug, daß sie wieder herausdurfte und daß der brave „rechte Herr" selbst so rasch, wie er sonst gar nie zu schreiten pflegte, sie zurück begleitete nach ihrer bescheidenen Heimath.

Rosa Milfort saß eben bei den Kindern, Edward auf ihrem Schooß und Luisa zu ihrer Seite, das Buch mit den goldenen Schlössern in ihrer Hand, um den Kindern daraus zu lesen, da — gieng plötzlich die Thür auf, Rosa's eigener lieber Papa kam herein und mit ihm die getreue Daphne, der die Kinder mit einem Jubelruf entgegen sprangen.

„Daph, liebe Daph, bist wieder da! Hat dich der garstige Doktor nicht todt gemacht? Aber jetzt darfst gar nicht mehr fort!" riefen sie in heller Freude, daß Daph fast weinte vor Glück und der gute Herr Milfort durch diesen Anblick reich belohnt war für die Mühe, die er sich um die Schwarze gegeben.

„Komm', Rosa," sagte er freundlich, „wir wollen die vergnügten Leutchen allein lassen, ich will bald einmal die kleinen Leute da näher kennen lernen. Aber da," sagte er zu Daphne, indem er sie bei Seite winkte und ihr sein Geldtäschchen in die Hand stecken wollte, „das nehmet von mir, gute Daphne, damit Ihr leichter für Eure Kinder sorgen könnt."

„Ich danke, Herr," sagte diese, indem sie zurückwich, „ich danke recht schön, aber meiner Missus Kinder sollen nicht vom Almosen leben, so lang Daph noch arbeiten kann."

„Nun, so macht's wie Ihr wollt," sagte Herr Milfort mit gutmüthigem Lächeln, „aber ich will die Ketten und Schmucksachen, die Euch beinahe so in's Unglück gebracht, mitnehmen und für Euch verwahren; wenn es dann nöthig wird, so kann ich sie verkaufen zu ihrem wirklichen Werth."

Recht gerne brachte ihm Daphne all' die kostbaren Dinge und war jetzt recht erleichtert, daß sie sie nicht mehr aufheben durfte.

„Nun, Daphne, behüt' Euch Gott und denkt daran, daß Ihr einen guten Freund habt, der gern sich um Euch annehmen will."

„Danke, lieber, guter Herr, danke, der große Gott, der Euch hat geschickt mir zur Hilfe, der wird mir immer wieder helfen."

„Immer, Daphne!" sagte Rosa mit ihrem süßen Lächeln, als sie mit ihrem Vater von dannen gieng. Selbst Frau Ray wollte ihre Freude über Daphs Freilassung und ihren guten Willen zeigen und kochte einen schönen Pudding zum Abendessen, fast so gut, als ob Daphne selbst ihn verfertigt hätte, und so feierte die kleine Gesellschaft noch ein fröhliches Befreiungsfest.

Allerlei Fortschritte.

Nach diesen Tagen des Kummers und der Aufregung kam eine ruhige und stille Zeit für Daphne und die Kinder.

Jeden Morgen, ehe sie sich anschickte, um ihre Gänge zu machen, wurde Daphne's Herz erfreut durch die freundliche Stimme von Rosa Milfort, die den Kindern jeden Tag gleich lieb und willkommen war. Luisa wandte sich der lieblichen Erscheinung zu wie eine Blume dem Sonnenlicht; Alles, was früh einst die treue fromme Mutter in ihr geweckt, und was in ihrer jungen Seele geschlummert hatte, das wachte auf unter Rosa's sanftem, liebevollen Einfluß; auch Edward mochte gar gerne bei ihr sein, obgleich er stets mit unverminderter Zärtlichkeit an seiner guten, alten Daphne hieng.

Rosa unterrichtete Luisa im Lesen, da das des Kindes höchstes Verlangen war, selbst in dem Buch ihrer lieben Mutter lesen zu können; sie lehrte sie allmählig stricken und ein wenig nähen und nun wurden auch bei Regenwetter die Stunden gar nicht mehr so lang, als sie den Kindern früher manchmal gewesen waren.

Luisa lernte noch allerlei von Rosa, an was sie vorher nicht gedacht hatte. Sie war von Natur ein liebliches, sanftes und freundliches Kind, ein Engel war sie aber doch nicht, wie das Keines von uns aus sich selber wird. Durch die selbstvergessene Güte der guten Daphne, die nichts verlangte, als den Kindern ihrer Herrschaft zu dienen, waren Beide, auch Luisa, ein wenig selbstsüchtig und eigenwillig geworden. Luisa hatte ihre Daph lieb, aber sie kommandirte und ließ sich bedienen wie eine kleine Prinzessin und wurde manchmal ärgerlich, wenn die gute Schwarze, die allmählig älter wurde, ihr nicht so flink aufwarten konnte, wie sie wünschte.

Rosa lehrte sie durch ihre sanften Worte und durch ihr eigenes Beispiel, daß sie so kein Kind des guten Heilands sei, der, selbst der Herr des Himmels und der Erde, doch zu uns gekommen ist,

nicht daß er sich dienen lasse, sondern daß er diene; sie regte nach und nach in der Kleinen den Gedanken an, daß es an ihr sei, der guten Daph manche Mühe abzunehmen, da und dort eine kleine Freude zu machen, und als Luisa einmal damit begonnen, da wurde sie selbst glücklicher als vorher.

„Ich will mich jetzt selbst anziehen, liebe Daph,“ sagte Luisa eines Morgens, „und ich will auch Edward helfen, daß du früher an deine Kuchen kommst.“

„O, liebe Miß Luisa soll sich nicht so plagen,“ meinte die bescheidene Dienerin, „dazu ist Daph da!“ — aber es freute sie nachher sehr, zu sehen, wie ihre junge Herrin Alles so geschickt und nett angriff, und als Luisa ihr gar in den nächsten Tagen eine schöne, neue Schürze schenkte, die sie unter Rosa's Anleitung selbst für sie genäht hatte, da war Daph überglücklich und ganz stolz, sie hätte es gern aller Welt gezeigt und verkündet, daß liebe junge Miß das selbst gemacht habe.

Edward, der konnte ihr nun freilich nichts nähen, er verfertigte nur etwas zweifelhafte Zeichnungen, die er seiner Daph verehrte und oft recht ungeduldig wurde, wenn sie nicht gleich wußte, was sie vorstellen sollten, aber er war doch ein guter, kleiner Bursch und hielt willig still, wenn Rosa ihm Lektionen gab, weil er wußte, daß Daph sich so darüber freute.

Daphne's Kuchen wurden im ganzen Stadttheil berühmt und das Geschäft gieng immer besser; sie wurde auch manchmal in reiche Häuser als Köchin berufen, wenn da ein großes Gastmahl bereitet werden sollte, und immer gut bezahlt. So konnte sie nach der Anleitung ihrer verehrten Miß Rosa auch die heranwachsenden Kinder immer nett und passend kleiden, konnte das Stübchen nach und nach hübsch und geschmackvoll einrichten und sie sah mit inniger Herzensfreude, wie unter Rosa's Einfluß die Kinder die feineren anständigen Sitten annahmen, wie sie sich für die Kinder ihrer lieben Herrin schickten.

Mit Frau Ray blieb Daphne von nun an in guter Freundschaft und die kleine Frau durfte recht froh daran sein; ihre Gesundheit wurde immer schwächer und sie konnte die Hilfe der immer bereitwilligen guten Schwarzen gar wohl brauchen. Mary, nun sie erwachsen war, blieb nicht immer mehr so geduldig, wenn ihre Mutter sie stets als ein unnöthiges Mädchen behandelte; sie wollte einmal fort, hinaus in die weite Welt und selbst ihr Brod verdienen, dann solle ihre Mutter sehen, ob's ihr nicht doch fehle um so ein unnöthiges Mädchen.

„Nein, das thut Mary nicht," sagte die sonst so demüthige Daphne ganz bestimmt zu ihr, „Mary geht nicht hinaus in die Welt, ohne ihrer Mutter Segen; sie weiß ja, was der liebe Gott befohlen hat und sie wird ein treues Kind sein zu ihrer Mutter, und wenn die Mutter nicht freundlich ist, so wird der große Gott im Himmel Mary segnen dafür." Und Mary blieb und gab sich Mühe, ihre Mutter geduldig zu verpflegen. Die Treue ihres Kindes, die selbstlose Herzensgüte der Negerin und Rosa's freundlicher Einfluß machten auch nach und nach den Sinn der kleinen Frau milder und ihr Herz empfänglicher für die selige Lehre von unserer Schuld und Gottes Gnade, die Gesunden und Kranken allein Frieden bringen kann.

„Daph," sagte Luisa eines Morgens, ehe Daphne auf ihre Runde ausgieng, „liebe Daph, sitz' her, nun kann ich dir selbst vorlesen aus der Mutter Buch," — und mit klarer, sanfter Stimme las sie den schönen Psalm: „Der Herr ist mein Hirte, mir wird nichts mangeln. Er waidet mich auf grünen Auen und führet mich auf rechter Straße, um seines Namens willen," während Edward andächtig dabei stand und Daphne mit gefalteten Händen und freudehellen Blicken zuhörte.

„Und nun wollen wir auch ein schönes Lied singen," sagte Luisa; Edward's helles Stimmchen mischte sich mit der Luisa's, welche die schöne Singstimme von ihrer Mutter geerbt zu haben

schien, und die arme Daphne mit strömenden Freudethränen stimmte, so gut sie konnte, mit ein in den frommen Gesang.

Jeden Morgen und jeden Abend feierten sie so ihren eigenen Gottesdienst und Friede und Freude zog damit ein unter dem bescheidenen Dach, der Friede dessen, der da verheißen hat: „Wo Zwei oder Drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen."

Der umgeworfene Korb.

So wuchsen die Kinder mehr und mehr heran; Luisa war ein zartes, anmuthiges Mädchen, geschickt in Allem, was ihre liebe Lehrerin, Rosa Milfort, ihr beibringen konnte; Edward, ein tüchtiger junger Bursche, der nun eine gute Schule besuchte. Da dazu Daphne's Kuchenerwerb doch nicht ausgereicht hätte, so hatte sie eingewilligt, daß Herr Milfort eine der Ketten verkauft hatte, denn geschickt sollte ihr Edward doch werden, „so gescheidt wie Massa."

Rosa meinte oft, wie die Kinder größer und kräftiger wurden, so nähmen die Kräfte der getreuen Negerin ab, ihr Schritt sei nicht mehr so rasch, ihre Bewegungen nicht mehr so lebendig wie sonst. „Fehlt Euch etwas, liebe Daph?" fragte sie besorgt.

„O, Miß Rosa," sagte sie mit Lächeln, „Daph wird ein bischen älter, aber der liebe Gott wird sie leben lassen, so lang die lieben Kinder sie brauchen," und mit herzlicher Zuversicht blickte sie hinauf zum Himmel.

Sie schritt freilich nicht so rasch wie das erste Mal auch an diesem Morgen hinaus mit dem Korb, der jetzt immer übervoll sein mußte, aber doch getrost, und wie sie so durch die Straßen schritt und ihr jener Morgen einfiel, wo sie fast von allen Thüren so schnöde war fortgeschickt worden, da wurde ihr Herz voll Freude und Dank, wie es der liebe Gott bis hieher so gut gemacht habe mit ihr und mit ihren lieben Kindern.



Die Vorübergehenden sahen wohlgefällig auf die Schwarze mit ihrem ehrlichen, offenen Gesicht und ihrem saubern Anzug; sie selbst gab gerade auf Niemand acht, bis sie mit einem Male einen Freudensprung machte und ausrief:

„Träumt's denn Daphne so schön!“

Der Korb war heruntergefallen, Kringeln, Kuchen und Brödchen rollten auf der Gasse herum, allerlei Bettelkinder und die Gassenbuben, ihre besiegten Feinde, machten sich lustig her über das köstliche Backwerk. Daphne kümmerte sich nicht darum. Mit lautem Lachen und Weinen stürzte sie nieder und umfaßte die Kniee einer hocherstaunten Dame und küßte die Hände eines großen, blassen Herrn, der an ihrer Seite gieng.

„Die Schwarze ist toll, bringt sie weg!“ schrie ein Dabeistehender und wollte sie packen, Daphne aber war auch erkannt worden und hatte nun einen Beschützer, bei dem sie die ganze Welt nicht mehr fürchtete.

„Massa, mein lieber Herr! meine liebe, liebe Missus!“ schluchzte die treue Dienerin, als sie wieder und wieder glückselig aufschaute zu ihrer längst verloren geglaubten und heißbeweinten Herrschaft, die nun lebendig vor ihr stand.

„Daph, gute alte Daph, bist du's denn?“ sagten diese, kaum weniger bewegt, als sie ihr aufhalfen aus ihrer demüthigen Stellung; „o, unsere verstorbenen Kinder haben dich so lieb gehabt,“ sagte mit wehmüthigem Ton die Gräfin.

„Ich hab' sie ja mitgenommen! Ich hab' sie! Sie sind am Leben! Sie sind da, dem Herrn sei Dank!“ rief die glückselige Schwarze.

Was da durch die Seele der Mutter gieng, die ihre Kinder so lange beweint, als gefallen in blutigem Tod, was die Augen eines starken Mannes mit Thränen füllte, wie er sie nie geweint, das kann kein Mensch beschreiben.

Glückselig, wie ein getreues Hündchen, eilte Daphne voran,

ihnen den Weg zu zeigen zu ihren wiedergefundenen Schätzen und die Bettelkinder Newyorks in dieser Straße hielten ungehindert ihren Schmaus mit Daphne's Kunstwerken.

Bald hatten sie das kleine Haus mit den grünen Laden erreicht; einen Augenblick hielt die Mutter inne, wie um Kraft zu sammeln, dann traten sie ein.

Luisa saß am Fenster des kleinen, netten Stübchens, emsig mit einer Näharbeit beschäftigt; neben ihr auf einem Schemel Edward mit einem Buch, aus dem er der Schwester vorlas.

Die Kinder wußten nicht wie ihnen geschah, als sie sich umschlungen fanden von den Armen ihrer glückseligen Eltern, während die treue Daphne, fast außer sich vor Freude, immer rief: „Nun seid ihr nicht mehr Waisen, die Niemand haben, als die arme, dumme Daph! Der große Gott sei gepriesen!"

Allmählig konnten sie sich sammeln in Ruhe und die Kinder konnten ein Glück begreifen, wie sie es nie geträumt hatten. Wie die treue Dienerin es möglich gemacht, die Kinder zu retten von dem schrecklichen Tod und sie hieher zu bringen, das erfuhren die Eltern nach und nach. Mit inniger Freude und Dank nahmen sie wahr, wie sie nicht nur erhalten, sondern auch erzogen waren, wie sie es nur wünschen konnten für ihre Kinder, und als die Mutter fand, daß ihre Kinder frühe dem Herrn zugeführt worden waren, daß ihr junges Herz ihm eigen war und daß sie strebten nach Seinem Segen und Seinem Frieden, da schloß sie sie mit neuer Freude in die Arme, mit einer Freude, wie die Engel sie fühlen, wenn sie eine gerettete Seele dürfen einführen in die ewige Heimath.

Die Rettung der Eltern.

Das war eine Freude und ein Staunen bei Frau Ray, als Mary ihr berichtete, daß nun doch Alles wahr sei, was sie von Daphne gehört, und daß die mächtig vornehmen Leute wirklich ge-

kommen seien, denen die Kinder gehörten, die sie hatten kaum in's Haus lassen wollen! Und als die schöne, feine Dame im schwarzen Atlaskleid in ihr Krankenstübchen kam, sich an ihrem Bette niedersetzte und ihr von Herzen dankte, daß sie ihre Kinder aufgenommen, da konnte sie vor Beschämung fast kein Wort reden. Grafenkinder sind wohl nicht mehr vor ihre Thüre gekommen, gewiß aber hat sie Niemand mehr abgewiesen, der bittend daran geklopft.

Noch ehe die Kinder und Daph mit den Eltern in das Hotel zogen, wo diese zunächst Wohnung genommen hatten, waren Alle mit Rosa und Herrn Milfort noch einmal beisammen in dem alten kleinen Stübchen, weil General Latour auch diesen treuen Freunden mittheilen wollte, wie sie gerettet worden waren. Die Negerverschwörung hatte sich auch auf die ferne Pflanzung erstreckt, wo General Latour sich damals aufgehalten, und sein Kutscher, ein Neger, hatte es übernommen gehabt, seine Herrschaft zu ermorden; aber die gütige, freundliche Milde, in der seine Herrschaft, wie sie es immer gewohnt war, ihm auch am letzten Tag noch begegnete, hatte dem Burschen das Herz erweicht, und er hatte beschlossen, sie zu retten.

Sie wollten, wie gewöhnlich, in der Abendkühle eine Ausfahrt machen; dem General fiel auf, daß der Kutscher mit einbrechender Nacht nicht umkehrte, wie ihm befohlen war, er sah aus dem Wagen und fand, daß sie, statt auf dem Heimweg, nah an der Seeküste waren und ihr schwarzer Kutscher, mit einer geladenen Pistole an der Seite, eben im Begriff die Pferde auszuspannen.

Der General hatte keine Waffen auf einer Spazierfahrt, aber er sprang heraus und wollte den Burschen fassen. Der enthüllte ihm, was für ein schrecklicher Plan im Werke sei, wie im jetzigen Augenblick schon auf der Insel alle Anpflanzungen der Fremden niedergebrannt, alle Weißen getödtet seien, wie er aber seine gute Herrschaft retten wolle, d'rum habe er sie an den Strand geführt, wo ein Boot liege, um sie zu einem Schiff zu bringen, nur müßten

sie versprechen, weit fort nach Europa zu reisen, damit die andern Schwarzen nie erfahren könnten, daß sie verschont geblieben.

Hilfe war sonst keine, das sahen sie bald. Doch dachten in dieser grauenvollen Stunde die Eltern zuerst an ihre Kinder, besonders die Mutter wollte zurück um jeden Preis, lieber mit ihnen sterben, als sie allein lassen. Der Neger aber zeigte ihr den Rauch von den schon brennenden Pflanzungen und versicherte sie, daß ihre Kinder schon den letzten Schlaf schliefen, und so ließ sie sich endlich in tiefstem Jammer willenlos fortbringen zum Schiff, das sie nach Europa brachte. Der Neger kehrte zurück, nachdem er noch ihren leeren Koffer und etliche Kleidungsstücke von ihnen mitgenommen hatte, um sie seinen Genossen zu zeigen, als Beweis, daß er die schwarze That vollbracht.

Was sie an Geld und Werthsachen zufällig bei sich hatten, das reichte zu der Ueberfahrt. Aus Frankreich und aus Newyork, wo das Vermögen der Gräfin noch stand, erhielten sie später reichliche Mittel, um auf dem Festlande zu leben; daß sie in der letzten Stadt ihre Kindlein zu suchen hätten, davon freilich war ihnen keine Ahnung gekommen.

So hatten sie nun seither in der Schweiz, in Deutschland, in Frankreich gelebt, da des Generals schwache Gesundheit ihm nicht erlaubte, wieder Dienste zu nehmen. Das Leid um ihre unvergessenen Kinder war stille geworden und sie waren nach Newyork zurückgekehrt, um dort ihre Heimath zu gründen.

Und nun hatten sie hier gefunden, was sie nie mehr gehofft, die Kinder, die ihnen die Heimath lieb und schön machten! Ihr Herz floß über von unaussprechlichem Dank gegen Gottes Güte und gegen die treue Dienerin, die ihnen die Kinder gerettet.

Schluß.

Nicht ganz so schön vielleicht wie das Haus auf der Südsee-Insel, aber doch recht anmuthig und so viel sicherer war die Villa, inmitten eines blühenden Gartens gelegen, die General Latour in einer Vorstadt Newyorks für sich und die Seinen erwarb. Nun waren sie wieder daheim!

In dem seligen Gefühl, wieder vereinigt zu sein, thaten Eltern und Kinder, was sie sich nur zu liebe thun konnten, um die neue Heimath schön und glücklich zu machen, um dem Herrn ihren Dank darzubringen, der sie so wunderbar wieder zusammengeführt.

Große Gesellschaft wollten und suchten sie nicht, aber ein lieber, hochwillkommener Gast war zu jeder Zeit die liebliche Rosa Milfort, und der alte Herr Milfort freute sich die ganze Woche auf die Sonntag Abende, die er stets im Kreis der lieben Familie im Garten, oder an Regentagen in ihrem traulichen Salon zubrachte. Kapitän Jones, wenn er hie und da Rast machen konnte von seinen Reisen, wußte, daß er stets einen herzlichen Willkomm fand bei den Eltern und bei seiner weißen Wasserlilie, die jetzt rosenroth erblühte.

Auch Frau Ray und Mary wurden nicht vergessen; in das kleine rothe Haus mit grünen Laden ward Alles gesandt, was der fortwährend kränklichen Frau zur Stärkung und Erquickung dienen konnte. Als sie später starb, mit weichem und versöhntem Herzen, mit demüthiger Ergebung in den Willen des Herrn, der ihr noch so gute und brave Menschen zugeführt, da fand Mary als Freundin und Dienerin ein gutes Plätzchen in dem gesegneten Hause.

Daph aber, die getreue Daph, war unter all' den Geehrten und Geliebten die am meisten Geliebte. Der einfältige, demüthige Sinn der guten Schwarzen konnte sich gar nicht darein finden, daß sie so geehrt und gepflegt und gerühmt werden solle, daß das nette Stübchen, das man ihr einräumte, von ihrer Missus und Luisa ausgeschmückt wurde mit Allem, was sie freuen konnte. Sie konnte

sich auch wie ein Kind noch ergötzen an allem Schönen; das Liebste und Höchste aber war ihr das schöne Bibelbuch mit den goldenen Schließen, das ihre Gebieterin ihr, der armen Daph, als Andenken zu eigen gegeben und das immer auf ihrem Tischchen lag.

Sie wollte zuerst durchaus all' ihre alten Dienste versehen, doch fühlte sie bald, daß ihre Kräfte nicht mehr reichten; das aber ließ sie sich nicht nehmen, ihre Herrschaft noch beim Frühstück zu bedienen; es freute sie so, wenn bei all' dem feinen Geräthe von Silber und Porzellan ihre Miß Luisa sie immer wieder an das blanke Zinngeschirr erinnerte und an die Tische und Stühle mit Tulipanen, die ihnen einst so viel Freude gemacht.

„Wo ist denn Daphne?" fragte General Latour eines Morgens, „ich habe ihr gutes, altes Gesicht noch nicht gesehen diesen Morgen."

„Sie schläft noch," sagte seine Frau, „ich verbot den Kindern sie zu wecken; man muß ihr recht Ruhe gönnen, sie hat genug gearbeitet ihr Lebenlang."

„Gott gebe, daß wir unser Theil so redlich thun mögen, wie sie das ihre," sagte ernst der Vater.

Als es aber später wurde und Daphne sich noch immer nicht zeigte, da wollten die Kinder doch nur hineingucken, ob sie noch schlafe. Vater und Mutter giengen mit und Alle betraten ihr stilles Stübchen.

Da lag die alte Negerin ruhig, mit gefalteten Händen, wie sie am Abend eingeschlummert war, in tiefem, tiefem Schlaf. Der Strahl der Morgensonne fiel auf ihr gutes, altes Gesicht, — sie sah sie nicht mehr; es war ihr aufgegangen die Sonne der Gerechtigkeit vom Angesichte des Herrn.

Mit lautem Weinen warfen sich die Kinder über ihre alte Freundin, General Latour aber legte feierlich seine Hand auf die erkaltete Stirn und sagte: „Wohlgethan, du fromme und getreue Magd, gehe ein zu deines Herren Freude."

